

**Oldenburger Schriften zur Geschichtswissenschaft**  
**Band 15**

## **Oldenburger Schriften zur Geschichtswissenschaft**

In den *Oldenburger Schriften zur Geschichtswissenschaft* erscheinen Dokumentationen von nationalen und internationalen Tagungen, Symposien und Ringvorlesungen, die vom Institut für Geschichte veranstaltet wurden. Einen zweiten Schwerpunkt bilden Forschungsarbeiten, insbesondere von Nachwuchswissenschaftlerinnen und Nachwuchswissenschaftlern.

Das Institut für Geschichte ist eine wissenschaftliche Einrichtung an der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg.

Diese Reihe wird herausgegeben von

Prof. Dr. Gunilla Budde

Juniorprof. Dr. Thomas Etzemüller

Prof. Dr. Dagmar Freist

Juniorprof. Dr. Malte Thießen

Prof. Dr. Hans Henning Hahn

Prof. Dr. Rudolf Holbach

Prof. Dr. Dietmar von Reeken

Rudolf Holbach, Dietmar von Reeken (Hrsg.)

## **„Das ungeheure Wellen-Reich“**

Bedeutungen, Wahrnehmungen und  
Projektionen des Meeres in der Geschichte



BIS-Verlag der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg

Oldenburg, 2014

Verlag / Druck / Vertrieb

BIS-Verlag  
der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg  
Postfach 2541  
26015 Oldenburg

E-Mail: [bisverlag@uni-oldenburg.de](mailto:bisverlag@uni-oldenburg.de)

Internet: [www.bis-verlag.de](http://www.bis-verlag.de)

ISBN 978-3-8142-2310-0

## **Inhalt**

### **Rudolf Holbach/Dietmar von Reeken**

Das Meer als Geschichtsraum, oder: Warum eine historische  
Erweiterung der Meeresforschung unabdingbar ist 7

### **Raimund Schulz**

Die Antike und das Mittelmeer – ein Kampf um Routen und Ressourcen 23

### **Michael Sommer**

Ex oriente lux? Der Indische Ozean bei Griechen und Römern 33

### **Sarah Neumann**

Spiegel oder Zerrbild? Die Deutung von Meer und  
Meeresbewohnern in der mittelalterlichen Naturkunde 45

### **Tim Geelhaar**

Wendische Städte oder *civitates maritimae*?  
Sondierungen zum Sprachgebrauch in den Hanserezessen von 1256–1370 57

### **Rudolf Holbach**

Die Hanse und das Meer. Wahrnehmungen im Lichte  
spätmittelalterlicher städtischer Quellen 71

### **Norbert Fischer**

Zur Historisierung des maritimen Todes:  
Die Nordseeküste als Gedächtnislandschaft 87

### **Dietmar von Reeken**

Das Meer als Heimat? Erfahrung, Wahrnehmung, Deutung und Erinnerung  
im regionalen Gedächtnis Nordwestdeutschlands 99

### **Nina Hinrichs**

Meeresbilder – Künstlerische Auseinandersetzungen mit der Nordsee  
in der Zeit des Nationalsozialismus 115

**Stephan Scholz**

Rettung und Untergang.

Die Ostsee in der Erinnerung an Flucht und Vertreibung

133

**Verzeichnis der Autorinnen und Autoren**

151

Rudolf Holbach/Dietmar von Reeken

## **Das Meer als Geschichtsraum, oder: Warum eine historische Erweiterung der Meeresforschung unabdingbar ist**

2013 veröffentlichte der Wissenschaftliche Beirat der Bundesregierung Globale Umweltveränderungen seinen umfangreichen Bericht „Welt im Wandel – Menschheitserbe Meer“.<sup>1</sup> Das Gutachten geht von dem Bewusstsein der Endlichkeit dieses Raumes und der bereits erfolgten und noch drohenden Zerstörungen durch menschliche Eingriffe seit der Industrialisierung aus. Auf dieser Grundlage fragt es danach, „wie ein nachhaltiger Umgang mit den Meeren aussehen kann.“<sup>2</sup> Ziel ist die Schaffung einer „Meeres-Governance“, also einer regionalen, nationalen und globalen Steuerung des Umgangs mit den Meeren durch Regeln und deren kontrollierte Umsetzung. Dabei konzentriert sich das Gutachten vor allem auf die Schwerpunkte Energie und Nahrung, also auf besonders wichtige, zukunftssträchtige Ressourcen für eine wachsende Weltbevölkerung. Neben einer kritischen Bestandsaufnahme der Situation und ihrer Ursachen stehen Handlungsempfehlungen für die Politik ebenso wie die Benennung von künftigen Forschungsschwerpunkten und Forschungsallianzen im Mittelpunkt.

Deutlich wird aus dem Bericht und manchen weiteren Verlautbarungen aus anderen Staaten bzw. auf globaler Ebene, dass das Meer eines der Megathemen der Gegenwart und Zukunft ist. Dies gilt in zweifacher Hinsicht: Das Meer ist zum einen eine wichtige *Ressource* für die Menschheit schlechthin, deren Nutzung unabdingbar ist für Wohlstand und Entwicklung in globaler Perspektive, ja vielleicht sogar für das Überleben. Dies gilt für die o. g. Schwerpunkte des deutschen Berichts, also die Gewinnung von Nahrung (vor allem durch die Fischerei, aber auch als Wasserreservoir) und von Energie (fossile Brennstoffe, Offshore-Windenergie, Meeresenergien). Es erstreckt sich aber auch auf andere, hier nicht genannte Bereiche wie die Erschließung von weiteren Bodenschätzen und marinen genetischen Ressourcen, die Nutzung des Meeres als Erholungsraum (Tourismus) und nicht zuletzt auf die Rolle des Meeres als Verkehrsweg, der für den regionalen und globalen Handel unabdingbar ist – ca. 90 % des kompletten Welthandels erfolgen über die Meere.

Gleichzeitig aber – und häufig im Konflikt mit diesen Nutzungen stehend – ist das Meer auch ein *Krisenraum*: Verschmutzung und Überfischung bedrohen die marinen Nahrungsressourcen, der Klimawandel verschärft die vorhandenen Bedrohungen durch Sturmfluten und ansteigenden Meeresspiegel, rechtliche und politische Konflikte zwischen Staaten

---

1 Wissenschaftlicher Beirat der Bundesregierung Globale Umweltveränderungen (WBGU): Hauptgutachten Welt im Wandel – Menschheitserbe Meer, Berlin 2013 (online: [http://www.wbgu.de/fileadmin/ templates/dateien/veroeffentlichungen/hauptgutachten/hg2013/wbgu\\_hg2013.pdf](http://www.wbgu.de/fileadmin/templates/dateien/veroeffentlichungen/hauptgutachten/hg2013/wbgu_hg2013.pdf); Aufruf 15.12.2013).

2 Ebd., S. 1.

entstehen durch den Zugriff auf Meeresressourcen und Einflussphären, die Piraterie in manchen Regionen droht die freie Nutzung der Meere als Verkehrsweg einzuschränken, und die Meere sind häufig auch die Wege, auf denen mit teils katastrophalen menschlichen Folgen Flüchtlinge ihre Hoffnungen auf ein menschenwürdiges Dasein zu realisieren trachten. Krisenraum ist das Meer also in doppelter Hinsicht: als Raum der Krise ebenso wie als Auslöser von Krisen. Die Nutzung der Meere und ihre Bedingungen sind daher eine zentrale Herausforderung für regionale, nationale und globale Gesellschaften heute und in Zukunft.

Lösungen für diese Herausforderung zu entwickeln, benötigt eine wissenschaftliche Grundlage, daher ist das Meer ein Gegenstand zahlreicher Wissenschaften und im Fokus von Wissenschaftsförderung und wissenschaftlich interessierter Öffentlichkeit. Betrachtet man allerdings die gegenwärtige Situation der Meeresforschung, so kann man eine eindeutige Schlagseite konstatieren, wie das Gutachten für die deutsche Forschung feststellt: „Der überwiegende Teil der deutschen Meeresforschung beschäftigt sich mit Grundlagenforschung aus naturwissenschaftlicher Perspektive. Vertreten sind vor allem physikalische Ozeanographie, Meeres- und Atmosphärenchemie, Biogeochemie, biologische Meereskunde, marine Biologie, Biodiversitätsforschung sowie marine Geologie, Geophysik und Meereisphysik. Erforscht werden die Wechselwirkungen zwischen Ozean, Atmosphäre, Kryosphäre und Geosphäre, deren Veränderungen sowie die Vorhersage zukünftiger Veränderungen. Ein weiterer großer Teil erforscht schwerpunktmäßig die Funktionsweise und den Wandel mariner Ökosysteme, zum Teil auch explizit mit Bezug auf Küsten und das Land sowie auf Stoffkreisläufe, Biodiversität und Biologie marinen Lebens, einschließlich der marinen Mikrobiologie. Auch die Forschung zum Zustand der Meere, der Meeresverschmutzung sowie zur Ökotoxikologie ist vertreten. Im technischen Bereich ist die deutsche Meeresforschung auf Mess- und Monitoringtechnologien konzentriert. Es gibt aber auch Forschung zur Entwicklung von Technologien, wie etwa zum marinen Ressourcenabbau, zum Geoengineering und zum Naturschutz. Einzelne Forschungsinstitute beschäftigen sich mit ökonomischen Fragen sowie mit Fragen des Managements und des Seerechts, überwiegend mit Bezug auf die Fischerei. Die sozialwissenschaftliche Forschung und die Umweltökonomie sind schwach vertreten. Interdisziplinäre Forschung findet in erster Linie zwischen naturwissenschaftlichen Disziplinen statt.“<sup>3</sup>

Dies zeigt auch ein Blick auf andere Zusammenschlüsse und Einrichtungen: Im „Konsortium Deutsche Meeresforschung“ (KDM), in dem die wichtigsten Meeresforschungsinstitutionen vereinigt sind, um Bestrebungen auf dem Gebiet der Meereswissenschaften zu fördern, sind sozial- oder gar kulturwissenschaftliche Forschungsperspektiven kaum vorhanden,<sup>4</sup> im hier vertretenen Deutschen Meeresmuseum in Stralsund gibt es zumindest Ausstellungssequenzen zur Geschichte der Fischerei und zur DDR-Fischerei.<sup>5</sup> Ein Institut wie das Niedersächsische Institut für historische Küstenforschung (NIhK) in Wilhelmshaven,<sup>6</sup> dessen hohe Verdienste unbestritten sind, erforscht zwar natur- wie kulturwissenschaftlich die Landschafts- und Siedlungsentwicklung im Küstenraum und vereint neben naturwissenschaftlicher vor allem archäologische Kompetenz. Außer der Historischen

---

3 Ebd., S. 318f.

4 Vgl. etwa die Übersicht auf der Homepage des Konsortiums: <http://www.deutsche-meeresforschung.de/de/id2527.htm>; Aufruf 1.3.2014.

5 Siehe <http://www.meeresmuseum.de/ausstellungen.html>; Aufruf 1.3.2014.

6 Siehe <http://www.nihk.de/index.php?id=1>; Aufruf 1.3.2014.

Geographie ist die geschichtswissenschaftliche Disziplin trotz des Anspruchs, „historische“ Küstenforschung zu betreiben, hier aber derzeit personell nicht verankert und wird allenfalls über Kooperationsprojekte eingebunden. Am Hanse-Wissenschafts-Kolleg in Delmenhorst, das die Meeres- und Klima-Forschung ausdrücklich als einen Schwerpunkt seiner Arbeit definiert, wird leider nicht die Chance genutzt, die Kulturwissenschaften und speziell die Geschichtswissenschaft stärker mit einzubinden.

Der Gesamtbefund bei der interdisziplinären Meeresforschung ist jedenfalls in hohem Maße problematisch, denn die Konzentration auf naturwissenschaftlich-technische Ansätze, so wichtig diese Forschungen auch sind, birgt die Gefahr in sich, den künftigen menschlichen und gesellschaftlichen Umgang mit dem Meer auf technokratische Lösungen zu beschränken. Übersehen würde dadurch, dass die Umgangsweisen in hohem Maße durch menschliche Wahrnehmungen, Ängste, Wünsche, Projektionen usw. und durch kulturelle und gesellschaftliche Bedingungen geprägt waren und sind. Lösungsansätze im Hinblick auf einen nachhaltigeren Umgang mit dem Meer sind daher nur dann erfolversprechend, wenn sie diese Bedingungen mit berücksichtigen. Ansonsten drohen sie zu scheitern, weil sie nicht an die Erwartungen und Bedürfnisse der handelnden Menschen und der jeweiligen regulierenden und handelnden Gesellschaften angepasst sind.

Daher muss es eine deutliche kulturwissenschaftliche Erweiterung der meereswissenschaftlichen Forschung geben.<sup>7</sup> Eine solche Erweiterung ist auch in dem o. g. Gutachten systematisch mitgedacht: Das weitgehende Fehlen kulturwissenschaftlicher Forschungen und Argumentationen in weiten Teilen des Berichts ist ein eindrücklicher Beleg für die Schlagseite der Meereswissenschaften, den die Autoren selbst wahrnehmen, weshalb sie in ihrem abschließenden Kapitel, überschrieben „Empfehlungen für Forschung und Bildung“, verstärkte Anstrengungen gerade im Bereich der Kultur- und Sozialwissenschaften und der interdisziplinären Kommunikation innerhalb der Meereswissenschaften fordern, z. B. durch die Angliederung „ebenbürtig(er)“ wirtschafts-, sozial- und kulturwissenschaftlicher Abteilungen an vorhandene Forschungseinrichtungen oder die Schaffung entsprechender eigener Institutionen.<sup>8</sup>

Ein zentraler Bestandteil dieser kultur- und sozialwissenschaftlichen Anstrengungen ist die historische Meeresforschung, deren Bedeutung – wie neuere Publikationen und jüngste Initiativen nahelegen – zumindest innerhalb der Geschichtswissenschaft selbst, aber auch darüber hinaus zunehmend erkannt wird. So kreist z. B. ein Sammelband von 2010 um das Verhältnis von „Mensch und Meer in der Geschichte Schleswig-Holsteins und Dänemarks“,<sup>9</sup> fand 2012 eine Arbeitstagung des Konstanzer Arbeitskreises für mittelalterliche Geschichte über Meere als Kommunikationsräume statt<sup>10</sup> und sind für ein Symposium des Mediävistenverbandes 2015 in Bern, das sich mit Gebrauch und Symbolik des Wassers beschäftigen soll, meeresbezogene Sektionen vorgesehen. Dass solche Forschungen auch in breiteren Bevölkerungskreisen Resonanz finden, zeigen neueste, populäre Gesamtdarstel-

---

7 Vgl. als Beispiel für eine solche kulturwissenschaftliche Meeresforschung: Hannah BADER, Gerhard WOLF (Hg.), *Das Meer, der Tausch und die Grenzen der Repräsentation*, Zürich u. a. 2010.

8 WBGU (wie Anm. 1), S. 342.

9 Martin RHEINHEIMER (Hg.), *Mensch und Meer in der Geschichte Schleswig-Holsteins und Süddänemarks* (Studien zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte Schleswig-Holsteins 47), Neumünster 2010.

10 Konstanzer Arbeitskreis für mittelalterliche Geschichte e. V., Protokoll Nr. 408 über die Arbeitstagung auf der Insel Reichenau vom 18.–21. September 2012. Thema: „Maritimes Mittelalter: Meere als Kommunikationsräume“.

lungen und die diversen Print-, Audio-, TV- und Online-Produkte aus dem Umfeld der Zeitschrift „mare“.<sup>11</sup>

In dem genannten Gutachten des Wissenschaftlichen Beirats der Bundesregierung spielt die Geschichte des Umgangs mit dem Meer zwar nur eine marginale Rolle.<sup>12</sup> In den Empfehlungen zur weiteren Forschungsentwicklung und Forschungsförderung aber werden historische Fragestellungen explizit integriert, nämlich in dem Bereich der sog. „Transformationsforschung“. Hier sollen „gegenwärtige und historische Transformations- und Umbruchprozesse“ analysiert werden, um „ein besseres Verständnis von Transformationen und deren Wirkungen auf das Erdsystem zu erhalten, um daraus Schlüsse zur aktiven Gestaltung von Transformationen durch Politik ziehen zu können.“<sup>13</sup> Auch wenn die historische Forschung hier reichlich utilitaristisch legitimiert wird – im Folgenden aufgeführte zentrale Forschungsfragen: „wie verschiedene Kulturen mit dem Meer umgehen, welche Bedeutung es für sie hat und welche Umweltwirkungen sich daraus ergeben (...), wie sich der Umgang mit den Meeren und dabei die Umweltwirkungen über die Zeit verändert haben, bei besonderer Betrachtung technologischen Wandels“,<sup>14</sup> sind auch aus geschichtswissenschaftlicher Sicht sinnvoll.

Allerdings kann und darf sich die historische Meeresforschung nicht auf die Umweltwirkungen beschränken – ihr Potenzial ist deutlich breiter. Das Meer als Geschichtsraum ernst zu nehmen und ihm im Rahmen eines „spatial turn“ in den modernen Sozial- und Kulturwissenschaften zu größerem Stellenwert zu verhelfen, heißt, unterschiedliche Perspektiven des Umgangs von Menschen und Gesellschaften mit dem Meer im Zeitverlauf zu erforschen.<sup>15</sup> Hierzu gehören u. a. folgende, sich teilweise überlagernde Aspekte:

## 1 Das Meer als elementare Bedrohung

Stürme und Fluten, die im Laufe der Geschichte immer wieder die Existenz der Menschen an der Küste bedrohten oder gar vernichteten, haben reichen Niederschlag in historischen Quellen gefunden. Die Erforschung und Darstellung von historisch bezeugten Naturkatastrophen mit ihren sozialen, politischen, ökonomischen und mentalen Auswirkungen einschließlich der späteren Rezeption, die Vielfalt konkreter Investitionen, Maßnahmen und Organisationsformen (z. B. Deichgenossenschaften) speziell zur Bändigung des Meeres, zur Vorbeugung von Schäden und zum Schutz vor dem Wasser sowie zur Bewältigung von tatsächlich eingetretenen Vernichtungen und Zerstörungen sind so weiterhin ein wichtiges interdisziplinäres wie geschichtswissenschaftliches Forschungsfeld, das gerade in jüngerer

---

11 Neueste Gesamtdarstellung auf dem Sachbuchmarkt: Dieter RICHTER: Das Meer. Geschichte der ältesten Landschaft, Berlin 2014. Zu mare vgl. [http://www.mare.de/index.php?article\\_id=29](http://www.mare.de/index.php?article_id=29), Aufruf am 1.3.2014.

12 Die Geschichte des historischen Umgangs mit dem Meer kommt im kleinen einleitenden Abschnitt, überschrieben mit „Mythos Meer – Die kulturelle Bedeutung der Meere“, vor, ansonsten aber sind historische Argumentationen kaum zu finden, höchstens als unmittelbare Vorgeschichte gegenwärtiger Probleme oder Regelungen. Bezeichnend ist auch, dass sich bei den Mitgliedern des Wissenschaftlichen Beirats, den externen Gutachtern sowie den Wissenschaftlichen MitarbeiterInnen, soweit erkennbar, wohl keine GeschichtswissenschaftlerInnen befanden.

13 WBGU (wie Anm. 1), S. 322.

14 Ebd., S. 323.

15 Erste Ansätze zu einer integrierten historischen Perspektive sind Versuche, ganze Epochen unter dem Blickwinkel der Meeresbezogenheit zu untersuchen; vgl. für die Antike vor allem Raimund SCHULZ, Die Antike und das Meer, Darmstadt 2005; siehe auch seinen Beitrag in diesem Band.

Zeit stärkere Aufmerksamkeit erfahren hat.<sup>16</sup> So ist ein 2005 von der DFG genehmigtes Wissenschaftliches Netzwerk auf die „Historische Erforschung von Katastrophen in kulturvergleichender Perspektive“ fokussiert.<sup>17</sup> Über Küstenschutz und Küstengesellschaften liegen etliche Studien für den Raum der Nordsee vor, die sich vor allem auf die Frühe Neuzeit beziehen.<sup>18</sup> Im Zusammenhang mit dem Meer als elementarer Bedrohung ist u. a. auch die Frage nach einer politischen und gesellschaftlichen Destabilisierung durch Elementarereignisse oder aber einer gemeinschaftsstiftenden Rolle notwendiger Auseinandersetzung mit der Natur zu stellen.

## 2 Das Meer als Ressource und Nutzungsraum

Leben und Überleben der Menschen und das Erreichen eines bestimmten Zivilisationsstandes sind – wie erwähnt – in hohem Maße vom Verfügen oder Nichtverfügen über Vorräte und Erwerbsquellen abhängig, die gerade auch das Meer zur Verfügung stellt. Eine historische Meeresforschung muss daher den Wandel in der Erschließung von Ressourcen aus dem Wasser und in dem der See abgewonnenen Land einschließlich der damit verbundenen, z. T. aus der Konkurrenz von Wirtschaftsträgern erwachsenden Probleme vergleichend in den Blick nehmen. Untersuchungsfelder sind u. a. die Entwicklung von Fischerei und Walfang, der Landgewinnung und Landwirtschaft an der Küste oder der Gewinnung von Produkten aus dem Meer von Salz bis zu Bernstein und heute auch von Energie. Zu einzelnen dieser Bereiche gibt es zwar bereits seit längerem entsprechende Forschungsansätze oder sogar eine reiche Forschungstradition,<sup>19</sup> doch es fehlen vor allem vergleichende und

---

16 Siehe etwa: Manfred JAKUBOWSKI-TIESSEN, *Sturmflut 1717. Die Bewältigung einer Naturkatastrophe in der frühen Neuzeit (Ancien régime, Aufklärung und Revolution 24)*, München 1992; Dieter GROH/Michael KEMPE/Franz MAUELSHAGEN (Hg.), *Naturkatastrophen. Beiträge zu ihrer Deutung, Wahrnehmung und Darstellung in Text und Bild von der Antike bis ins 20. Jahrhundert (Literatur und Anthropologie 13)*, Tübingen 2003; Christian PFISTER/Stephanie SUMMERMATTER (Hg.), *Katastrophen und ihre Bewältigung. Perspektiven und Positionen*, Bern 2004; Bernd RIEKEN, „Nordsee ist Mordsee“. *Sturmfluten und ihre Bedeutung für die Mentalitätsgeschichte der Friesen (Abhandlungen und Vorträge zur Geschichte Ostfrieslands 83)*, Münster u. a. 2005; Winfried SCHENK (Hg.), *Naturkatastrophen und Naturrisiken in der vorindustriellen Zeit und ihre Auswirkungen auf Siedlungen und Kulturlandschaft (Siedlungsforschung 23)*, Bonn 2006; Lars KREYE/Carsten STÜHRING/Tanja ZWINGELBERG (Hg.), *Natur als Grenzerfahrung. Europäische Perspektiven der Mensch-Natur-Beziehung in Mittelalter und Neuzeit: Ressourcennutzung, Entdeckungen, Naturkatastrophen*, Göttingen 2009; Ortwin PELC (Hg.), *Katastrophen in Norddeutschland. Vorbeugung, Bewältigung und Nachwirkungen vom Mittelalter bis ins 21. Jahrhundert (Studien zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte Schleswig-Holsteins 45)*, Neumünster 2010.

17 Siehe etwa <http://www.h-net.org/reviews/showpdf.php?id=27304>, Aufruf 6.2.2014.

18 Vgl. etwa Marie Luisa ALLEMEYER, „Kein Land ohne Deich ...!“ *Lebenswelten einer Küstengesellschaft in der Frühen Neuzeit (Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte 222)*, Göttingen 2006; Michael EHRHARDT, „Ein gulden Bandt des Landes“. *Zur Geschichte der Deiche im Alten Land (Schriftenreihe des Landschaftsverbandes der ehemaligen Herzogtümer Bremen und Verden 18, Geschichte der Deiche an Elbe und Weser 1)*, Stade 2003; Norbert FISCHER, *Wassersnot und Marschengesellschaft. Zur Geschichte der Deiche in Kehdingen (Schriftenreihe des Landschaftsverbandes der ehemaligen Herzogtümer Bremen und Verden 19, Geschichte der Deiche an Elbe und Weser 2)*, Stade 2003; DERS., *Im Antlitz der Nordsee. Zur Geschichte der Deiche in Hadeln (Schriftenreihe des Landschaftsverbandes der ehemaligen Herzogtümer Bremen und Verden 28, Geschichte der Deiche an Elbe und Weser 3)*, Stade 2007; Michael EHRHARDT, „Dem großen Wasser allezeit entgegen“. *Zur Geschichte der Deiche in Wursten (Schriftenreihe des Landschaftsverbandes der ehemaligen Herzogtümer Bremen und Verden 29, Geschichte der Deiche an Elbe und Weser 4)*, Stade 2007; Norbert FISCHER, *Der wilde und der gezähmte Fluss. Zur Geschichte der Deiche an der Oste (Schriftenreihe des Landschaftsverbandes der ehemaligen Herzogtümer Bremen und Verden 37, Geschichte der Deiche an Elbe und Weser 5)*, Stade 2011.

19 Stellvertretend neben eben schon genannten Titeln: Dietrich SAHRHAGE, *Fischfang und Fischkult im alten Ägypten (Kulturgeschichte der antiken Welt 70)*, Mainz 1998; DERS., *Fischfang und Fischkult im alten Mesopotamien, Frankfurt am Main u. a. 1999*; Heinrich MEHL/Doris TILLMANN (Hg.), *Fischer – Boote – Netze.*

die Perspektiven vernetzende Studien. Dies gilt ebenso für die Rolle des Meeres als Transportfläche für zu befördernde Güter und die damit befassten Wirtschaftszweige, ob Schiffbau, Hafenanlagen, Herstellung von Transportgefäßen oder die Seefahrt selbst mit den damit zusammenhängenden Berufen.<sup>20</sup> Dabei spielen neben den ökonomischen Aspekten auch rechtliche Bedingungen, soziale Verhältnisse und Lebensformen sowie die kulturelle Wahrnehmung von Nutzungsmöglichkeiten mit Blick auf Überfluss oder Knappheit, Chancen oder Risiken (bis hin zum Meer als Krisenraum) eine wesentliche Rolle. Hafenstädte sind dabei von besonderem Interesse, weil sie an der Nahtstelle von Land und Meer Orte besonders intensiver kultureller Interaktion und Drehscheibe kultureller Verflechtungen sind.<sup>21</sup> Und schließlich rücken mit den in der Neuzeit immer stärker aufkommenden Vorstellungen von der heilenden Wirkung von Luft und Wasser an der See<sup>22</sup> und dem Meer als Erlebnisraum das Gesundheitswesen und der Tourismus als Möglichkeiten der Nutzung in den Vordergrund, die sich durch ganz andere Perspektiven auf das Meer und seine Nutzung auszeichnen und neue Nutzungskonflikte erzeugen.<sup>23</sup>

---

Geschichte der Fischerei in Schleswig-Holstein, Heide 1999; Carsten JAHNKE, Das Silber des Meeres. Fang und Vertrieb von Ostseehering zwischen Norwegen und Italien (12.–16. Jahrhundert) (Quellen und Darstellungen zur hansischen Geschichte NF 49), Köln u. a. 2000; Angelika LAMPEN, Fischerei und Fischhandel im Mittelalter. Wirtschafts- und sozialgeschichtliche Untersuchungen nach urkundlichen und archäologischen Quellen des 6. bis 14. Jahrhunderts im Gebiet des Deutschen Reiches (Historische Studien 461), Husum 2000; Dietrich SAHRHAGE, Die Schätze Neptuns. Eine Kulturgeschichte der Fischerei im Römischen Reich, Frankfurt am Main u. a. 2002; Ingo HEIDBRINK, „Deutschlands einzige Kolonie ist das Meer!“ Die deutsche Hochseefischerei und die Fischereikonflikte des 20. Jahrhunderts (Schriften des Deutschen Schiffahrtsmuseums 63), Hamburg 2004; Erwin SCHÜTT, Geschichte des Fischereirechts und der Fischerei im deutschen Ostseeraum. Ein Abriss 1871–1985, Rostock <sup>2</sup>2004; Marnix PIETERS (Hg.), Fishery, trade and piracy. Fishermen and fishermen’s settlements in and around the North Sea area in the Middle Ages and later. Papers from the colloquium at Oostende-Raversijde, Provincial Museum Walraversijde, Belgium, 21–23 November 2003, Brüssel 2006; Große, fette Wale. Die Geschichte des Walfangs in Druken des 15.–21. Jahrhunderts. Katalog zur Ausstellung in der Landesbibliothek Oldenburg, 22.11.2006–27.01.2007 (Schriften der Landesbibliothek Oldenburg 43), Oldenburg 2007; Ole Sparenberg, „Segen des Meeres“. Hochseefischerei und Walfang im Rahmen der nationalsozialistischen Autarkiepolitik (Schriften zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte 86), Berlin 2012; knapp: Patrick SCHWAN, Die Geschichte der (Meeres-) Fischerei. Ein Überblick, in: Cornelius MAYER-TASCH (Hg.), Meer ohne Fische? Profit und Welternährung, Frankfurt/M. u. a. 2007, S. 35–55; Frank BOTH, Mensch und Fischfang seit der Urgeschichte, in: Peter-Réne BECKER (Hg.), Mensch, Fisch! Katalog zur Sonderausstellung des Landesmuseums Natur und Mensch Oldenburg vom 10. November 2012 bis zum 7. April 2013, Oldenburg 2012, S. 19–32; populär: Marc KURLANSKY, Kabeljau. Der Fisch, der die Welt veränderte, Düsseldorf 1999.

- 20 Knapp zusammenfassend zur Seefahrt: Robert BOHN, Geschichte der Seefahrt (Beck’sche Reihe 2722), München 2011. Sehr detailreich: Helmut PEMSEL, Weltgeschichte der Seefahrt, 7 Bde, Hamburg u. a. 2000–2006.
- 21 Vgl. z. B. Christina DEGGIM, Hafenleben in Mittelalter und Früher Neuzeit. Seehandel und Arbeitsregelungen in Hamburg und Kopenhagen vom 13. bis zum 17. Jahrhundert (Schriften des Deutschen Schiffahrtsmuseums 62), Bremerhaven 2005. Zum außereuropäischen Bereich: Haneda MASASHI (Hg.), Asian Port Cities 1600–1800. Local and Foreign Cultural Interactions (Institute of Oriental Culture Special Series 22), Singapur 2009.
- 22 Schon Georg Christoph Lichtenberg befasste sich 1793 anonym im Göttinger Taschenkalender mit der Frage „Warum hat Deutschland noch kein großes öffentliches Seebad?“
- 23 Vgl. allg. Alain CORBIN, Meereslust. Das Abendland und die Entdeckung der Küste 1750–1840, Berlin 1990; ferner etwa: Hasso SPODE (Hg.), Goldstrand und Teutonengrill. Kultur- und Sozialgeschichte des Tourismus in Deutschland 1945 bis 1989 (Institut für Tourismus, Berlin, Berichte und Materialien 15), Berlin 1997; Etta BENGEN/Wilfried WÖRDEMANN, Badeleben. Zur Geschichte der Seebäder in Friesland. Begleitband zur Ausstellung im Schloßmuseum Jever vom 24.6. bis 31.10.1992 (Kataloge und Schriften des Schlossmuseums Jever 6), Oldenburg 1992; Hasso SPODE, Ein Seebad für zwanzigtausend Volksgenossen. Zur Grammatik und Geschichte des fordistischen Urlaubs, in: Peter J. BRENNER (Hg.), Reisekultur in Deutschland. Von der Weimarer Republik zum „Dritten Reich“, Tübingen 1997, S. 7–47; Dorit UNNASCH, Zwischen Politik, Erinnerung und Kommerz. Vom schwierigen Umgang mit dem Kraft-durch-Freude-Seebad Prora auf Rügen, Saarbrücken 2007; Frank BIEDERSTAEDT, „Saßnitz wird daher niemals ein bedeutendes Seebad ...“. Die Geschichte der Seebäder Crampas und Sassnitz, Elmenhorst 2009; Olga V. KURILO (Hg.), Seebäder an der Ostsee im 19. und 20. Jahrhundert (Colloquia Baltica 18), München 2009.

### 3 Das Meer als Herrschafts-, Rechts-, Krisen- und Konfliktraum

Politische wie ökonomische Macht ergibt sich nicht zuletzt oder wie im Falle von England sehr stark aus einer Herrschaft über Meere,<sup>24</sup> die diplomatisch und militärisch zu verteidigen wie rechtlich abzusichern gesucht wurde und wird. Die Frage nach sog. „Thalassokratien“, also wesentlich auf das Meer gestützten Herrschaften, wurde auf mehreren mediävistischen Tagungen gestellt,<sup>25</sup> beschäftigt speziell aber die Altertumswissenschaften. „Seemächte, Piraten und das Meer als Herrschaftsraum der Antike“ waren z. B. auch 2013 Gegenstand einer internationalen Tagung des Exzellenzclusters „Topoi“ über Seemacht und Seeherrschaft in antiken Kulturen.<sup>26</sup> Zur historischen Betrachtung des Meeres als Krisen- und Konfliktraum gehört vor allem die Berücksichtigung des Krieges zur See, der Kaperei, Piraterie und der Maßnahmen hiergegen, aber auch der rechtlichen Auseinandersetzungen. Insbesondere im Zusammenhang mit der Nutzung der Meere ergeben sich vielfältige völkerrechtliche wie sonstige juristische Fragen, die sich auf hoheitliche Befugnisse über Gewässer oder den Meeresboden allgemein, auf die räumliche Erstreckung von einzelnen Nutzungsmöglichkeiten oder auf spezielle Probleme vor allem bei Seehandel und Schifffahrt beziehen. Ein wichtiger rechtshistorischer Aspekt ist die Frage nach der Entwicklung und Umsetzung von Vorstellungen vom Meer als speziellem Freiheitsraum.<sup>27</sup> Auch wenn zu den zuvor genannten Bereichen, ob Seekrieg<sup>28</sup>, Seeraub<sup>29</sup> oder Seerecht<sup>30</sup> historische

- 
- 24 Philip DE SOUZA, *Seefahrt und Zivilisation. Wie die Beherrschung der Meere die Menschheitsgeschichte prägte*, Hamburg 2003. Zu England vgl. Richard GORSKI (Hg.), *Roles of the Sea in Medieval England*, Woodbridge/Rochester/New York 2012; Julia ANGSTER, *Erdbeeren und Piraten. Die Royal Navy und die Ordnung der Welt 1770–1860*, Göttingen 2012.
- 25 Z. B. beim Konstanzer Arbeitskreis (s. Anm. 10). Mittelalterliche Thalassokratien sind ein Forschungsfeld speziell von Jan Rüdiger: <http://www.geschichte.uni-frankfurt.de/44881343/Thalassokratie>; Aufruf 12.3.2014. Er hielt auch im Rahmen der u. e. Ringvorlesung einen entsprechenden Vortrag.
- 26 Siehe <http://www.topoi.org/event/21183/>; Aufruf 1.3.2014, sowie [http://www.fu-berlin.de/presse/informationen/fup/2013/fup\\_13\\_367/](http://www.fu-berlin.de/presse/informationen/fup/2013/fup_13_367/); Aufruf 1.3.2014. Für die Antike siehe ansonsten auch die einschlägigen Beiträge in diesem Band.
- 27 Vgl. etwa Andrea WEINDL, *Grotius's „Mare liberum“ in the political practice of early-modern Europe*, in: *Grotiana* 30 (2009) S. 131–151.
- 28 Z. B. Louis SICKING, *Neptune and the Netherlands. State, economy, and war at sea in the Renaissance (History of warfare 23)*, Leiden u. a. 2004; Robert K. MASSIE, *Castles of steel. Britain, Germany and the winning of the Great War at sea*, London 2004; Iain DICKIE u. a. (Hg.), *Die Geschichte der Seekriege*, Stuttgart 2010; Graham CUSHWAY, *Edward III and the war at sea. The English navy, 1327–1377*, Woodbridge 2011; Elaine MURPHY, *The war at sea in Ireland, 1641–1653 (Studies in history new series)*, London 2012; Craig L. SYMONDS, *The Civil War at sea*, Oxford u. a. 2012; Robert SHENK, *America's Black Sea fleet. The U.S. Navy amidst war and revolution, 1919–1923*, Annapolis 2012.
- 29 Siehe z. B. Philip de SOUZA, *Piracy in the Graeco-Roman World*, Cambridge 2002; Robert BOHN, *Die Piraten (Beck'sche Reihe 2327)*, München 2007; Angus KONSTAM, *Piracy. The complete history*, Oxford 2008; Michael KEMPE, *Fluch der Weltmeere. Piraterie, Völkerrecht und internationale Beziehungen 1500–1900*, Frankfurt am Main/New York 2010; Desanka SCHWARA, *Kaufleute, Seefahrer und Piraten im Mittelmeerraum der Neuzeit. Entgrenzende Diaspora – verbindende Imaginationen*, München 2011; Andreas OBENAUS/Eugen PFISTER/Birgit TREMMEL (Hg.), *Schrecken der Händler und Herrscher. Piratengemeinschaften in der Geschichte (Expansion, Interaktion, Akkulturation 21)*, Wien 2012; Volker GRIEB/Sabine TODT (Hg.), *Piraterie von der Antike bis zur Gegenwart (Historische Mitteilungen Beih. 81)*, Stuttgart 2012; Nikolaus JASPERT (Hg.), *Seeraub im Mittelmeerraum. Piraterie, Korsarentum und maritime Gewalt von der Antike bis zur Neuzeit (Mittelmeerstudien 3)*, Paderborn 2013; Zur mittelalterlichen Piraterie (speziell Störtebeker) liegen zahlreiche Untersuchungen vor. Das Thema des Seeraubs war ebenso Gegenstand historischer Ausstellungen und dazu gehöriger Kongresse, so in Bremen und Hamburg: Hartmut RODER (Hg.), *Piraten. Die Herren der sieben Meere [Katalogbuch zur Ausstellung Piraten – Herren der Sieben Meere, Übersee-Museum Bremen, Museum für Hamburgische Geschichte]*, Bremen 2000; DERS. (Hg.), *Piraten. Abenteuer oder Bedrohung*, Bremen 2002; Jörgen BRACKER (Hg.), *Gottes Freund, aller Welt Feind. Von Seeraub und Konvoifahrt. Störtebeker und die Folgen*, Hamburg 2001.

Überblickswerke und manche Spezialuntersuchungen vorliegen, bleibt angesichts der Vielfalt von Problemen, Krisen und Konflikten von der Antike bis zur Moderne hier noch etliche Arbeit zu leisten.

#### 4 Das Meer als Trennungs- wie als Kommunikations- und Verbindungsraum<sup>31</sup>

Gewässer verbinden menschliche Gemeinschaften und Individuen miteinander oder trennen sie. Dies gilt für politisch-herrschaftliche Einheiten wie Staaten mit ihren Grenzen, die häufig von Küstenverläufen (oder Flüssen) bestimmt werden, für den Bereich der Wirtschaft, speziell des Handels und Verkehrs, und kann sich auch auf die Kultur erstrecken. Forschungen im Zusammenhang mit dem Meer als Verbindung und Trennung müssen zunächst technische Möglichkeiten und Organisation des Transports von Personen, Waren u. a., aber auch die dahinterstehenden politisch-herrschaftlichen, militärischen, ökonomischen und sonstigen Interessen, die damit verknüpften Kontakte, gemeinsamen Aktionen oder etwaigen Auseinandersetzungen in ihren Folgen berücksichtigen. Konkret erscheinen somit nicht nur weitere historische Untersuchungen zu Schifffahrt und Häfen oder zur Verbreitung von Waren über Wasserwege als Voraussetzung von Verflechtungen wichtig. Vielmehr geht es auch um die Konsequenzen der zuvor erwähnten Maßnahmen zur Nutzung, Förderung, Beschränkung oder Regulierung des Wasserverkehrs, z. B. um die Auswirkung von Gesetzen, Verträgen und sonstigen Vereinbarungen, von Zöllen und anderen Handelshemmnissen sowie auch von militärischer Konfliktführung über See auf das Mit-, Neben- und Gegeneinander von Menschen und von staatlich-herrschaftlichen und sonstigen Organisationsformen.<sup>32</sup> Im Kontext von Verbindung und Trennung ist nicht zuletzt auf Konstanten und Veränderungen in der Wahrnehmung von Gewässern und der eigenen Möglichkeiten zu ihrer Durchquerung zu achten. Ein Ziel von Untersuchungen zum Meer als Kommunikations- und Verbindungsraum, die mit einer stärkeren global- und verflechtungsgeschichtlichen Ausrichtung der Forschung an Bedeutung gewonnen haben,<sup>33</sup> muss die Herausarbeitung von Transferprozessen in verschiedenen Bereichen sein. Inwieweit etwa meeresbedingte Verflechtungen zu speziellen europäischen, nationalen, regionalen<sup>34</sup> bzw. kulturellen Identitäten mit Integration bzw. Distinktion von anderen beigetragen ha-

---

30 Gerade zu seerechtlichen Aspekten im Hanseraum sind in jüngerer Zeit etliche Publikationen erschienen, siehe etwa die Hinweise im Beitrag von Rudolf Holbach in diesem Band, dort Anm. 86. Vgl. auch KEMPE (wie Anm. 29); Albrecht CORDES/Serge DAUCHY (Hg.), *Eine Grenze in Bewegung. Private und öffentliche Konfliktlösung in Handels- und Seerecht* (Schriften des Historischen Kollegs, Kolloquien 81), München 2013.

31 Siehe dazu auch die Tagung des Konstanzer Arbeitskreises (wie Anm. 10).

32 Zusätzlich sind die siedlungsgeschichtlichen, sozialen und kulturellen Folgen einer Nähe oder Ferne zum Wasser im Zusammenhang mit den Binnen- wie Außenkontakten bis hin zu den Möglichkeiten für Rückzug und Migration zu bedenken; siehe für diesen Aspekt bereits Detlev KRAACK, *Fluch und Segen des Meeres. Mittelalterliche und frühneuzeitliche Städte zwischen Nord- und Ostsee*, in: *Mensch und Meer* (wie Anm. 9), S. 47–85, hier S. 73–83. Als spezieller Fall sei das Leben auf einer Insel genannt, die ebenso Ort vielfältiger kultureller und sozialer Begegnung wie der Einsamkeit (Inselklöster) sein konnte. Zu den Ozeanen als Migrationsraum vgl. auch Donna R. GABACCIA/Dirk HOERDER (Hg.), *Connecting Seas and Connected Ocean Rims. Indian, Atlantic, and Pacific Oceans and China Seas Migrations from the 1830s to the 1930s* (Studies in Global Social History 8), Leiden 2011.

33 Siehe auch die Einführung von Nikolaus JASPERT im Protokoll des Konstanzer Arbeitskreises (wie Anm. 10), S. 4–8.

34 Besondere Aufmerksamkeit verdient die Frage, inwieweit das Meer zu einer speziellen Identität in Form eines Heimatgefühls beitrug und beiträgt; vgl. hierzu den Beitrag von Dietmar von Reeken in diesem Band.

ben oder noch beitragen, z. B. für den Mittelmeerraum oder die Ostsee,<sup>35</sup> ist eine weitere höchst spannende Forschungsfrage.<sup>36</sup> In diesem Kontext seien auch Versuche genannt, den Bewohnern bestimmter Küstenregionen (oder meeresbezogenen Berufsgruppen) spezielle Charaktereigenschaften zuzuschreiben und das Meer und die angrenzende Küste als eigene Kulturräume zu begreifen.<sup>37</sup>

## 5 Das Meer als Wahrnehmungs-, Erinnerungs- und Projektionsraum

Meereswahrnehmungen waren und sind geprägt von aktuellen und früheren Erfahrungen, die über Kommunikationsprozesse tradiert werden und gegenwärtiges Verhalten beeinflussen. Im Zusammenhang mit dem Meer als Geschichtsraum geht es hier speziell um die Bedingungen und Veränderungen von Meereswahrnehmungen, die auch die mit dem Meer verbundenen Gefühle einschließen, so etwa um den Wandel vom Bedrohungs- zum Lustraum, ebenso um die diversen Metapherbildungen, die eine Widerspiegelung von Bedeutungszuweisungen und Wirklichkeitserfahrung sind. Das Meer konnte als elementare Bedrohung über Stürme und Fluten oder als zu beherrschender, zu erforschender und zu vermessender Raum begriffen, erinnert und vorgestellt werden, als Chance oder Risiko, und hieraus konnten ebenso Passivität und Ergebung in das Schicksal wie erwähnte aktive Maßnahmen der Küstensicherung, der Risikominderung bei Schifffahrt und Seehandel, der Produktion von Wissen über das Meer<sup>38</sup> oder eine spezielle Religiosität resultieren.

Richtet sich unter Einbeziehung der Veränderungen in der Natur die Aufmerksamkeit auf Dynamik und Statik im kollektiven wie individuellen Wahrnehmen und im Umgang mit dem Meer, bieten sich als Untersuchungsfelder speziell die religiös-kulturellen Deutungen von Szenarien sowie daraus resultierende Forderungen und wissenschaftliche Diskurse mit ihren Konsequenzen an. Die Spannbreite reicht dabei von einer religiös-theologischen Interpretation des Meeres und seines Wassers als Geschenk, als Ort der Offenbarung und Wunder oder eben – bei Katastrophen – als Strafe bzw. Prüfung Gottes bis zu technisch-wissenschaftlichen Erörterungen, die auf der Vorstellung einer weitgehenden Beherrschbarkeit oder möglichen Reduzierung von Gefahren durch die Natur beruhen. Insgesamt muss vor dem Hintergrund einer Furcht vor dem Unkontrollierbaren und Skepsis gegenüber

---

35 Siehe etwa zum Mittelmeer außer der berühmten Braudel-Studie von 1949: Peregrine HORDEN/Nicolas PURCELL (Hg.), *The Corrupting Sea. A Study of Mediterranean History*, Oxford 2000; Raimund SCHULZ, *Die Antike und das Meer*, Darmstadt 2005; W. V. HARRIS (Hg.), *Rethinking the Mediterranean*, Oxford 2005; Rania ABDELLATIF u. a. (Hg.), *Construire la Méditerranée, penser les transferts culturels. Approches historiographiques et perspectives de recherche (Ateliers des Deutschen Historischen Instituts Paris 8)*, München 2012; DERS. (Hg.), *Acteurs des transferts culturels en Méditerranée médiévale (Ateliers des Deutschen Historischen Instituts Paris 9)*, München 2012; David ABULAFIA, *Das Mittelmeer. Eine Biografie*, Frankfurt <sup>3</sup>2013. Zur Projektion einer historisch begründeten Ostseegemeinschaft im Zusammenhang mit einer geplanten stärkeren Kooperation der Anrainer im Rahmen einer „neuen Hanse“ u. a. Thomas HILL, *Vom öffentlichen Gebrauch der Hansegeschichte und Hanseforschung im 19. und 20. Jahrhundert*, in: Antjekathrin GRABMANN (Hg.), *Ausklang und Nachklang der Hanse im 19. und 20. Jahrhundert (Hansische Studien 12)*, Trier 2001, S. 67–88, hier S. 67–69.

36 Dies gilt auch für das Hinterland. So erwähnt Rilke in seiner Beschreibung Worpstedes, dass das Meer hier „überall“ sei und die Dinge es nicht vergessen könnten. Daher ist für ihn das Meer „die Historie dieses Landes“; Rainer Maria RILKE, *Sämtliche Werke*, hg. v. Ernst ZINN, Bd. 5: *Worpstede. Rodin. Aufsätze*, Frankfurt/M. 1965, S. 27.

37 So auch bei Rilke, siehe vor. Anm. Zu den stark auf Bebauung, Wirtschaft und manifeste Kulturgüter einer Region bezogenen Begriffen „maritime Landschaft“ und „maritime Kultur“ Klaus-Joachim LORENZEN-SCHMIDT, *Maritime Landschaft Unterelbe?*, in: *Mensch und Meer (wie Anm. 9)*, S. 281–307, hier S. 282–285.

38 Vgl. etwa Joachim GRAGE (Hg.), *Beiträge zur Wissens- und Wahrnehmungsgeschichte des Meeres in der frühen Neuzeit (Cardanus. Jahrbuch für Wissenschaftsgeschichte 8)*, Heidelberg 2012.

technischen Errungenschaften einerseits, dem Vertrauen auf das Wirken höherer Mächte oder auf eigene Fähigkeiten andererseits die Entwicklung unterschiedlicher medialer Umgangsformen mit dem Meer vergleichend betrachtet werden.

In vielfältiger Weise spiegeln sich die differierenden Perzeptionen des Meeres auch in Philosophie, Literatur und Kunst wider, findet sich hier neben der Vorstellung vom treulosen oder grausamen Meer<sup>39</sup> diejenige vom „Raum der Hoffnung“ oder „der Zufälle launisch Reich“<sup>40</sup>, tritt neben die Erwartung, dass die feste Wehr hält,<sup>41</sup> die Erfahrung des Verlustes und der Gefahr<sup>42</sup>. Das Meer symbolisiert das Ewige<sup>43</sup> und das Unendliche, das Unergründliche, Geheimnisvolle oder Unheimliche<sup>44</sup>, ist die gewaltige Natur, der der einzelne Mensch gegenübersteht<sup>45</sup>, und das Bild vom „wildem“ Meer, der tosenden See, die dazu zwingt, sich am Mastbaum festzuhalten<sup>46</sup>, steht auch für die eigene Aufgewühltheit und das Suchen nach Halt. Gelegentlich erscheint das Meer aber auch als sanft<sup>47</sup>, wird zum

- 
- 39 Zum treulosen Meer bereits der sich an anderer Stelle auch mit der Frage, warum das Meer nicht überläuft, beschäftigende LUKREZ, *Von der Natur*. Lateinisch – deutsch, hg. u. übers. von Hermann DIELS, Berlin <sup>3</sup>2013, S. 140f. Die Vorstellung vom grausamen oder unbarmherzigen Meer findet sich z. B. in Ludwig Tiecks Erzählung von der schönen Magellone im *Phantásus*; Ludwig TIECK, *Phantásus*, Bd. 6, hg. v. Manfred FRANK (Bibliothek deutscher Klassiker 2), Frankfurt/M. 1985, S. 281, oder in Theodor Storms *Schimmelreiter*; Theodor STORM, *Sämtliche Werke in vier Bänden*, Bd. 1: *Gedichte, Novellen 1848–1867*, hg. v. Dieter LOHMEIER (Bibliothek deutscher Klassiker 19), Frankfurt/M. 1987, S. 57. In Rilkes 1901 entstandener, 1903 veröffentlichter Erzählung „Der Totengräber“ ist gleichfalls von einem Meer die Rede, das „grau und grausam“ die daran wohnenden Menschen traurig und still gemacht habe; RILKE, *Werke* (wie Anm. 36), Bd. 4: *Frühe Erzählungen und Dramen*, Frankfurt/M. 1986, S. 692.
- 40 Dies in Friedrich Schillers 1803 erschienenem Trauerspiel mit Chören „Die Braut von Messina oder Die feindlichen Brüder“; Friedrich SCHILLER, *Werke und Briefe in zwölf Bänden*, Bd. 5: *Maria Stuart. Die Jungfrau von Orleans. Die Braut von Messina. Wilhelm Tell* (Bibliothek deutscher Klassiker 132), Frankfurt/M. 1996, S. 52.
- 41 So im Gedicht „Ostern“ von Theodor Storm, das mit den Worten endet: „Das Land ist unser, unser soll es bleiben“; STORM, *Werke* (wie Anm. 39), S. 57.
- 42 Z. B. als Hintergrund auch bei Annette von Droste-Hülshoff in der Ballade „Die Vergeltung“; Annette von DROSTE-HÜLSHOFF, *Historisch-Kritische Ausgabe. Werke, Briefwechsel*, Bd. 1,1: *Gedichte zu Lebzeiten*. Text, bearb. von Winfried THEISS, Tübingen 1985, S. 280–284. Zum Thema der „Wasserangst“ vgl. auch Jean DELUMEAU, *Angst im Abendland. Die Geschichte kollektiver Ängste im Europa des 14. bis 18. Jahrhunderts*, Bd. 1 (Rororo 7919), Reinbek 1985, S. 49–63; Horst BREDEKAMP, *Wasserangst und Wasserfreude in Renaissance und Manierismus*, in: Hartmut BÖHME (Hg.), *Kulturgeschichte des Wassers (Suhrkamp Taschenbuch 1486)*, Frankfurt/M. 1988, S. 145–188, sowie den unter Anm. 73 genannten Katalogband.
- 43 „Ein ewiges Meer“ nennt der Geist in der Begegnung mit Faust im ersten Teil der Tragödie; Johann Wolfgang von GOETHE, *Sämtliche Werke, Briefe, Tagebücher und Gespräche*, Abt. 1, Bd. 7,1: *Faust. Texte*, hg. v. Albrecht SCHÖNE (Bibliothek deutscher Klassiker 114), Frankfurt/M. <sup>4</sup>1999, S. 37. Der „Meergruß“ zu Beginn des zweiten „Nordseezyklus“ in Heines Buch der Lieder spricht ebenso vom ewigen Meer; Heinrich HEINE, *Sämtliche Werke*, Bd. 1: *Gedichte (Winkler-Weltliteratur Dünndruckausgabe)*, München 1972, S. 208.
- 44 Als solches begegnet es an mehreren Stellen bei Wilhelm RAABE, *Sämtliche Werke*, Bd. 6, *Der Hungerpastor*, Göttingen 1966. Geheimnisvoll rauschen die Wogen auch etwa in Heines „Buch der Lieder“, wenn er in „Die Heimkehr“ den Abend aufziehen lässt; HEINE, *Werke* (wie Anm. 39), S. 135. Für Agrippa von Nettesheim gibt es das „unerforschliche Meer“; Heinrich Cornelius Agrippa von NETTESHEIM, *Die Eitelkeit und Unsicherheit der Wissenschaften und die Verteidigungsschrift*, hg. v. Fritz MAUTHNER, Bd. 1 (Bibliothek der Philosophen 5), München-Wien 1913, Ndr. Wiesbaden 1969, S. 108.
- 45 Siehe z. B. Georg Heyms Erzählung „Ein Nachmittag. Beitrag zur Geschichte eines kleinen Jungen“; Georg HEYM, *Dichtungen und Schriften. Gesamtausgabe*, Bd. 2: *Prosa und Dramen*, hg. v. Karl Ludwig SCHNEIDER, München <sup>2</sup>1986, S. 66. Ähnliche Gedanken finden sich bei Heinrich Heine, wenn er im zweiten Teil seiner „Reisebilder“ die Nordsee 1826 beschreibt; vgl. Heinrich HEINE, *Sämtliche Werke*, Bd. 2: *Dichterische Prosa, Dramatisches*, München <sup>7</sup>2006, z. B. S. 83.
- 46 Entsprechende Formulierungen finden sich gerade in der Lyrik von Heinrich Heine; HEINE, *Werke* (wie Anm. 45), z. B. S. 133–135, 209f., 247f.
- 47 So erscheint das Meer als freundlich „mit sanfter Flut“ bei Heinrich Heine (*Neue Gedichte: Seraphine*); HEINE, *Werke* (wie Anm. 45), S. 249, siehe auch S. 206. Auch die Meeresstille kann indessen als „fürchterlich“

Erlebnis- und Sehnsuchtsraum, ist das „Schönste, was wir hienieden haben“, füllt „so stark und mächtig die Seele“<sup>48</sup>, ist Anlass zur Entzückung<sup>49</sup>, bietet einen prächtigen Anblick<sup>50</sup> oder verbindet sich mit Freiheit und Abenteuer<sup>51</sup>.

Die Metapher vom Meer im Zusammenhang mit dem nicht oder kaum Messbaren, mit der Fülle, dem Unergründlichen<sup>52</sup> oder Unsicheren (Meer der Vergangenheit<sup>53</sup>, der Erinnerung<sup>54</sup> oder der Vergessenheit<sup>55</sup>, Meer der Phantasie<sup>56</sup>, Meer der Ewigkeit<sup>57</sup>, Meer des Todes<sup>58</sup>, Meer des Unglaubens<sup>59</sup>) wird vor allem auch mit übergroßen Emotionen verbun-

- 
- empfundener werden, so in Goethes gleichnamigem Gedicht; GOETHE, Werke (wie Anm. 43), Abt. 1, Bd. 1: Gedichte 1756–1799, hg. v. Karl EIBL (Bibliothek deutscher Klassiker 18), Frankfurt/M. <sup>2</sup>1998, S. 650.
- 48 Wilhelm HEINSE formuliert dies in seinem Roman „Ardinghello“, der sich auf Italien im 16. Jh. bezieht; Wilhelm HEINSE, Ardinghello und die glückseligen Inseln. Kritische Studienausgabe (Universalbibliothek 9792), Stuttgart 1975, S. 88. Siehe auch HEINE, Werke (wie Anm. 45) S. 83: „ich erscheine mir dann selbst amiesenklein, und dennoch dehnt sich meine Seele so weltenweit“.
- 49 Dies gilt insbesondere für Schilderungen des Mittelmeers, z. B. in Goethes Italienischer Reise, aber auch in der Antike bei: Anicius Manlius Severinus BOETHIUS, Trost der Philosophie lateinisch – deutsch, hg. u. übers. von Ernst GEGENSCHATZ (Dtv Bibliothek 6116), München 1981, S. 66f. (*sereni maris facie gaudemus*); an anderer Stelle wird das Meer auch als bedrohlich dargestellt (S. 14f.) oder erscheint als gelegentlich sanft, dann aber als empörbrandend (S. 48f.).
- 50 Meer und Strand als Orte der Erholung über Ausflüge und Spaziergänge spielen denn auch bei Fontane mehrfach in der „Effi Briest“ (16. u. 24. Kapitel) sowie in „Unwiederbringlich“ (3. Kapitel) eine Rolle. Aber auch die Eintönigkeit und das Grau können sich mit dem Meer verbinden, so in Theodor Storms Gedichten „Die Stadt“ und „Am Meeresstrand“; STORM, Gedichte (wie Anm. 39), S. 14.
- 51 „Das freie Meer befreit den Geist“, heißt es etwa in Goethes Faust; GOETHE, Werke (wie Anm. 43), S. 432; siehe auch SCHILLER, Werke (wie Anm. 40), S. 52.
- 52 Jean Paul schwärmt in seinem „Titan“ vom Blick ins „unergründliche“ Meer und nennt das „ungeheuerer Wellen-Reich“; Jean PAUL, Werke, Abt. 1, Bd. 3: Titan, hg. v. Norbert MILLER, München <sup>4</sup>1980, S. 609.
- 53 Ebd., S. 671. Vom Meer der Zeiten ist in Goethes Torquato Tasso die Rede; GOETHE, Werke (wie Anm. 43), Abt. 1, Bd. 5: Dramen 1776–1790, hg. v. Dieter BORCHMEYER (Bibliothek deutscher Klassiker 32), Frankfurt/M. 1988, S. 822.
- 54 So bei Sören KIERKEGAARD, Gesammelte Werke, Abt. 1: Entweder-Oder, T. 1, Düsseldorf 1956, S. 64.
- 55 Diese Verbindung taucht etwa bei Friedrich von Schlegel in der „Lucinde“ auf, in der aber auch vom „Meer allgemeiner Begeisterung“ die Rede ist; Friedrich von SCHLEGEL, Lucinde. Ein Roman. Studienausgabe, hg. v. Karl Konrad POLHEIM (Universalbibliothek 320), Stuttgart 2001, S. 88 und 74. Zum Meer der Vergessenheit auch Gottfried KELLER, Sämtliche Werke in sieben Bänden, hg. v. Thomas BÖNING, Bd. 2: Der grüne Heinrich. Erste Fassung (Bibliothek deutscher Klassiker 3), Frankfurt/M. 1985, S. 329. In Goethes Faust wird hingegen vom „Meer des Irrtums“ gesprochen; GOETHE, Werke (wie Anm. 43), S. 56.
- 56 Dies findet sich im zweiten Kapitel des zweiten Buchs des Romans „Alte Nester“ von Wilhelm RAABE, Sämtliche Werke [Braunschweiger Ausgabe], bearb. von Karl HOPPE, Bd. 14: Alte Nester. Das Horn von Wanza, Freiburg 1955, S. 148. Ein „Meer von Ahnungen und Träumen“ begegnet hingegen bei Ernst Theodor Amadeus HOFFMANN, Sämtliche Werke in sechs Bänden, hg. v. Hartmut STEINECKE/Wulf SEGEBRECHT, Bd. 2.2: Die Elixiere des Teufels (Bibliothek deutscher Klassiker 37), Frankfurt/M. 1985, S. 242.
- 57 So in Schillers Gedicht „Die Führer des Lebens“, in den Sudelbüchern von Georg Christoph Lichtenberg oder gleich mehrfach auch bei Jean Paul im „Titan“, „Hesperus“ und in „Kurze Nachschrift oder Nachlese der Vorlesung über Schiller“ in der „Vorschule der Ästhetik“. Siehe SCHILLER, Werke (wie Anm. 40), Bd. 1: Gedichte, hg. v. Georg KURSCHIEDT (Bibliothek deutscher Klassiker 74), Frankfurt/M. 1992, S. 282; Georg Christoph LICHTENBERG, Schriften und Briefe, Bd. 1: Sudelbücher 1, hg. v. Wolfgang PROMIES, Frankfurt/M. 1998, S. 617 (L. 392); Jean PAUL, Werke, Abt. 1, Bd. 1: Die unsichtbare Loge. Hesperus, hg. v. Norbert MILLER, München 1960, S. 677; DERS., Werke (wie Anm. 52), S. 754; DERS., Werke, Abt. 1, Bd. 5: Vorschule der Ästhetik. Levana oder Erziehlehre. Politische Schriften, München <sup>3</sup>1973, S. 394.
- 58 Dies im zweiten Gesang des „Messias“; Friedrich Gottlieb KLOPSTOCK, Werke und Briefe. Historisch-kritische Ausgabe, Abt. IV, Bd. 3: Der Messias. Text/Apparat, hg. v. Elisabeth HÖPKER-HERBERG, Berlin u. a. 1996, S. 31.
- 59 Das „stürmende Meer des Unglaubens“, auf das der Mensch vom Teufel hinausgestoßen wird, erwähnt Bettina von Arnim in „Dies Buch gehört dem König“; Bettina von ARNIM, Werke und Briefe in vier Bänden, Bd. 3: Politische Schriften, hg. v. Wolfgang BUNZEL (Bibliothek deutscher Klassiker 119), Frankfurt/M. 1995, S. 42.

den: Beispiele sind das Meer von Seligkeit<sup>60</sup>, das Meer der Leidenschaft<sup>61</sup>, der Liebe<sup>62</sup>, der Sehnsucht<sup>63</sup>, der Angst<sup>64</sup>, der Schwermut<sup>65</sup> oder das Meer von Kummer und Verwirrung<sup>66</sup>. Das Meer steht gerade für „Gemüt und Seele“<sup>67</sup>, aus deren Tiefe Bilder auftauchen und sich wieder verflüchtigen<sup>68</sup>. Das Meer erscheint lebendiger als alles andere durch seine „Mannigfaltigkeit und Bewegung“<sup>69</sup>. Es ist zugleich der Raum, den es zu erforschen gilt.<sup>70</sup>

Schließlich betont die jüngere Forschung auch die Bedeutung der Meeresbilder im wahrsten Sinne des Wortes, also der visuellen Darstellung des Meeres in unterschiedlichen Formen (Kunstwerke, Fotografien, Filme etc.).<sup>71</sup> Sprachliche und bildliche Repräsentationen sind zugleich ein Ausdruck zeitgenössischer wie tradierter Meereswahrnehmungen und lassen Rückschlüsse auch auf aktuelle Projektionen zu, die dem Meer bestimmte Eigenschaften zuweisen und daraus Handlungsoptionen ableiten.

Insgesamt kann in den genannten Bereichen die historische Perspektive im Vergleich zur in der Meeresforschung dominanten Gegenwarts- und Zukunftsperspektive zur Schärfung und

---

60 Von ihm wird gesprochen im „Spaziergang nach Syrakus im Jahre 1802“ von: Johann Gottfried SEUME, Werke in zwei Bänden, hg. v. Jörg DREWS, Bd. 1: Mein Leben. Spaziergang nach Syrakus im Jahre 1802. Mein Sommer 1805 (Bibliothek deutscher Klassiker 85), Frankfurt/M. 1993, S. 241.

61 Dies schreibt Schiller in seinem Gedicht „Die Würde der Frauen“ den Männern zu; SCHILLER, Werke (wie Anm. 40), S. 448. Die Philosophie als Schutz und Hort gegen das „Meer unserer Leidenschaften“ nennt Bettina von Arnim in „Dies Buch gehört dem König“; von ARNIM, Werke (wie Anm. 59), S. 148; siehe auch KIERKEGAARD, Entweder-Oder (wie Anm. 54), S. 349.

62 Siehe dazu etwa das „Passionslied“ von Christian Fürchtegott GELLERT, Gesammelte Schriften. Kritische, kommentierte Ausgabe, Bd. 2: Gedichte, Geistliche Oden und Lieder, hg. v. Heidi JOHN/Carina LEHNEN/ Bernd WITTE, Berlin/New York 1997, S. 171. Der Begriff begegnet auch bei KIERKEGAARD, Entweder-Oder (wie Anm. 54), S. 369.

63 So in Eichendorffs Gedicht „Frühling“ oder bei E. T. A. Hoffmann in „Prinzessin Brambilla“; Joseph von EICHENDORFF, Werke in sechs Bänden, Bd. 1: Gedichte, Versepen, hg. v. Hartwig SCHULTZ (Bibliothek deutscher Klassiker 21), Frankfurt/M. 1987, S. 377 (Eichendorff spricht aber in „Der Unverbesserliche“ auch vom „Meer von Papier“, S. 297f.); Ernst Theodor Amadeus HOFFMANN, Sämtliche Werke in sechs Bänden, hg. v. Hartmut STEINECKE/Wulf SEGBRECHT, Bd. 3: Nachtstücke, Klein Zaches, Prinzessin Brambilla (Bibliothek deutscher Klassiker 7), Frankfurt/M. 1985, S. 793.

64 Franz Grillparzer gegen Ende des Ersten Aufzugs in „Die Jüdin von Toledo“; Franz GRILLPARZER, Werke in sechs Bänden, hg. v. Helmut BACHMEIER, Bd. 3 (Bibliothek deutscher Klassiker 20), Frankfurt/M. 1987, S. 498.

65 So in „Also sprach Zarathustra“ im Abschnitt „Unter Töchtern der Wüste“ Friedrich NIETZSCHE, <http://www.nietzschesource.org/#eKGWB/Za-IV-Toechter-1>, Aufruf 1.3.2014.

66 Dies erscheint bei Mörike im „Maler Nolten“; Eduard MÖRIKE, Werke und Briefe, Bd. 3: Maler Nolten, hg. v. Herbert MEYER, Stuttgart 1967, S. 374. Von einem „Meer von Argwohn“ spricht Zawesch bei Franz Grillparzer in „König Ottokars Glück und Ende“; GRILLPARZER, Werke (wie Anm. 64), Bd. 2 (Bibliothek deutscher Klassiker 14), Frankfurt/M. 1986, S. 425.

67 So im 5. Kapitel in Adalbert Stifters Erzählung „Der Hochwald“: Adalbert STIFTER, Werke und Briefe. Historisch-kritische Gesamtausgabe, Bd. 1,4: Buchfassungen, hg. v. Alfred DOPPLER/Wolfgang FRÜHWALD, Köln/Mainz 1980, S. 287.

68 Dies auch in der Nordseedarstellung bei Heinrich Heines Reisebildern (wie Anm. 45), S. 81.

69 HEINSE, Ardinghello (wie Anm. 48), S. 347. Siehe auch GOETHE, Werke (wie Anm. 43), Abt. 1, Bd. 3: West-östlicher Divan, hg. v. Hendrik BIRUS (Bibliothek deutscher Klassiker 113), Frankfurt/M. 1994, S. 362: „Das Meer flutet immer, Das Land behält es nimmer“.

70 So fordert Nietzsche in „Die fröhliche Wissenschaft“ im Vierten Buch (§ 283) bildlich dazu auf, die „Schiffe in unerforschte Meere“ zu schicken; <http://www.nietzschesource.org/#eKGWB/FW-283>, Aufruf 1.3.2014. Insgesamt zur Wahrnehmung des Wassers etwa auch Sybille SELBMANN, Mythos Wasser. Symbolik und Kulturgeschichte, Karlsruhe 1995; Gernot BÖHME/Hartmut BÖHME, Feuer Wasser, Erde, Luft, Eine Kulturgeschichte der Elemente (Beck'sche Reihe 1565), München 2004 sowie den unter Anm. 73 genannten Katalogband.

71 Vgl. etwa Jörg SCHÖNING (Red.), Bewegte See. Maritimes Kino 1912–1957, München 2007; Nicole HEGENER/Lars U. SCHOLL (Hg.): Vom Anker zum Krähennest. Nautische Bildwelten von der Renaissance bis zum Zeitalter der Fotografie (Deutsche maritime Studien 17), Bremen 2012; siehe auch den Beitrag von Nina Hinrichs in diesem Band.

Profilierung eines wichtigen Forschungsfeldes beitragen, indem die Bedingungen menschlichen maritimen Denkens, Fühlens und Handelns ermittelt und im Zeitverlauf verfolgt sowie langfristige Folgewirkungen von Handeln und Nicht-Handeln untersucht werden können.

Unsere eigenen Überlegungen zur historischen Profilierung der Meeresforschung an den Universitäten Oldenburg und Bremen<sup>72</sup> waren – schon lange vor dem Erscheinen des erwähnten Gutachtens – der Hintergrund für einen Forschungsaustausch und die Idee, an der Carl von Ossietzky Oldenburg 2010 eine Ringvorlesung zum Thema „Meereswahrnehmungen“ zu veranstalten. Sie sollte vorhandene und neue Forschungsansätze aus den verschiedenen historischen Epochen zusammenführen und bezog über die Geschichtswissenschaft hinaus auch die Kunstgeschichte mit ein. Die meisten Vortragenden waren gern bereit, ihren Vortrag zu einem längeren wissenschaftlichen Beitrag auszuarbeiten<sup>73</sup> und für diesen Sammelband bereit zu stellen – außerdem konnten wir einige Kolleg/innen gewinnen, die in demselben Forschungskontext arbeiten. Das Spektrum des Bandes reicht daher zeitlich von der Antike bis ins 20. Jahrhundert und umfasst unterschiedliche maritime Räume (Nord- und Ostsee, Mittelmeer, Indischer Ozean).

Die antiken Zivilisationen waren wesentlich vom Mittelmeer geprägt, ja sie waren, so Raimund Schulz (Bielefeld), „urbane Küstenkulturen“. Schulz stellt daher dieses Meer in den Mittelpunkt seines Beitrags und fragt in einem Längsschnitt von der griechischen Frühzeit bis zur Spätantike nach seiner Rolle. Von zentraler Bedeutung war dabei, dass die natürlichen Ressourcen im Mittelmeerraum, sowohl Bodenschätze als auch landwirtschaftlich günstige Gebiete, ungleich verteilt waren, so dass Transporte der Waren über das Meer notwendig waren. Schulz stellt daher vor allem die Bedeutung der Kontrolle über Ressourcen (insbesondere Getreide) und über die Seewege ins Zentrum seiner Analyse. So waren etwa die politischen und militärischen Auseinandersetzungen zwischen Athen und Sparta, zwischen Rom und Karthago oder zwischen Rom und den Vandalen ganz wesentlich Konflikte um die Getreide produzierenden Regionen und die Herrschaft über die Meere, über die die lebensnotwendigen Ressourcen transportiert wurden.

Michael Sommer (Oldenburg) kann darüber hinaus zeigen, dass auch ein zweites Meer in der Antike eine wichtige Rolle spielte: der Indische Ozean. Für Alexander den Großen war er noch eine unbekannte Welt, ja er schien sogar das Ende der damals bekannten Welt darzustellen, wobei Alexander wohl wusste, dass das in der Realität keineswegs der Fall war; aber das Ende seines Feldzuges hatte für einen Eroberer seines Kalibers am „Ende der Welt“ sozusagen sein natürliches Ende. 300 Jahre später aber war der Indische Ozean vertraut geworden, weil über ihn auf unterschiedlichen Routen Luxuswaren wie Gewürze, Edelsteine oder Seide aus China, die für die römische Oberschicht wichtig waren, in die Welt des Mittelmeeres transportiert wurden. Waren zuvor wagemutige Eroberer die zentralen Akteure gewesen, so waren es jetzt die Kaufleute, für die die Reisen nach Indien zwar gefährvoll, aber doch mittlerweile alltäglich geworden waren, so dass geradezu ein „Pen-

---

72 An den Gesprächen war auch der Kollege Tassilo Schmitt aus Bremen regelmäßig beteiligt.

73 Zum Vortrag von Antje Sander „Die jämmerliche Flut und das herrliche Meer: Das ambivalente Verhältnis der Friesen zu ihrem Meer“ sei darauf hingewiesen, dass er bereits an anderer Stelle publiziert worden ist, nämlich im Katalogband „Alles fließt“ zu einer Gemeinschaftsausstellung verschiedener nordwestdeutscher Museen; Antje SANDER, Jämmerliche Wasserflut, in: Alles fließt. Zur Kulturgeschichte des Wassers, hg. vom Kulturrat Oldenburg, Bramsche 2010, S. 82–95.

delverkehr“ zwischen den beiden Meeren entstand. Bei aller Normalität in Handelsangelegenheiten besangen die Dichter allerdings nach wie vor den Indischen Ozean und die an ihn grenzenden Länder als sagenhafte Reiche voller Wunder, projizierten ihre Träume und Sehnsüchte auf das ferne Meer.

Tim Geelhaar (Frankfurt/Main) vermag über eine differenzierte Analyse des Sprachgebrauchs in den Quellen des 13. und 14. Jahrhunderts zu verdeutlichen, wie sehr das Meer im Mittelalter auch als Projektion für politische Zwecke benutzt wurde. Der in der Historiographie für Lübeck, Hamburg, Wismar, Rostock, Stralsund, Greifswald und andere Orte an der Ostsee übliche Sammelbegriff der „wendischen Städte“ lässt sich bis in die zweite Hälfte des 13. Jahrhunderts zurückverfolgen, wurde jedoch von diesen selbst zunächst nur selten gebraucht. Wichtiger als Selbstbezeichnung war die etwa gleichzeitig aufkommende Benennung als „Seestädte“ (*civitates maritimae*), mit der der Autor außer der Betonung eines Sonderstatus als Städtegruppe innerhalb der Hanse die Motivation verbindet, ein nicht hierarchisches Verhältnis zueinander zum Ausdruck zu bringen und zugleich fremde Herrschaftsansprüche abzuwehren, indem man sich auf das keiner Herrschaft unterstehende Wasser bezog. Erst um 1370 im Zusammenhang mit den Auseinandersetzungen mit Dänemark hat hiernach eine Ausweitung des meerischen Bezugs auch auf andere verbündete Seestädte zu einer weiteren Spezifizierung von Gruppen geführt, wobei der damals ebenfalls überlieferte Begriff der „Städte von der wendischen Küste“ immer noch auf den Handel über See verweist.

Ausgehend von Rörigs fragwürdiger These einer Meeresbezogenheit und -bedingtheit der Hanse behandelt Rudolf Holbach (Oldenburg) die mittelalterliche Wahrnehmung der Nord- und Ostsee durch Kauffleute und Städte und zieht dazu unterschiedliche Quellengruppen vor allem aus Lübeck heran. Das Meer erscheint, wie Chroniken, Briefe, Rechtsquellen, Rechnungsbücher oder auch Bildquellen belegen, als Gefahr und unberechenbarer Risikofaktor im Handel wie als Raum kriegerischer Auseinandersetzungen – einschließlich der wirtschaftlichen Folgen –, spielt im Kontext rechtlicher Regelungen und Auseinandersetzungen eine Rolle, wird verschiedentlich als Nutzungsraum und Transportfläche thematisiert und tritt ebenfalls als ein Faktor bei der Religiosität wie einer bürgerlichen Selbstdarstellung und Identität entgegen. Von daher lassen sich vielfache Meeresbezüge bei einzelnen Hansestädten herstellen, darf daraus jedoch nicht eine generelle Meerbedingtheit der Hanse abgeleitet werden.

Welch vielfältige Deutungsmuster zwischen Idealisierung und Dämonisierung sich mit dem Meer und den als andersartig wahrgenommenen Wasserwesen im Mittelalter verbanden, wie sie in die Ordnungssystematik integriert und inwieweit sie auf das Eigene, das menschliche Leben und die Gesellschaft bezogen wurden, führt Sarah Neumann (Oldenburg) mit einem kultur- und mentalitätsgeschichtlichen Ansatz am Beispiel naturkundlicher Schriften des 12.–15. Jahrhunderts vor Augen. Deutlich wird dabei, dass die Vorstellungen in den Bestiarien, enzyklopädischen und anderen Schriften unter Bezug auf biblisch-theologische wie antike Modelle sowohl an Raumerfahrungen als auch an Körper- und Geschlechterkonstruktionen anknüpften. So erscheinen Meer und Wasser als unergründlich tief und fremd, als gewaltig und bedrohlich, aber auch als lebensspendend, und die darin lebenden Wesen können monströs, dämonisch und verworfen ebenso wie keusch oder fürsorglich dargestellt werden, so dass sich insgesamt in der Wasserwelt zahlreiche Projektionen menschlicher Emotionen wie Denk- und Verhaltensweisen wiederfinden.

Mit der Nordseeküste als Gedächtnislandschaft, bezogen auf Katastrophen und maritimen Tod, befasst sich Norbert Fischer (Hamburg) anknüpfend an Halbwachs, Nora und Schama und stellt an verschiedenen Beispielen die identitätsstiftende und kompensatorische Funktion einer Historisierung vor dem Hintergrund eines Umbruchs in der Küstengesellschaft seit dem 19. Jahrhundert dar. Das aufkommende Seebäderwesen mit städtisch-bürgerlichen Einflüssen von außen, der Verlust politischer Autonomie und moderne wirtschaftliche und soziale Strukturveränderungen förderten und fördern das Streben nach einer konsensualen Selbstvergewisserung unter Bezug auf die ständige Bedrohung und die Tragödien durch die See. Dies lässt sich an Friedhöfen für namenlose Strandleichen, an Gedenksteinen, Kreuzen und anderen Artefakten der Erinnerung für diese wie für auf See gebliebene Personen, an Flutmarken und Sturmflut-Memorials und an Erinnerungsorten für versunkene Schiffe und Besatzungen festmachen, wodurch eine ganze „Gedächtnislandschaft“ konstruiert und zur Schau gestellt wird.

Dietmar von Reeken (Oldenburg) konzeptualisiert in seinem Beitrag ein kulturwissenschaftliches Forschungsfeld, indem er nach den Beziehungen zwischen Meer und Meeresanrainern fragt und drei Ebenen der Erfahrung und Deutung des Meeres unterscheidet: eine ständige Herausforderung und Bedrohung für Leben und wirtschaftliche Existenz, eine Abhängigkeit vom Meer als Lebensgrundlage wie eine Romantisierung der Natur im Gegensatz zur Großstadt verbunden mit Sehnsüchten und Imaginationen. Als Untersuchungsfeld dient ihm die nordwestdeutsche Heimatbewegung, weil zu ihrem Selbstverständnis eine besondere Beziehung zu Raum und Landschaft gehörte. Erste Analysen zeigen allerdings, dass bei der Konstruktion von heimatlicher Identität das Meer im Gegensatz zu ländlichen niedersächsischen Regionen offenbar kaum eine Rolle spielte; ob sich dieser Eindruck bestätigt, müsste in weiteren Forschungen überprüft werden, für die der Autor erste inhaltliche und methodische Überlegungen anstellt.

Die große Spannweite künstlerischer Wahrnehmung und Darstellung der Nordsee während des Nationalsozialismus in ihren politischen, kulturellen und sozialen Kontexten thematisiert anhand exemplarischer, ideologisch akzeptierter wie als „entartet“ geltender Werke Nina Hinrichs (Paderborn). Dabei zeigt sich Kunst einerseits in ihrer propagandistischen Funktion, indem das Meer als Raum militärischer Auseinandersetzung mit Feinden unter Verherrlichung der Kriegsmarine und deutscher Sieghaftigkeit, über die Landgewinnung als Schauplatz deutscher Charakterstärke und Tüchtigkeit sowie als „nordisches“ Element und damit als Motiv „arteigener“ Kunst ins Bewusstsein gerückt wird. Andererseits wird die sturmumtoste Nordsee beim diffamierten Maler Max Beckmann als Widerspiegelung schwieriger Zeiten sowie eigener Bedrängung gedeutet und im Magischen Realismus von Franz Radziwill auch als Vision der Zerstörbarkeit der Natur gelesen.

Das Meer als Erinnerungsraum steht auch im Mittelpunkt der Ausführungen von Stephan Scholz (Oldenburg), der die „Rettung“ über die Ostsee oder den Untergang auf dieser als dramatische Ereignisse im Zusammenhang mit Flucht und Vertreibung als ein außerordentlich wirkungsmächtiges Narrativ in der bundesdeutschen Erinnerungskultur vor Augen führt, bei dem die nationalsozialistische Vorgeschichte und die sonstige Rolle des Meers als Evakuierungsraum indessen weniger zur Sprache kommen. Als zentrale Bildaussagen macht er die noch während der NS-Zeit entstandene Opferrolle der fliehenden Zivilbevölkerung und die Leistungen der deutschen Marine und Soldaten bei deren Rettung aus. Auch die Schaffung und (Um-)Nutzung von Gedenkorten in Laboe, Damp und Oberschleißheim speziell durch Landsmannschaften und Veteranenverbände stellt er in entsprechende natio-

nale Kontexte in Verbindung mit der Teilung Deutschlands, dem Leid der Vertriebenen und einer Legitimation des Verhaltens der deutschen Wehrmacht im Osten und skizziert die Entwicklung bis hin zu einem heute stärker mit der Flucht über die Ostsee verbundenen „Katastrophengedächtnis“, ohne dass ein „Leistungsgedächtnis“ verschwunden wäre.

Wir möchten abschließend mehrfach Dank aussprechen: Dank an die Autorinnen und Autoren für ihre Bereitschaft zum Beitrag und für ihre Geduld bei der Herstellung des Bandes, Dank an Matthias Büttner und Jonas Schwiertz, die bei den Korrektur- und Redaktionsarbeiten mitgewirkt haben, sowie an Angelika Robenek, die daneben noch die umsichtige Formatierung und Einrichtung des Textes vorgenommen hat, schließlich an den BIS-Verlag für die Drucklegung. Insgesamt hoffen wir, dass der vorliegende Band zahlreiche Anregungen liefern kann, dieses spannende, relevante und – wie das Meer selbst – schier unausschöpfliche geschichtswissenschaftliche Forschungsfeld weiter zu schärfen und zu profilieren.

Raimund Schulz

## **Die Antike und das Mittelmeer – ein Kampf um Routen und Ressourcen**

### **Einleitung: Die urbane Küstenkultur der Antike**

Die griechisch-römische Zivilisation unterscheidet sich von den zeitgleichen Hochkulturen Chinas und Indiens in einem fundamentalen Punkt: Sie war eine urbane, d. h. von Städten geprägte Küstenkultur. Ob Athen, Rom, Karthago, Konstantinopel, Alexandria oder Syrakus: alle großen Städte lagen am Meer oder besaßen küstennahe Verbindungen. Küsten- oder Hafenstädte bildeten die entscheidenden Zentren geistiger, wirtschaftlicher und politischer Entwicklungen. Die Philosophie entstand in Milet, dem Venedig Kleinasiens, die größte Bibliothek der Antike lag am Hafen von Alexandria, und Archimedes wirkte in Syrakus. Alle bedeutenden religiösen Bewegungen vom Judentum über den Isiskult bis hin zum Christentum verbreiteten sich über die Hafenstädte. Aber auch Rom hat sein Imperium von Italien aus entlang der Küsten zunächst über das westliche und dann über das östliche Mittelmeer ausgedehnt, bis es in der Kaiserzeit städtische Kultur von den Küsten in die west- und nordeuropäischen Binnenländer vorschob, ohne dass es seine mediterrane Zentrierung aufgab. Umgekehrt wirkte das Mittelmeer wie ein Magnet auf wanderungslustige Ethnien wie Kelten und Germanen sowie nomadische und halbnomadische Völker wie die Hunnen bis zu den muslimischen Arabern.

Das Mittelmeer und seine Küsten waren demnach unzweifelhaft Kraftzentrum und Basis globaler Veränderungen und imperialer Herrschaftsbildungen: Ich möchte im Folgenden zeigen, warum das so war und welche Rolle dabei die Kontrolle von mediterranen Ressourcen und Seerouten spielte. Als besonders aussagekräftiges Beispiel konzentriere ich mich auf den Handel mit Getreide, dem Erdöl der Antike.<sup>1</sup>

### **1 Die Voraussetzungen der Frühzeit ab 1500 v.Chr.**

Die mediterrane Zentrierung der Antike war nicht von Anfang an gegeben, sondern Ergebnis besonderer geographisch-ökologischer und politisch-anthropologischer Bedingungen. Der Mittelmeerraum ist ein zersplitterter und ökologisch segmentierter Großraum mit einer ungleichen Verteilung natürlicher Ressourcen. Kupfer und Eisen gab es auf Zypern, in Norditalien, auf Sardinien sowie an der Südküste des Schwarzen Meeres, Gold und Silber vor allem im südlichen Spanien, Zinn musste aus Nordwestspanien und Nordeuropa heran-

---

1 Die Rolle des Mittelmeers als historischer Raum ist in jüngerer Zeit wieder Gegenstand heftiger Diskussionen in der Altertumswissenschaft; vgl. z. B. Peregrine HORDEN/Nicholas PURCELL, *The Corrupting Sea. A Study of Mediterranean History*, Malden 2000; Dieter TIMPE, *Der Mythos vom Mittelmeerraum: Über die Grenzen der alten Welt*, in: *Chiron* 34 (2002), S. 3–34; William V. HARRIS (Hg.), *Rethinking the Mediterranean*, Oxford 2005. Die Rolle des Getreidehandels als einigender sowie die historische und besonders die machtpolitische Entwicklung über Jahrtausende mitbestimmender Faktor wurde aber m. W. bisher aber noch nicht jenseits der üblichen Spezialstudien thematisiert.

geschafft werden. All diese Metalle waren für den Unterhalt von Armeen und damit auch für den Aufbau stabiler Herrschaftsräume unerlässlich. Es wundert insofern nicht, dass just aus den Gebieten wie Griechenland und der Levante, die dieser Rohstoffe weitgehend entbehrten, schon früh kühne Kapitäne in See stachen, um an die begehrten Materialien heranzukommen, sie heimischen Werkstätten zur Weiterverarbeitung mitbrachten oder an die östlichen Territorialreiche weiterhandelten.

So wissen wir, dass bereits in der Bronzezeit die bedeutende Handels- und Hafenstadt Ugarit (in Nordsyrien) eine relative Unabhängigkeit gegenüber den viel mächtigeren Hethitern auch deshalb wahren konnte, weil sie deren Getreideimporte sicherte und auch die übrigen Königreiche und Fürstentümer des östlichen Mittelmeers über See mit wertvollen Mineralien (Zinn, Silber) aus Spanien und Sardinien versorgte; die Gewinne, welche die ugaritischen Fürsten und Kapitäne aus diesen Handelsfahrten zogen, machten einen wesentlichen Teil des Reichtums der Stadt aus.<sup>2</sup> Nach dem zwischenzeitlichen Zusammenbruch des bronzezeitlichen Handelssystems durch den Einbruch der sog. Seevölker (vornehmlich aus dem ägäischen Raum) traten die phönikischen Handelsstädte Tyros und Sidon das Erbe der Ugariter an.<sup>3</sup> Die ersten Fahrten der Phöniker zielten um 1000 v. Chr. zunächst auf das kupferreiche Zypern. Von da stießen sie über Kreta und Malta nach Spanien, dem großen Abbauzentrum von Gold und Silber, sowie nach Etrurien vor, dem mediterranen Endpunkt des nördlichen Zinnhandels und Verarbeitungszentrum von Eisen. Rund 200 Jahre später folgten griechische Seefahrer den Spuren der Phöniker. Wo man nicht auf friedlichem Wege in den Besitz der begehrten Güter kam, raubte man sie: Manche wagten sich nach dem Vorbild des Odysseus in den fernsten Westen, andere suchten wie die Argonauten an den Küsten des Schwarzen Meeres nach Gold und Sklaven, und viele plünderten wie Menelaos die Küsten Ägyptens und der Levante.<sup>4</sup>

Von all diesen Unternehmungen profitierte freilich nur eine kleine Elite. 90 % der antiken Menschen lebten vom Ackerbau. Für sie stellte sich ein ganz anderes Problem als die Versorgung mit Gold, Silber und Eisen: Ähnlich rar und ungleich verteilt wie die Mineralien waren die Gebiete, die großflächigen Getreideanbau mit Überschussproduktion ermöglichten, nämlich (1.) Ägypten, (2.) Nordafrika im Gebiet des heutigen Tunesien, (3.) Sizilien, Teile von Unteritalien und Sardinien sowie (4.) der nördliche Schwarzmeerraum. Daneben gab es Gegenden wie Kampanien, Gallien und das südliche Spanien, die immerhin sich und die nahe Umgebung versorgen konnten – doch von diesen Ausnahmen abgesehen waren und sind die Küsten- und Bergregionen des Mittelmeers wegen des erosionsanfälligen, kalksteinhaltigen Bodens, des ungünstigen Klimas mit trockenen Sommern sowie heftigen und unkalkulierbaren Winterregen für den Getreideanbau nicht sonderlich geeignet.<sup>5</sup> Da die technischen Möglichkeiten künstlicher Bewässerung und zuverlässiger Vorratshaltung beschränkt blieben, war

---

2 Vgl. Bernard KNAPP, *Spice, Drugs and Grog: Organic Goods in Bronze Age Mediterranean Trade*, in: Noël H. GALE (Hg.), *Bronze Age Trade in the Mediterranean. Papers Presented at the Conference Hall at Rewley House Oxford Dez. 1989*, Jonseser 1991, S. 37 und Jack M. SASSON, *Canaanite Maritime Involvement in the Second Millennium B.C.*, in: *Journal of the American Oriental Society* 86,2 (1966), S. 132.

3 Zur Westexpansion der Phöniker vgl. nach wie vor das Standardwerk von Maria Eugenia AUBET, *The Phoenicians and the West. Politics, Colonies, and Trade*, Cambridge<sup>2</sup>2001, bes. S. 97–193.

4 Vgl. Raimund SCHULZ, *Die Antike und das Meer*, Darmstadt 2005, S. 18f.

5 Vgl. Geoffrey RICKMAN, *The Corn Supply of Ancient Rome*, Oxford 1980, S. 96–100; Ulrich FELLMETH, s. v. *Getreide*, in: Holger SONNABEND (Hg.), *Mensch und Landschaft in der Antike. Lexikon der Historischen Geographie*, Stuttgart/Weimar 2006, S. 180–183.

der Hunger zwar kein steter Begleiter, aber doch eine jederzeit reale Bedrohung des Menschen.

## 2 Phöniker und Griechen im Mittelmeerraum

Um auf die Unkalkulierbarkeit der Ernte zu reagieren, versuchte man in Griechenland wie auch in anderen Teilen der mediterranen Welt, die Palette bäuerlicher Produkte zu differenzieren und das Nahrungsmittelangebot durch Fisch und „Frutti di mare“ zu erweitern. Nicht selten plünderte der küstennahe Landmann gestrandete Schiffe und lockte vorbeifahrende Segler in die Irre. Angeblich sollen laut Thukydides auch die adligen Herren der Frühzeit die Ärmeren mit den Erlösen ihrer Beutefahrten versorgt haben.<sup>6</sup> All diese Überlebensstrategien funktionierten jedoch nur bei einer begrenzten Bevölkerungszahl, und sie konnten Ernteauffälle nur zeitweise lindern. Mit der Zunahme der Bevölkerung in Griechenland seit Ende des 8. Jahrhunderts wählten nicht wenige Bauern die Auswanderung in die getreidereicheren Gebiete; allerdings waren agrarische Nöte entgegen älteren Auffassungen nur selten der entscheidende Anlass zur Koloniegründung. Die erste Option der von Hunger oder agrarischer Not bedrohten Städte blieb die Verbesserung der heimischen Lage, und zwar nicht durch Export von Menschen, sondern durch Import von Gütern.<sup>7</sup> Erst als sich im Zuge der Kolonisation das maritime Handelsnetz zwischen dem griechischen Mutterland und den großen überseeischen Abbaugebieten zumal des Westens verdichtete, die Zahl der Ausfuhrhäfen anstieg und mit dem Fünfzigruderer auch schnellere Schiffe mit größerem Transportvolumen zur Verfügung standen, begannen einige griechische Städte, Getreide in größeren Mengen über See zu importieren und an binnenländische Gemeinden weiterzuhandeln.<sup>8</sup> Urbanisierung und Verdichtung der Seerouten, technische Verbesserungen sowie wachsende Verdienstmöglichkeiten des Zwischenhandels – all diese Faktoren erhoben Getreide in den folgenden Generationen zur wichtigsten Ware des mediterranen Überseehandels.<sup>9</sup>

Die Händler nutzten dabei zunächst die gleichen Routen, die schon die frühen Abenteurer und Piraten genommen hatten. Um 650 v. Chr. gründeten Händler aus Milet mit Naukratis im Nildelta einen Stapelplatz, der 100 Jahre später offizieller Konzessionshafen für ägyptische Exportprodukte inklusive Getreide wurde.<sup>10</sup> In der Folgezeit importierten neben den Milesiern vor allem Kapitäne aus Samos auf speziellen Transportern gegen heimischen Wein, Vieh sowie thrakische Hetairen und Söldner ägyptisches Getreide nach Kleinasien.

---

6 Thukydides 1,5.

7 Vgl. Peter GARNSEY, *Famine and Food Supply in the Greco-Roman World. Responses to Risk and Crisis*, Cambridge 1988, Ndr. 1993, S. 70: „The choice lay between exporting consumers and importing food. Colonization was not a viable option for the great majority of Cities.“

8 Vgl. István HAHN, *Foreign Trade and Foreign Policy in Archaic Greece*, in: Peter GARNSEY/Charles R. WHITTAKER (Hg.), *Trade and Famine in Classical Antiquity* (The Cambridge Philological Society Supplementary 8), Cambridge 1983, S. 32–34 mit den Belegen. Zu den nautischen und maritimen Bedingungen ausführlich Pascal ARNAUD, *Les Routes de la navigation antique. Itinéraires en Méditerranée*, Paris 2005 und Jamie MORTON, *The Role of the Physical Environment in Ancient Greek Seafaring* (Mnemosyne Supplement 213), Leiden/Boston/Köln 2001.

9 Vgl. Robert SALLARES, s. v. *Getreidehandel, Getreideimport*, in: *Der Neue Pauly* Bd. 4, Stuttgart/Weimar 1998, Sp. 1038.

10 Vgl. Benedette BRAVO, *Le commerce des céréales chez les Grecs de l'Époque Archaiques*, in: GARNSEY/WHITTAKER, *Trade and Famine* (wie Anm. 8), S. 19.

In der westlichen Ägäis konzentrierten sich die berühmten Seefahrer Aiginas auf den Zwischenhandel mit ägyptischem und nordpontischem Getreide auf die Peloponnes.<sup>11</sup>

Ein zweites Ursprungsgebiet von Getreideexporten bildeten traditionell die Kolonialgebiete Siziliens und Süditaliens. Ihr Getreidereichtum übertraf den des ägäischen Raumes um ein Vielfaches.<sup>12</sup> Silos in Megara Hyblaia lassen bereits um 700 v. Chr. auf Überschüsse schließen, die nicht nur innerhalb des regionalen Handelssystems, sondern auch in das Gebiet der griechischen Halbinsel exportiert wurden.<sup>13</sup> Auch im süditalischen Metapont ist im 6. Jahrhundert ein intensivierter Getreideanbau mit großem Surplus nachgewiesen.<sup>14</sup> Sehr wahrscheinlich hat vor allem Korinth, vielleicht auch Aigina, westliches Getreide gegen heimische Keramik durch den korinthischen Golf an die notorisch armen Gebiete der Peloponnes und Arkadiens weiterverkauft. Es ist vor allem dieser Zwischenhandel mit Getreide, der die auf den Seehandel spezialisierten Städte wie Korinth, Aigina, Chios und Samos zu den reichsten und mächtigsten Poleis der archaischen Zeit erhob. Nicht von ungefähr besaßen die genannten Städte die mit Abstand stärksten Kriegsflotten des Ägäisraumes vor den Perserkriegen.

Spätestens jetzt hatten die küstennahen Hafenstädte einen enormen Vorteil gegenüber den binnenländischen Gemeinden: Sie konnten nicht nur selbst auf agrarische Krisen schneller reagieren und an den Gewinnchancen des Überseehandels partizipieren, sondern auch – das war in einer Welt permanenter Kriege wichtig – dem Angriff eines überlegenen Feindes von der Landseite länger standhalten oder über See entkommen, so wie es die Fürsten von Tyros gegenüber den Assyrern getan hatten und die Athener gegenüber den Persern tun sollten. Dabei war der Getreidehandel selbst noch ein spezialisiertes Geschäft ohne machtpolitische Ambitionen. Das änderte sich, als Athen nach der Abwehr der Perser mit dem Seebund ein Herrschaftssystem entwickelte, das weit über die übliche Machtbasis der griechischen Stadtstaaten hinausging.

Im Zuge der außenpolitischen Erfolge und dem Aufstieg des Piräus zum bedeutendsten Überseehafen wuchs noch einmal die Bevölkerungszahl der Stadt und ihres Umlandes in Attika auf rd. 350.000 Menschen. Um sie zu versorgen, mussten selbst in besten Regenjahren zwei Drittel bis drei Viertel der Lebensmittel, also in erster Linie Getreide, importiert werden.<sup>15</sup> Die Kontrolle der Getreidehandelswege sowie der Zugriff auf dessen Ursprungsländer wurden zu einem Dauerthema der Volksversammlung und zur herausragenden Auf-

---

11 Vgl. Michael Hamilton JAMESON, *Famine in the Greek World*, in: GARNSEY/WHITTAKER, *Trade and Famine* (wie Anm. 8), S. 11.

12 Vgl. Franco DE ANGELIS, *Ancient Sicily: The Development of a Microregional Tessara in the Mediterranean Mosaic*, in: Édouard HERMON (Hg.), *Société et climats dans l'Empire Romain. Pour une perspective historique et systemique de la gestion des ressources en eau dans l'Empire Romain*, Neapel 2009, S. 239f.

13 Vgl. Franco DE ANGELIS, *Megara Hyblaia and Selinous. The Development of the Two City-States in Archaic Sicily* (Oxford University Schollo of Archaeology Monographs 57), Oxford 2003, S. 51.

14 Joseph B. CARTER, *The Chora and the Polis of Metaponto*, in: Friedrich KRINZINGER (Hg.), *Die Ägäis und das westliche Mittelmeer. Beziehungen und Wechselwirkungen 8. bis 5. Jh. v. Chr.* Akten des Symposions, Wien, 24. bis 27. März 1999 (Österreichische Akademie der Wissenschaften, Archäologische Forschungen 4), Wien 2000, S. 81.

15 Vgl. Ian MORRIS, *The Greater Athenian State*, in: Ian MORRIS/Walter SCHEIDEL (Hg.), *The Dynamics of Ancient Empires. State Power from Assyria to Byzantium*, Oxford 2009, S. 115. Peter GARNSEY, *Grain for Athens*, in: Walter SCHEIDEL (Hg.), *Cities, Peasants and Food in Classical Antiquity*, Cambridge 1998, S. 194 nimmt an, dass die Hälfte der Bevölkerung mit ausländischem Getreide versorgt werden musste.

gabe maritimer Machtpolitik:<sup>16</sup> So intervenierte Athen 460 v. Chr. mit einer großen Kriegsflotte von 200 Trieren im Nildelta, um die rebellierenden Ägypter gegen Persien zu unterstützen. Fünf Jahre später übersandte der ägyptische Prätendent Psammetichos den Athenern als Dank 30.000 *medimnoi* Getreide, *weil in Attika damals das Getreide knapp war*.<sup>17</sup> Perikles führte eine maritime Großoperation in den nördlichen Schwarzmeerraum, sicherlich auch, um Athens Zugriff auf die Ausfuhrhäfen und Getreideressourcen des Nordpontos zu sichern.

Und nicht zufällig entwickelte sich der große Peloponnesische Krieg zwischen Athen und Sparta am Ausgangspunkt der Seehandelsroute von Griechenland nach Italien in Kerkyra (Korfu), d. h., spätestens jetzt waren auch in der Wahrnehmung der zeitgenössischen Militärs die großen Getreiderouten und -exportländer ein zentrales Objekt internationaler Machtpolitik geworden. Eines der wesentlichen strategischen Ziele der Athener im Krieg gegen Sparta und dessen Verbündete bestand darin, die Peloponnes von der Getreidezufuhr über See abzuschneiden. 427 starteten 20 athenische Kriegsschiffe, um – so Thukydides – *die Getreidezufuhr von Sizilien nach der Peloponnes zu unterbinden und einen vorläufigen Versuch zu machen, ob sie nicht in Sizilien das Heft in die Hand bekommen könnten*.<sup>18</sup> Rund zehn Jahre später sollte der Versuch mit der größten Flotte, die jemals gen Westen aufgebrochen war, in die Tat umgesetzt werden. Im Gegenzug versuchten die Spartaner, über Land Zugriff auf den für die Athener Flotte so wichtigen Holzbestand Thrakiens und Makedoniens zu bekommen. Entschieden wurde das mittelmeerweite Ringen um Routen und Ressourcen, als es den Spartanern mit persischer Hilfe gelang, die Getreidezufuhr Athens aus dem Bosphorus zu sperren und damit den Lebensnerv der Stadt zu kappen.

### 3 Rom und die Getreidehandelsrouten des Mittelmeeres

Ich verzichte darauf, die weitere Entwicklung im griechischen Raum zu verfolgen, so etwa den Aufstieg Makedoniens unter Philipp II., der zu einem nicht geringen Teil auch darauf beruhte, dass der König sich relativ früh das agrarreiche Thessalien sichern konnte sowie über Thrakien an den Bosphorus strebte, um von hier wie seinerzeit die Spartaner die Getreideversorgung Athens erfolgreich zu stören. Wenden wir stattdessen den Blick in den Westen.

Auch hier unterlagen die Metropolen und ihre Reichsbildungen durchaus vergleichbaren Zwängen, wenn auch in unterschiedlicher Intensität. Denn der Westen des Mittelmeerraums ist in der Antike etwas feuchter und deshalb für den Getreideanbau günstiger gewesen als

---

16 Getreide und Volksversammlung: Arnold Hugh Martin JONES, *Athenian Democracy*, Oxford 1975, S. 77f., 108; Getreide und Machtpolitik mit Belegen: Wolfgang HABERMANN, *Die athenischen Handelsbeziehungen mit Ägypten, Karthago und Kyrene während des 5. Jahrhunderts v. Chr.*, in: Münstersche Beiträge zur antiken Handelsgeschichte 5,2 (1986), S. 97f.

17 Philochoros, in: Felix JACOBY (Hg.), *Die Fragmente der griechischen Historiker*, Leiden 1954, Nr. 328, 90 mit Robert J. HOPPER, *Handel und Industrie im alten Griechenland*, München 1983, S. 90. Klaus MEISTER, *Die Interpretation historischer Quellen. Schwerpunkt Antike*, Bd. 1, Paderborn u. a. 1997, S. 48 sieht hinter der Ägyptenexpedition „vornehmlich handelspolitische Erwägungen“, während Karl-Wilhelm WELWEI, *Das klassische Athen. Demokratie und Machtpolitik im 5. und 4. Jahrhundert*, Darmstadt 1999, S. 98 ausschließlich machtpolitische Ziele erkennt, nämlich Persien „gänzlich vom Mittelmeer abzudrängen“. Dazu hätte es jedoch der Inbesitznahme der levantinischen Küste bedurft. GARNSEY, *Famine* (wie Anm. 7), S. 124–126 bezweifelt, ob allein aus dem Getreidegeschenk des Psammetichos auf eine dauernde Unterversorgung der attischen Bevölkerung zu schließen ist.

18 Thukydides 3,86,4 (Expedition des Laches). Vgl. GARNSEY, *Famine* (wie Anm. 7), S. 129.

der Osten.<sup>19</sup> In der frühen Phase ihrer Ausbreitung in Nordafrika bzw. Italien konnten sowohl Karthago als auch Rom ihre wachsende Bevölkerung noch mit den Anbaugebieten Tunesiens bzw. Kampaniens versorgen. Doch schon das Ausgreifen Karthagos nach Sizilien und Sardinien im 4. Jahrhundert v. Chr. verfolgte wohl auch das Ziel, sich die Anbauflächen zur Versorgung ihrer Söldnerheere zu sichern und vom Export des Getreides zu profitieren.

Rom entwickelte sich gegen Ende des 4. Jahrhunderts zu einer mittelitalischen Metropole, deren Bevölkerungszahl kaum unter derjenigen des klassischen Athen lag. So war man zumindest in Krisenzeiten ebenfalls auf Getreidelieferungen aus Sizilien angewiesen.<sup>20</sup> Nicht zufällig richtete sich das Interesse des Senats nach der Abwehr des Pyrrhos auf die Straße von Messina sowie auf das gegenüberliegende Sizilien. Fast folgerichtig lieferten sich 264 die beiden größten Mächte des westlichen Mittelmeerraums um die getreidereiche Insel einen mörderischen Krieg, den Rom nur dank seiner größeren Ressourcen an Menschen und Material für sich entschied. Und wiederum verwundert es nicht, dass das besiegte Karthago im mineral- und getreidereichen Spanien Ersatz für die verlorenen tyrrhenischen Inseln suchte. Als Hannibal nach Italien eindrang, um Revanche zu nehmen und den Konkurrenten wieder auf den Rang einer italischen Mittelmacht zu reduzieren, gewann Rom auch diesen Krieg, weil es die Seeherrschaft besaß und Hannibal mittelfristig von der überseeischen Getreideversorgung aus Sizilien, Afrika und Spanien abschneiden konnte.

Nur ein Jahr nach Kriegsende setzte Rom erneut seine Legionen in Bewegung und begann einen Krieg mit Philipp V. von Makedonien. Vorausgegangen war eine fundamentale Störung des machtpolitischen Systems im östlichen Mittelmeerraum, eine klassische *power-transition crisis*, wie der amerikanische Forscher Arthur Eckstein gesagt hat:<sup>21</sup> Das durch Thronwirren geschwächte Ptolemäerreich, dessen Getreideexporte die halbe Mittelmeerwelt versorgten, stand kurz davor, von den Großreichen der Seleukiden und Makedonen aufgeteilt zu werden. Gleichzeitig besetzte Philipp wie seinerzeit die Spartaner im Peloponnesischen Krieg die Meerengen am Bosphorus. Betroffen waren viele griechische Städte und besonders die für den Zwischenhandel mit Getreide so wichtige Inselrepublik Rhodos.<sup>22</sup>

Aber auch Rom konnte diese Entwicklung nicht ignorieren. Nach dem Hannibalkrieg mussten weiterhin große Truppenverbände von bis zu 100.000 Mann versorgt werden.<sup>23</sup> Die Ernährung der bis auf 300.000 Seelen angewachsenen hauptstädtischen Bevölkerung erforderte an die 800 Schiffsladungen Getreide pro Jahr.<sup>24</sup> Lieferungen aus den tyrrhenischen Inseln reichten für beide Aufgaben jetzt kaum noch aus.<sup>25</sup> Vorausschauende Politiker

---

19 Vgl. Greg WOOLF, *Rome. An Empire's Story*, Oxford 2012, S. 54.

20 Vgl. die kritische Diskussion der Quellen und Belege bei Frank KOLB, *Rom. Die Geschichte der Stadt in der Antike*, München 1995, S. 137f.; weniger skeptisch GARNSEY, *Famine* (wie Anm. 7), S. 167–169, 178–180.

21 Arthur M. ECKSTEIN, *Mediterranean Anarchy, Interstate War, and the Rise of Rome*, Berkeley/Los Angeles/London 2006, S. 105.

22 Vgl. RICKMAN, *Corn Supply* (wie Anm. 5), S. 119 zu Rhodos.

23 Vgl. Nicholas SEKUNDA, *Military Forces. A: Land Forces. The Hellenistic World and the Roman Republic*, in: Philip SABIN/Hans VAN WEES/Michael WHITBY (Hg.), *The Cambridge History of Greek and Roman Warfare*, Bd. 1: *Greece, the Hellenistic World and the Rise of Rome*, Cambridge 2007, S. 336.

24 Vgl. KOLB, *Rom* (wie Anm. 20), S. 210f.; RICKMAN, *Corn Supply* (wie Anm. 5), S. 17, 44. Nach Livius (33,4,28) waren im Jahre 196 die jährlichen Getreidetribe aus Sizilien und Sardinien selbst im Falle einer außerordentlichen Sendung von 1.000.000 *modii* nicht mehr ausreichend für die Versorgung der Hauptstadt und der Armeen.

25 Vgl. RICKMAN (wie Anm. 5), S. 12–13.

blickten deshalb nach Osten, immerhin hatte man schon während des Hannibalkrieges Getreide aus Ägypten importieren müssen.<sup>26</sup> Hätten die Senatoren nun der Entwicklung im Osten tatenlos zugesehen, so wäre der gesamte ostmediterrane Getreidehandel unter die Kontrolle potentiell feindlicher Großmächte, also der Makedonen und Seleukiden, geraten – Grund genug, zu den Waffen zu greifen. Nicht wenig mag an dieser Entscheidung auch die Tatsache mitgespielt haben, dass viele Senatoren als stille Anteilseigner und über Mittelsmänner (Ritter und Freigelassene) selbst am lukrativen Getreidehandel partizipierten. Weitreichende Finanz- und imperiale Sicherheitsinteressen waren – wie eigentlich immer in der Geschichte – schwer voneinander zu trennen. Sie machten Getreide zu einem politisch hochsensiblen Objekt privater und öffentlicher Begierde: Getreide wurde zum Erdöl der Antike, für das es sich allemal lohnte, Kriege zu führen.

Der Aufstieg Roms zur mediterranen Supermacht hat die Abhängigkeit der Tiberstadt von Getreide noch einmal erhöht – auch dies ein erstaunlich modern anmutendes Phänomen. Auch die Reaktionen sind vergleichbar: Ähnlich wie die USA seit Jahrzehnten durch technische Innovationen ihre heimische Erdölproduktion zu steigern suchen, so unternahm die Römische Republik spätestens seit der Mitte des 2. Jahrhunderts ungewöhnliche Anstrengungen, um die Getreideproduktion Italiens zu verbessern, etwa indem sie die Übersetzung eines voluminösen karthagischen Lehrbuches zur Landwirtschaft anordnete, ein in der Antike – soweit ich sehe – in dieser Form einmaliger offizieller Akt, der freilich nicht verhindern konnte, dass die reichen Grundbesitzer ihre Güter zunehmend auf die Produktion von Wein und Olivenöl für den Export umstellten. Parallel verschärfte man die Kontrollen über jeden potentiellen Konkurrenten zu Lande, der den Zugriff auf die getreidereichen Länder erschweren konnte. Im Westen wurde 146 v. Chr. das kornreiche Territorium Karthagos zur Provinz gemacht. Kurz vorher hatten die Römer nach dem Sieg über die nahöstlichen Königreiche schrittweise Makedonien und Griechenland provinzialisiert. In den späten 130er Jahren folgte das pergamenische Königreich in Kleinasien; die übrigen Mächte wurden bis auf das Ptolemäerreich soweit geschwächt, dass sie keine direkte Bedrohung mehr bildeten.

Erst im Bewusstsein dieser konkurrenzlosen militärischen Stärke meinte Rom es sich leisten zu können, seine teuren Seestreitkräfte abzuziehen. Damit entstand auf dem Meer ein Machtvakuum, das binnen weniger Jahrzehnte von einem neuen Gegner gefüllt wurde, der schon immer zum vertrauten Bild des Mittelmeers gehörte, nun aber im Windschatten der großen Politik einen beispiellosen Aufstieg erlebte: nämlich die Piraten. Ihr Kerngebiet bildete das „raue Kilikien“ an dem großen Seehandelsweg von Ägypten und der Levante in die Ägäis. Hier fanden sie Unterstützung von gut ausgebildeten Einwohnern der nahen Provinz *Asia*. Viele schlossen sich den Seeräubern an, um der Ausbeutung der römischen Provinzialherrschaft zu entgehen und auf dem Meer einen Teil der von den römischen Steuerpächtern und Statthaltern erpressten Gelder zurückzugewinnen. Mit ihrer Erfahrung konnten die Piraten ganze Waffenfabriken, Arsenale und Werftanlagen errichten sowie ein weitreichendes Nachschubsystem für Rohmaterialien organisieren. All dies ermöglichte es den kilikischen Seeräubern, mit mehreren Flottenverbänden auf allen Meeren aktiv zu sein und seit den 80er Jahren des letzten Jahrhunderts v. Chr. ihre Streifzüge mit den Piraten Spaniens, Mauretaniens und Siziliens zu koordinieren. Ihr strategisches Hauptinteresse galt

---

26 Getreideimporte aus dem Ptolemäerreich nach Rom während des Hannibalkrieges: Kolb, Rom (wie Anm. 20), S. 186.

neben ausgedehnten Plünderungen zu Lande den großen Getreidehandelsrouten: Das Bündnis mit König Mithridates VI. von Pontos bedrohte erneut den Schiffsverkehr durch den Bosphorus.<sup>27</sup> Zusammen mit den sizilischen Piraten überwachten sie die Meerenge von Messina; mit Hilfe mauretanischer Könige und spanischer Rebellen (Sertorius) brachte man den Getreideexport aus Nordafrika zum Erliegen. *Gänzlich von der Getreidezufuhr abgeschnitten*, so konstatieren die Quellen<sup>28</sup>, brachen in der Hauptstadt des Weltreiches Hungernöte aus!<sup>29</sup>

Erst jetzt rang sich der Senat zu energischen Gegenmaßnahmen durch: Erstmals erhielt im Jahre 67 v. Chr. mit Cn. Pompeius ein General für drei Jahre den Oberbefehl über den gesamten Mittelmeerraum und seine Küsten mit einem Startkapital von 6.000 Talenten für den Bau von bis zu 500 Kriegsschiffen und unbegrenzten Zugriffsrechten auf die provinziellen Einnahmen.<sup>30</sup> Binnen weniger Monate besiegte er die Piraten mit koordinierten Operationen mehrerer Flottenabteilungen. Anstatt jedoch – wie es üblich war – die Besiegten hinzurichten, siedelte er viele von ihnen an strategisch wichtigen Küsten an und machte sie zu seinen Klienten. Auf ihre Erfahrungen stützte sich Pompeius dann im Bürgerkrieg gegen Caesar seit 49. Hier wandte er die gleiche Strategie an, welche die Piraten gegen Rom lange Zeit so erfolgreich umgesetzt hatten: Mit einer großen Flotte blockierte er die getreideproduzierenden Provinzen, suchte das von seinem Gegner besetzte Italien von der Versorgung abzuschneiden und am Ende von Griechenland, Nordafrika und Spanien aus zurückzugewinnen.

Caesar konterte, indem er mit aller Macht sich zunächst in den Besitz der getreidereichen tyrrhenischen Inseln brachte sowie Spanien eroberte.<sup>31</sup> Die Kontrolle der maritimen Nachschubwege blieb auch für die folgenden Bürgerkriegsgeneräle eine wesentliche Voraussetzung des Erfolges. Oktavian konnte die Flotte des Antonius und der Kleopatra nahe der Küste von Actium zur entscheidenden Seeschlacht stellen, da er über die Seeherrschaft in der Straße von Otranto verfügte und die Gegner es versäumt hatten, die notwendigen Maßnahmen zur Versorgung ihrer Truppen zu treffen.

#### **4 Die Kaiserzeit: Blüte und Zusammenbruch des mediterranen Handelssystems**

Es verwundert vor diesem Hintergrund nicht, dass Augustus und die ihm folgenden Kaiser die Sicherung der mediterranen Versorgungsrouten zu einer Kernaufgabe ihrer Herrschaft erhoben<sup>32</sup>: In einem militärisch gesicherten und politisch integrierten Mittelmeer galt die Sorge der Kaiser nun aber nicht mehr der aktiven Bekämpfung maritimer Gegner, sondern der optimalen Versorgung der hauptstädtischen Bevölkerung. Sie hatte inzwischen die Millionengrenze erreicht – und war damit größer als jede europäische Stadt vor dem 19. Jahrhundert.<sup>33</sup> Ihr Getreidebedarf belief sich nach modernen Schätzungen auf 200.000–

---

27 Vgl. Appian, Mithridatiké 63 (262); vgl. RICKMAN, Corn Supply (wie Anm. 5) S. 50.

28 Cassius Dio 36,23,1. Bezogen von GARNSEY, Famine (wie Anm. 7) und den meisten anderen Forschern auf die Situation der späten 60er Jahre.

29 Vgl. Raimund SCHULZ, Roms Kampf gegen die mediterrane Piraterie – ein Beispiel für einen asymmetrischen Krieg in der Antike?, in: Geschichte, Politik und ihre Didaktik 34, 1/2 (2006), S. 76–84.

30 Vgl. RICKMAN, Corn Supply (wie Anm. 5), S. 51.

31 Ebd., S. 58.

32 Ebd., S. 61, 64.

33 Vgl. GARNSEY, Famine (wie Anm. 7), S. 244.

400.000 Tonnen (30.000.000 *modii*) pro Jahr<sup>34</sup> und erforderte regelmäßige überseeische Kornimporte in noch höherem Ausmaß: Nachdem Augustus Ägypten als persönlichen Besitz in das Reichsterritorium integriert hatte, fungierte das Land zusammen mit Nordafrika als Hauptversorger. Die Route von Alexandria durch die Straße von Messana nach Ostia wurde zur wichtigsten Ost-Westverbindung des Mittelmeeres. Allein auf ihr wurden jährlich 133.300 Tonnen Getreide nach Italien transportiert.<sup>35</sup>

Getreide war jedoch nicht die einzige über See importierte Ware: Zusätzlich mussten Wein aus Gallien, Spanien und der Ägäis sowie Öl aus Spanien und Afrika herangeschafft werden. Um die enormen Tonnagemengen zu bewältigen, beteiligte sich die kaiserliche Verwaltung an den Kosten und Risiken des Transports, erteilte den Schiffern Privilegien und erlaubte ihnen, eigene Güter neben der offiziellen Fracht zu transportieren.<sup>36</sup> Dies regte Investitionen in den Bau größerer Schiffe mit einem Fassungsvermögen von bis zu 340 Tonnen (= 50.000 *modii*) Getreide an, während die Kaiser den Ausbau der Hafenanlagen in Ostia, bei Centumcellae und Antium vorantrieben. Neben den staatlichen Maßnahmen trugen die Urbanisierung der westlichen Provinzen sowie die Nachfrage der italienischen und provinziellen Elite nach wertvollen Rohmaterialien (Marmor, Blei für Aquädukte und Thermen) sowie Sklaven, Tieren, fernöstlichen Spezereien und Gewürzen sowie Textilien den mediterranen Schiffsverkehr und das Handelsvolumen auf Höhen, die erst wieder im 18. Jahrhundert erreicht wurden.<sup>37</sup>

Allerdings barg auch diese Entwicklung Risiken. Rom und Italien wurden zunehmend zum Kostgänger einer prosperierenden provinziellen Peripherie, deren Produzenten von den günstigen Transportbedingungen und der erhöhten Nachfrage des Reichszentrums profitierten. Solange die politischen Verhältnisse stabil und die mediterranen Welten der Oikumene unter einer Herrschaft vereint blieben, funktionierte das System. Für eine gravierende Störung haben die Römer schließlich selbst gesorgt, als Konstantin zu Beginn des 4. Jahrhunderts n. Chr. eine zweite nach ihm benannte Hauptstadt am Bosphorus auf dem Gebiet der alten Polis Byzantion errichtete. Die schnell wachsende Metropole absorbierte neben den anderen großen Städten der Levante (Antiochia) einen Großteil der ägyptischen Getreideexporte und schnitt damit Rom im Westen von einem seiner wichtigsten maritimen Nahrungsmittelzuflüsse ab.<sup>38</sup>

Wie hochgradig riskant die nun einseitige Abhängigkeit der Tiberstadt und Italiens von den nordafrikanischen Zufuhren war, zeigte sich, als die Vandalen in der Mitte des 5. Jahrhunderts das Gebiet um Karthago eroberten und damit die ökonomische Hauptschlagader des Westreiches durchtrennten. Die inzwischen in Mailand residierenden Kaiser versorgten sich

---

34 Vgl. Francois JACQUES/John SCHEID, Rom und das Reich. Staatsrecht, Religion, Heerwesen, Verwaltung, Gesellschaft, Wirtschaft, Hamburg 2008, S. 414; weitere 100.000–150.000 verbrauchte die Armee. Vgl. Michael SOMMER, Römische Geschichte II. Rom und sein Imperium in der Kaiserzeit, Stuttgart 2009, S. 204.

35 Vgl. Garnsey, *Famine* (wie Anm. 7), S. 231. Zur Getreideversorgung über See als Teil staatlicher Versorgungspolitik in der Kaiserzeit, ihrer Organisation und ihren ökonomischen Aspekten vgl. Paul ERDKAMP, *The Grain Market in the Roman Empire: A Social, Political, and Economic Study*, Cambridge 2005, und zusammenfassend Paul ERDKAMP, *14D: A Forum on Trade*, in: Walter SCHEIDEL (Hg.), *The Cambridge Companion to the Roman Economy*, Cambridge 2012, S. 304–308.

36 *Digesten* 50,6,5–9; Sueton, *Claudius* 18.

37 Vgl. R. Bruce HITCHENER, „The Advantages of Wealth and Luxury“. The Case for Economic Growth in the Roman Empire, in: Joseph G. MANNING/Ian MORRIS (Hg.), *The Ancient Economy. Evidence and Models*, Stanford 2005, S. 207–222 mit den Einzelheiten.

38 SALLARES, *Getreidehandel* (wie Anm. 9), Sp. 1042.

zwar mithilfe lokaler Produktion, doch waren sie nicht mehr in der Lage, Italien mit zu ernähren und ein stehendes Heer zu unterhalten. Dass diese Auflösung der römischen Herrschaft im gesamten Mittelmeerraum von den politisch Handelnden als die größte Bedrohung begriffen wurde, zeigen nicht zuletzt die enormen Anstrengungen, welche die Römer zur Rückeroberung unternahmen. Sie vereinten zum letzten Mal in der Geschichte den Westteil und den Ostteil zu einer gewaltigen militärischen Operation auf dem Meer.<sup>39</sup>

Die entscheidende Flottenoperation scheiterte jedoch 468 n.Chr. in den Gewässern vor Karthago, und zwar nicht deshalb, weil man nach einem ersten verlorenen Seegefecht nicht mehr genügend Soldaten und Kriegsschiffe besaß, sondern weil man – zu Recht – um die Getreideversorgung der riesigen Armada fürchtete. Mit dem Abzug der Flotte und dem Verzicht auf erneue Rückeroberungsversuche waren die Lebensgrundlagen einer gesamtmediterranen Weltherrschaft endgültig dahin: Der Verlust Nordafrikas und die Auflösung des mediterranen Seehandelssystems – nicht irgendwelche große Feldschlachten – haben den Untergang Roms im Westen beschleunigt, ja man kann sagen: unwiderruflich gemacht. Dies zeigt einmal mehr, in welchem Maße stadtbasierte Herrschaft in der Antike von der Kontrolle der Seehandelswege abhing. Konstantinopel konnte sich zwar im Osten weitaus länger halten. Als jedoch die muslimischen Araber 200 Jahre später Alexandria eroberten und damit auch dem Ostreich die entscheidende Versorgungsbasis seiner Herrschaft beraubten, hatte das Römische Reich als *gesamtmediterrane* Großmacht endgültig ausgespielt.

---

39 Raimund SCHULZ, *Feldherren, Krieger und Strategen. Krieg in der Antike von Achill bis Attila*, 2. Aufl. Stuttgart 2013, S. 413–418. Zu den Bedingungen und Wandlungen des mediterranen Seehandels und der Wirtschaft vgl. Michael MCCORMICK, *Origins of European Economy. Communications and Commerce A.D. 300–900*, Cambridge 2002, S. 27–119.

Michael Sommer

## Ex oriente lux? Der Indische Ozean bei Griechen und Römern

Im Frühjahr 116 n. Chr. stand der römische Kaiser Trajan im Zenit seines Ruhms. Er hatte Ktesiphon, die Hauptstadt des Partherreichs, erobert, ohne auf Widerstand zu treffen. Ganz Mesopotamien, die Wiege der antiken Kultur, lag dem Herrscher aus dem fernen Westen zu Füßen. Die Parther, Roms großer Angstgegner, schienen am Boden, der römische Kaiser legte sich den Siegernamen *Parthicus maximus* zu und ließ Münzen mit der Legende *PARTHIA CAPTA* prägen.<sup>1</sup>

Doch war der Feldzug mit der Einnahme Ktesiphons noch nicht beendet. Trajan bestieg ein Schiff und segelte den Tigris abwärts, der damals noch nicht in den Schatt al-Arab mündete, sondern unmittelbar in den Persischen Golf. Cassius Dio, der Chronist des Geschehens, beschreibt, wie Trajan am Strand steht und auf den Golf hinausblickt. Während er so steht, segelt ein Schiff gen Indien davon. Der Anblick veranlasst den Herrscher zu einer melancholischen Bemerkung über sein Alter: *Ganz bestimmt wäre ich auch zu den Indern hinübergefahren, wenn ich noch jung wäre*, sinniert der Kaiser – und preist im selben Atemzug Alexander den Großen, der über 400 Jahre zuvor tatsächlich den Subkontinent erreicht hatte. Der, meint der Kaiser, sei ein *glücklicher Mensch gewesen*.<sup>2</sup>

### 1 Alexander der Große und das Ende der Welt

Die Szene könnte symbolträchtiger kaum sein. Sie kündigt von drohendem Verhängnis und misst den *optimus princeps* Trajan an einer Figur, mit der kein politisch Handelnder der

- 
- 1 Zu Trajan allgemein Julian BENNETT, *Trajan, optimus princeps. A life and times*, London 1997; Martin FELL, *Optimus Princeps? Anspruch und Wirklichkeit der imperialen Programmatik Kaiser Traians*, München 1992; Annette NÜNNERICH-ASMUS, *Traian. Ein Kaiser der Superlative am Beginn einer Umbruchzeit?*, Mainz am Rhein 2002; Gunnar SEELENTAG, *Taten und Tugenden Traians. Herrschaftsdarstellung im Principat*, Stuttgart 2004; Michael Alexander SPEIDEL, *Bellicosissimus Princeps. Traian und das Heer und Traians Eroberungspolitik*, in: Annette NÜNNERICH-ASMUS (Hg.), *Traian. Ein Kaiser der Superlative am Beginn einer Umbruchzeit*, Mainz 2002, S. 23–40. Zu Trajans Partherkrieg Maria G. ANGELI BERTINELLI, *I Romani oltre l’Eufrate nel II secolo d. C. (le provincie di Assiria, di Mesopotamia e di Osroene)*, in: *Aufstieg und Niedergang der römischen Welt II* 9, 1 (1976), S. 3–45; Julien GUEY, *Essai sur la guerre parthique de Trajan*, București 1937; Frank A. LEPPER, *Trajan’s Parthian war*, London 1948; R. P. LONGDEN, *Notes on the Parthian campaigns of Trajan*, in: *Journal of Roman Studies* 21 (1931), S. 1–35. Im Folgenden werden für griechische und lateinische Werke die in den Altertumswissenschaften gebräuchlichen Abkürzungen benutzt: Arr. an. (Arrian, *Anabasis*); Arr. Ind. (Arrian, *Indike*); Cass. Dio (Cassius Dio, *Römische Geschichte*); Cleomed. mod. circ. (Kleomedes, *De motu circulari corporum coelestium*); Curt. (Curtius Rufus, *Geschichte Alexanders des Großen*); Diod. (Diodor, *Historische Bibliothek*); Ov. ars (Ovid, *Ars amatoria*); Peripl. mar. Er. (*Periplus maris Erythraei*); Plin. nat. (Plinius, *Naturalis historia*); Plut. Alex. (Plutarch, *Alexandros*); Prop. (Properz); Strab. (Strabon, *Geographie*); Tib. (Tibull); Verg. Aen. (Vergil, *Aeneis*).
  - 2 Cass. Dio 68,29,1. Zu Trajans Besuch am Golf Monika SCHUOL, *Die Charakene. Ein mesopotamisches Königreich in hellenistisch-parthischer Zeit*, Stuttgart 2000, S. 345f.

Antike den Vergleich aushalten konnte: Alexander. Trajan hatte nicht einmal den Indischen Ozean erreicht, und doch markiert die Küste des Persischen Golfs für ihn eine Grenze, die er nicht überschreiten konnte, und zugleich das Apogäum seines militärischen Erfolgs. Auch für Alexander war das Erreichen der Indusmündung ein entscheidender Wendepunkt, ebenso bedeutend wie sein Meer-Erlebnis für den römischen Kaiser.<sup>3</sup>

Doch der Reihe nach. Alexander, der 336 v. Chr. die Nachfolge seines Vaters Philipp angetreten hatte, hatte sich nicht als Welteroberer gen Osten aufgemacht. Als er 334 v. Chr. zu seinem Perserkrieg aufbrach, führte er einen Krieg, den er von seinem Vater geerbt und den Philipp zum panhellenischen Rachefeldzug für die Verwüstungen erklärt hatte, die Dareios und Xerxes 150 Jahre zuvor angerichtet hatten. Fünf Jahre später war der Perserkönig tot und Alexander nominell Herr des Riesenreichs, das sich von den Dardanellen bis zum Indus erstreckt hatte. Erobert waren die Weiten Irans und Zentralasiens damit freilich noch nicht. Aus dem Perser- wurde ein Unterwerfungskrieg gegen die Satrapen, Städte und Stämme des persischen Ostens. Der König, dessen mythisches Vorbild der Held Achilleus war und unter dessen Kopfkissen stets eine Ausgabe von Homers Ilias lag, war besessen von dem Gedanken, immer weiter ins Unbekannte vorzustoßen. Und hatte ihm nicht schon 331 v. Chr. das Amun-Orakel in der ägyptischen Oase Siwa verheißen, er werde dereinst über die Welt herrschen?<sup>4</sup>

Alexander gründete fieberhaft Städte, die seinen Namen erhielten und mit Soldaten seines Heers und Einheimischen peupliert wurden. Er heiratete sogar in Sogdien, mitten in Kleinasien, in eine lokale Fürstenfamilie ein: Das alles in dem Bestreben, seinen Eroberungen den Charakter des Ephemeren zu nehmen. Dennoch blieb die Herrschaftsintensität in seinem kaum mit Fug und Recht so zu nennenden „Reich“ gering: Am spürbarsten war dieses Reich jeweils dort, wo Alexander sich gerade befand. Kaum war er weitergezogen, lösten sich die Strukturen seiner Herrschaft in Wohlgefallen auf: Lokale Dynasten fielen ab, Stämme revoltierten, Statthalter kündigten ihm die Treue. Das Ziel, die Perser als Beherrscher des Orients abzulösen, wich dem Traum von der Weltherrschaft. Deshalb schlug

---

3 Trajan wandte sich vom Persischen Golf nordwärts nach Babylon, wo er zwar „außer Schutthaldden, Steinen und Ruinen nichts fand, was den Ruf der Stadt rechtfertigte“ (ebd., 30, 1), aber immerhin dem großen Makedonen ein Opfer in seinem Sterbehaus darbrachte. Zur Rolle Alexanders als Vorbild für Trajan Alfred HEUB, Alexander der Große und die politische Ideologie des Altertums, in: Antike und Abendland 4 (1954), S. 65–104, hier: S. 90–93. Zu Alexander in Indien Pierre Herman Leonard EGGERMONT, Alexander's campaigns in Sind and Baluchistan and the siege of the Brahmin town of Harmatelia (Orientalia Lovaniensia analecta 3), Leuven 1975, S. 5–56. Die Quellen sind zusammengestellt bei Johannes HAHN, Alexander in Indien. 327–325 v. Chr. Antike Zeugnisse (Fremde Kulturen in alten Berichten 8), Stuttgart 2000. Allgemein zur vertiefenden Lektüre Paul CARTLEDGE, Alexander the Great the hunt for a new past, Woodstock 2004, S. 181–187; Alexander DEMANDT, Alexander der Große. Leben und Legende, München 2009, S. 243–272; Johann Gustav DROYSEN, Geschichte des Hellenismus, Gotha <sup>2</sup>1877, Bd. 1, S. 314–383; Hans-Joachim GEHRKE, Alexander der Große, München 1996, S. 73–80; Siegfried LAUFFER, Alexander der Große, München 1978, S. 139–158; William Woodthorpe TARN, Alexander the Great, Cambridge 1948, S. 85–106; Hans-Ulrich WIEMER, Alexander der Große, München 2005, S. 140–150.

4 Was genau Alexander fragte und welche Antwort er erhielt, vermelden die Quellen nicht. Doch kann das Opfer, das Alexander bei Erreichen des Indischen Ozeans bestimmten Göttern darbot, denen zu danken Amun ihn in Siwa angewiesen habe (ARR. an. 6,19), nur bedeuten, dass sich hier – für Alexander am Ende der Welt – das Orakel erfüllt hatte. So überzeugend GEHRKE, Alexander, S. 50. Vgl. DROYSEN, Hellenismus (wie Anm. 3), Bd. 1, S. 205. Dass der Plan großflächiger Eroberungen nicht fertig vorlag, als Alexander den Hellespont überschritt, sondern langsam in dem König reifte, unterstreicht Holger SONNABEND, Die Grenzen der Welt. Geographische Vorstellungen der Antike, Darmstadt 2007, S. 116.

schon in Zentralasien der Unterwerfungskrieg in eine rastlose und immer verzweifelter werdende Suche nach dem Ende der Welt um.<sup>5</sup>

Wo war die Oikumene zu Ende, die von den Griechen so genannte bewohnbare Erde? Wo immer Alexander forschte, schienen sich Gebirge, Wälder, Ebenen, Sümpfe schier endlos bis zum Horizont zu erstrecken. Zusätzlich kompliziert wurde die Suche durch die bestenfalls lückenhaften geographischen Kenntnisse, die Griechen vor Alexander gesammelt hatten. Stets war man auf die Auskünfte der Einheimischen angewiesen, die die Welt jenseits des nächsten Gebirges, des übernächsten Flusses selbst nur vom Hörensagen kannten. Einen freilich nur teilweise befriedigenden Ausweg aus dem Dilemma bot, die Grenze der Oikumene einfach selbst zu ziehen. So machte es Alexander, als er 329 v. Chr. im tadschikischen Hochland, an den Ausläufern des Pamir, Alexandria Eschate gründete: die „äußerste“ Alexanderstadt. Obwohl ein Ende der Welt hier ebenso wenig absehbar war wie in Baktrien und Sogdien, den Landschaften, die Alexander zuvor durchquert hatte, nutzte der Welteroberer hier seine Definitionsmacht, markierte die Grenze und bog Richtung Süden ab, nach Indien.<sup>6</sup>

Dort wiederholte sich die Erfahrung der scheinbaren Unendlichkeit: Statt über verschneite Gebirgskämme irrte das von Alexander geführte Heer jetzt durch Wälder und über Ebenen, die sich unter dem Monsunregen in undurchdringlichen Morast verwandelten. Der Fürst Poros, den Alexander im Pandschab geschlagen hatte, berichtete von einem großen Reich an den Ufern eines großen Flusses, der sich in den Okeanos ergieße: des Ganges. Die vagen Informationen beflügelten Alexanders Eroberungsdrang von neuem, doch diesmal verweigerte ihm das Heer den Gehorsam. Am Fluss Hyphasis (Biyas) zwang die Truppe ihren Feldherrn zur Umkehr, der widerstrebend einlenkte und Opferhandlungen und Spiele ausrichten ließ. Auch eine weitere Alexanderstadt wurde am Ostufer des Flusses errichtet. Wieder war ein Ende erreicht, und wieder war es ein Ende, das nicht die Geographie, sondern die begrenzten Möglichkeiten des Eroberers erzwungen hatte.<sup>7</sup>

Über 1.000 Kilometer flussabwärts und sieben Monate später erreichte Alexander den Sindh, das Indus-Delta, und damit den Indischen Ozean. Was Alexander dort tat, erklärt sich aus seinem Charakter – und dem doppelten Scheitern am Pamir und am Hyphasis. Der Makedonenkönig hatte den Vorstoß ins Indus-Delta gut vorbereitet. Er ließ den von den Einheimischen geräumten Ort Patala (Hindi für „Flottenstützpunkt“) beim heutigen Hydrabad besetzen, in Xylinepolis („hölzerne Stadt“) umbenennen und zu einer Basis mit Hafen ausbauen. Dann segelte er mit einer kleinen Flotte schneller Schiffe den rechten Arm des Indus hinab, bis sich dieser auf eine Breite von 200 Stadien (ca. drei Kilometer) erweiterte. Das Delta war verlassen, weil die Inder zuvor die Flucht ergriffen hatten. Vom Ozean schlugen den Makedonen Regen und Wind entgegen, so dass sie Schutz in einem Kanal suchen mussten. Dort überraschte sie die Ebbe: Mit den Gezeiten waren die Griechen und Makedonen als Mittelmeeranrainer ursprünglich überhaupt nicht vertraut gewesen; sie hatten mit ihnen zwar bereits im Roten Meer Bekanntschaft gemacht. Im Flussdelta des

---

5 Ebd., 119: „Es kann keinen Zweifel daran geben, dass Alexander, je länger der Feldzug dauerte, nicht nur von rein imperialistischen Motiven geleitet wurde. Sein Ehrgeiz richtete sich nun mehr und mehr auf das Ziel, die den Griechen bis dahin geläufigen geographischen Dimensionen zu sprengen und neue Horizonte zu erschließen.“

6 Arr. an. 4,1,3; Plin. nat. 6,49; Curt. 7,6,13,25f.

7 Arr. an. 5,29,1. Vgl. Frank Lee HOLT, The Hyphasis „mutiny“. A source study, in: *Ancient World* 5 (1982), S. 33–59.

Indus aber ließ der hier besonders große Tidenhub ihre Schiffe gänzlich trockenfallen. Als das Wasser mit der Flut wieder stieg, geriet die Flotte in Unordnung; nicht wenige Schiffe sanken.<sup>8</sup>

Dennoch ließ sich Alexander auch von diesem Rückschlag nicht beirren; immer weiter drangen seine Schiffe ins Delta vor. Sie erreichten die Insel Killuta, die Trinkwasser und sichere Landungsplätze bot und wo bereits Brandung und Salzluft des Ozeans zu spüren waren. Doch war am Horizont noch eine weitere Insel zu sehen. Mit einer kleinen Flottille verließ Alexander das Mündungsgebiet und machte sich dahin auf. Man passierte die Insel, um, wie Alexander sagte, *abzusehen, ob es irgendwelches Land nahebei im Meer gebe*, und sah nichts als end- und uferlosen Ozean. Alexander genügte das als Beweis: Er hatte das Ende der Welt erreicht; hinter dieser letzten Insel kam nichts mehr, war sich der Eroberer sicher. So konnte er beruhigt nach Killuta zurückkehren, wo das Gros seiner Leute wartete, und den denkwürdigen Moment gebührend feiern: Er ließ dem Meeresherrn Poseidon Opfer darbringen und goldene Becher ins Meer werfen. Die Forschung hat hier immer wieder den Entdecker in Alexander am Werk sehen wollen und nicht den Eroberer. Doch schloss sich für Alexander ein Kreis, den einst das Orakel in der Oase Siwa geöffnet hatte: Mit der Ankunft am Ende der Welt war Alexander in der Tat der Eroberer der Oikumene, als den der ägyptische Gott Amun ihn willkommen heißen hatte.<sup>9</sup>

Die Fadenscheinigkeit dieses Konstrukts muss Alexander, gebildet wie er war, bewusst gewesen sein. Noch nicht erobert waren Karthago, Sizilien und Italien, kurz: der gesamte Westen, in dem Rom sich anschickte, eine Führungsrolle zu übernehmen. Schwerer noch wog, dass bereits Pythagoras im 6. Jh. v. Chr. den Standpunkt vertreten hatte, die Erde müsse, ebenso wie die Gestirne, eine Kugel sein; im 5. Jh. v. Chr. trat Parmenides mit derselben Idee in die Öffentlichkeit. Für Platon war die Kugelgestalt der Erde bereits Gewissheit, und sein Schüler Aristoteles war ihm darin gefolgt. Aristoteles wiederum war der Lehrer Alexanders gewesen: undenkbar, dass er seinen Schützling in dem Glauben beließ, die Erde sei eine Scheibe und der Okeanos eine unüberwindliche Grenze. Weniger als 100 Jahre nach Alexanders Indienzug, um 240 v. Chr., war der Mathematiker Eratosthenes bereits in der Lage, den Erdumfang relativ präzise zu berechnen. Alexander musste also wissen, dass die Welt am Indischen Ozean nicht zu Ende war; immerhin ahnen konnte er, dass selbst sein Riesenreich nur einen Bruchteil der globalen Landmasse umfasste.<sup>10</sup>

Dennoch war die symbolische Markierung der letzten Insel im Indusdelta als Ende der Welt für Alexander alternativlos: Sie war gewissermaßen der kleinste gemeinsame Nenner, auf den der vom Erobern besessene Feldherr und sein kriegsmüdes Heer sich noch einigen

---

8 Arr. an. 6,20; Curt. 9,9,9–22; Plin. nat. 6,26.

9 Zitat: Arr. an. 6,19,5; Opfer: Ebd., 19,4f.; Ind. 20,10; Curt. 9,9,27; Diod. 17,104; Plut. Alex. 66,2; vgl. Victor EHRENBERG, Die Opfer Alexanders an der Indusmündung, in: Polis und Imperium. Beiträge zur Alten Geschichte, Zürich 1965, S. 449–465. Alexander als Entdecker: SONNABEND, Grenzen (wie Anm. 4), S. 122f.; ähnlich schon Helmut BERVE, Alexander der Große als Entdecker, in: Gestaltende Kräfte der Antike. Aufsätze und Vorträge zur griechischen und römischen Geschichte, München 1966, S. 333–343. Vorsichtig mit Recht hingegen WIEMER, Alexander, S. 149.

10 Aristot. cael. 297b24–298a10. Aristoteles (ebd., 298a15–17) ging allerdings, unter Berufung auf namentlich nicht genannte Mathematiker, von einem Umfang von 400.000 Stadien aus (70.000 km); gegen Ende des 3. Jh. v. Chr. kam vermutlich der Geograph und Mathematiker Dikaiarchos auf 300.000 Stadien (53.000 km). Die mathematisch fundierte, wenngleich nicht völlig exakte Berechnung des Erdumfangs (252.000 Stadien = 45.000 km) durch Eratosthenes im 3. Jh. v. Chr. beschreibt Cleomed. mot. circ. 1,10,50. Der Erdumfang beträgt tatsächlich 40.074 km. Die Ungenauigkeit ergibt sich aus Eratosthenes' Messmethode.

konnten; der Okeanos jenseits von Killuta war die dringend benötigte Grenze, die zwischen Alexander und dem Scheitern seiner Mission stand. Nicht nur geographisch war Killuta deshalb der Wendepunkt. Die Grenze erreicht zu haben, restaurierte Alexanders Charisma, zementierte seine brüchig gewordene Autorität: Die Loyalität des Heeres ging so weit, dass es seinem Herrscher sogar auf den für viele tödlich endenden Marsch durch die vermeintlich unbezwingbare Gedrosische Wüste im Südiran folgte.<sup>11</sup>

Eine Herausforderung besonderer Art wartete auf Alexanders Admiral Nearchos, einen Kreter von Geburt, der sich schon beim Vormarsch entlang des Indus ausgezeichnet hatte und zu Alexanders engstem Gefährtenkreis gehörte: Nearchos kommandierte die Flotte, die von Patala aus bis zur Tigrismündung segeln und sich dort mit Alexanders Heer wieder vereinigen sollte. Über diese Expedition hat Nearchos eigene Aufzeichnungen verfasst, die noch dem Historiographen Arrian vorlagen; er benutzte sie als Quelle für seine *Indike*. Nachdem ein Teil des Heeres eingeschifft worden war, segelte Nearchos von Patala aus los – früher als geplant, weil, kaum war Alexander mit dem Hauptheer abgezogen, im Sindh Unruhen ausbrachen und die Lage für die Truppen unhaltbar zu werden drohte. Zu diesem Zeitpunkt waren, wie Strabon anmerkt, *die Winde noch nicht günstig* – es war Oktober, der Monsun hatte noch nicht eingesetzt.<sup>12</sup>

Erst im November frischt im Indischen Ozean der im Lauf des Winters immer stärker werdende Nordostwind auf, der die Passage gen Afrika oder in den Persischen Golf ermöglicht. Was längst bekannt war, als Strabon und Arrian schrieben – um die Zeitenwende bzw. im 2. Jh. n. Chr. –, wussten Nearchos und seine Leute noch nicht. Sie dürften die ersten Mittelmeeranrainer gewesen sein, die den Seeweg von Indien nach Mesopotamien meisterten. Die Monsunpassage quer über den Ozean nutzten sie indes noch nicht; stattdessen wählten sie den langen, gefährvollen Weg entlang der Küste. Nach entbehrungsreicher, durch diverse Verproviantierungen an Land unterbrochener Reise erreichte die Flotte schließlich den Persischen Golf. Nachdem man die Straße von Hormuz passiert hatte, traf man zufällig auf die durch den südlichen Iran ziehende Armee Alexanders. Der soll Zeus und Amun zu Zeugen angerufen haben, dass er sich mehr über die glückliche Heimkehr Nearchs und der Flotte freue als über die Tatsache, dass er ganz Asien erobert habe.<sup>13</sup>

## 2 Drehscheibe des Luxus

Alexander und Nearchos waren, aus mediterraner Perspektive, Pioniere, als sie den Indischen Ozean befuhren und seine Küsten erforschten. Die Arme, Inseln und Kanäle des Indus-Deltas waren für sie Terra incognita, der Indische Ozean eine unvertraute Welt voller fremdartiger, meist feindseliger Völker, jeder neue Vorstoß eine Fahrt ins Unbekannte, in dessen Dunkel nur die spärlichen und nicht immer zuverlässigen Berichte einheimischer Gewährsleute ein wenig Licht brachten. Und selbst diese Berichte hatten eine begrenzte Reichweite: Informationen über das vor ihnen klaffende Unbekannte zu erhalten, die tiefer drangen als ein paar hundert Kilometer, war Alexander und Nearchos so gut wie unmöglich. Nicht einmal dessen, dass der Seeweg von Indien nach Mesopotamien wirklich existierte.

---

11 Den unsäglichen Strapazen des Zuges durch die Gedrosische Wüste wird in den antiken Texten breiter Raum eingeräumt: Arr. an. 6,24–26; Curt. 9,10,8–10; Diod. 17,105,6–8; Plut. Alex. 66,4–6.

12 Zitat: Strab. 15,2,5. Den Bericht des Nearchos benutzt Arr. Ind. 21–23.

13 Ebd., 35.

tierte, waren sich die Akteure gewiss: Manch einer vermutete gar, Indien grenze direkt an Äthiopien; auf frühen Weltkarten der Antike gab es keinen Indischen Ozean.<sup>14</sup>

Rund 300 Jahre nach Alexander, als über Makedonien, Alexanders Heimat, und Kreta, der Insel, von der Nearchos stammte, längst die Adler Roms aufragten, hatte sich der Blick des Westens auf das Meer im Osten gründlich gewandelt. Jetzt war der Indische Ozean ein Gewässer, das Kaufleute aus der mediterranen Welt eifrig befuhren, um zu den Häfen entlang der Westküste Indiens, nach Ceylon oder, in Einzelfällen, sogar darüber hinaus bis Bengalen und weiter, durch die Straße von Malakka bis nach Indochina, zu gelangen. Indien – von hier stammten Baumwolltuche und Edelsteine, Zuckerrohr, vor allem aber exotische Gewürze, ohne die Gourmets in Alexandria, Athen oder Rom ihr Essen nicht mehr genießen mochten. Indien – das war aber auch das Tor zu einer noch fernerer Welt, aus der man ein Handelsgut bezog, das so wertvoll war, dass es mit Gold kaum aufzuwiegen war: Seide. China war für die Menschen des antiken Mittelmeers ein noch fabelhafterer Ort als Indien. Hier wohnten die Serer, deren Name sich von dem griechischen und lateinischen Wort für Seide (σῆρες bzw. *seres*) ableitet; selbst ihre Haut, hatte Nearchos gemutmaßt, soll aus Seide bestanden haben.<sup>15</sup>

Gewürze, Edelsteine, Seide – all das stand hoch im Kurs bei jenen, die es zu Reichtum gebracht hatten in der Mittelmeerwelt nach Alexander. Dieser Welt gab jetzt nicht mehr die Polis vom Zuschnitt des klassischen Athen ihre Gestalt; flurprägend waren vielmehr die großen Reiche, in die Alexanders Imperium bei seinem Tod 323 v. Chr. zerfallen war und deren Erbmasse sich wiederum Rom während seiner beispiellosen Expansion aneignete, in deren Sog zwischen dem 3. und dem 1. Jh. v. Chr. das gesamte Mittelmeerbecken geriet. Große Reiche schufen große Reichtümer in den Händen relativ Weniger, die aber immer noch zahlreich genug waren, um einen gewaltigen Nachfrageschub nach Luxusgütern auszulösen: Könige, deren innere Herrschaftszirkel, Großgrundbesitzer, schließlich römische Senatoren und natürlich die Kaiser. Zur Befriedigung ihrer unersättlichen Gier nach Teurem war das Mittelmeer diesen Männern (und ihren Frauen) buchstäblich zu klein geworden. Allzu alltäglich waren das Tafelgeschirr und die Purpurstoffe, die Kunsthandwerker in Phönizien oder Athen herzustellen wussten. Im Interesse angemessener Repräsentation konnten die Statussymbole, die reiche Haushalte horteten, gar nicht exotisch – und damit teuer – genug sein.

Die Geschichte der antiken Mittelmeerwelt von ihren Anfängen in der frühen Eisenzeit um 1200 v. Chr. bis zu Alexander dem Großen ist eine Geschichte immer engmaschigerer Vernetzung und stetig größer werdender Interaktionsintensität. Geographische Kenntnisse, ökonomische Verflechtung der diversen Küstenregionen, soziale, kulturelle, rechtliche und schließlich politische Integration – all das nahm in wenigen Jahrhunderten so rasant zu, dass bereits Platon um 400 v. Chr. sagen konnte, die Griechen lebten rund um das Mittelmeer *wie Frösche um einen Teich*. Die logische Fortsetzung dieser im europäischen Maßstab ersten Globalisierungswelle war das Hinauswachsen der Mittelmeerwelt über ihren geographischen Horizont hinaus. Schauplätze waren Nordwest- und Nordeuropa (Gallien, Britannien, Germanien bis hin zum Baltikum und selbst noch Skandinavien) und in Ansät-

---

14 SONNABEND, Grenzen (wie Anm. 4), S. 88f; Gary Keith YOUNG, Rome's eastern trade. International commerce and imperial policy. 31 BC - AD 305, London 2001, S. 28–34.

15 Die entsprechende Stelle bei Strab. (15,1,20) ist nicht ganz eindeutig, scheint sich aber auf Nearchos als ersten Griechen zu beziehen, der von Seide berichtete.

zen Afrika (Sahara, Schwarzafrika); zur Hauptachse des Hinauswachsens aber wurde der Indische Ozean, der ab dem 2. Jh. v. Chr. zur Drehscheibe des Luxus für ganz Eurasien wurde.

Den Zugang zu diesem Meer zu sichern, stand ganz oben auf der Prioritätenliste der imperialen Mächte im Westen: zuerst des Ptolemäerreiches in Ägypten, dann des Imperium Romanum. Zwei Routen führten zum Indischen Ozean: eine nördliche, durch Syrien, Mesopotamien und den Persischen Golf, und eine südliche, durch das Rote Meer. Ägypten war der Flaschenhals dieser Route, und schon die Ptolemäer investierten erhebliche Mittel in eine Infrastruktur, die es erlaubte, Güter am Roten Meer auf Karawanen umzuschlagen, die dann für den Weitertransport bis zum Nil zuständig waren. Der im 2. Jh. n. Chr. lebende und womöglich selbst aus Ägypten stammende Geograph Klaudios Ptolemaios nennt sechs Hafenzentren, die wie Perlen an einer Schnur entlang der ägyptischen Rotmeerküste aufgereiht lagen – von Norden nach Süden Kleopatris (Suez), Philoteris (nicht identifiziert), Myos Hormos („Maushafen“, Identifizierung mit Kuseir al-Kadim unsicher), Leukos Limen („weiße Bucht“, nicht identifiziert), Nechesia (Marsa Nekari?) und Berenike (beim Ras Banas). Sie alle waren ptolemäische Gründungen, doch erlangten herausragende Bedeutung vor allem in römischer Zeit die Häfen Myos Hormos und Berenike.<sup>16</sup>

In der Kaiserzeit waren beide Städte Umschlagplätze für Luxuswaren von immensem Wert. Wie wichtig der Orienthandel als Wirtschaftsfaktor war, illustriert der enorme Aufwand, der betrieben wurde, um die Infrastruktur am Roten Meer zu erhalten. Da die Häfen über keinerlei fruchtbares Hinterland verfügten, mussten Sie mit allem Notwendigen versorgt werden. Auch dieser logistische Kraftakt war ein Geschäftszweig, der viele Leute ernährte, und das nicht schlecht: Der Unternehmer Nikanor aus Koptos war ein Großhändler, der Lebensmittel wie Getreide, Wein und Öl in die Hafenzentren nach Berenike und Myos Hormos schaffte; Teile des Firmenarchivs haben sich in Form von Ostraka mit Quittungen und Rechnungen erhalten.<sup>17</sup>

Texte bringen nicht nur Licht in die Infrastruktur der Häfen, sondern auch in den eigentlichen Überseehandel. Das babylonische Sprachgewirr der Inschriften und Ostraka aus Berenike verrät den kosmopolitischen Charakter des Ortes: Außer Griechisch und Latein schrieben die Bewohner und Besucher der Hafenzentren Aramäisch, Hebräisch, Südarabisch und Tamilisch; Berenike war, wie die meisten Häfen, ein Ort des Austauschs über kulturelle und sprachliche Grenzen hinweg. Dass der transkontinentale Fernhandel im Indischen Ozean in römischer Zeit längst Normalität geworden war, dokumentiert ein griechischer Papyrus, der 1985 gefunden wurde und heute in Wien aufbewahrt wird. Es handelt sich um einen im indischen Muziris zwischen zwei namenlosen Parteien geschlossenen Darlehensvertrag, in dem sich der Darlehensnehmer verpflichtet, die Waren über eine genau festgelegte Route ins ägyptische Alexandria zu transportieren. Die Rückseite des Papyrus enthält ein Inventar der beförderten und zu verzollenden Waren: Nardenöl, 4.700 Pfund Elfenbein und 790 Pfund Textilien im Gesamtwert von 70.000 Drachmen – eine enorme Summe,

---

16 Steven E. SIDEBOTHAM, Ports of the Red Sea and the Arabia-India trade, in: D. H. FRENCH/C. S. LIGHTFOOT (Hg.), *The eastern frontier of the Roman Empire. Proceedings of a colloquium held at Ankara in September 1988* (BAR 553), Oxford 1989, S. 485–513; YOUNG, *Trade* (wie Anm. 14), S. 38–45.

17 Kai RUFFING, *Das Nikanor-Archiv und der römische Süd- und Osthandel*, in: *Münstersche Beiträge zur antiken Handelsgeschichte* 12 (1993), S. 1–26.

bedenkt man, dass etwa der Jahressold eines Legionärs zu dieser Zeit bei gerade einmal 100 Denaren (= Drachmen) lag.<sup>18</sup>

Der in Muziris zwischen zwei griechischsprachigen Kaufleuten geschlossene Vertrag legt nicht nur Zeugnis ab über die gewaltigen Summen, die im Spiel waren, wenn Luxusgüter aus dem Orient importiert wurden; er kündigt auch von der Normalität, die solche Transaktionen für alle Beteiligten hatten. Für alles, vom Verzollen der Güter über die zu wählenden Routen bis hin zur Versorgung der Kaufleute mit liquiden Mitteln gibt es einen verbindlichen institutionellen Rahmen. Die Randgebiete des Indischen Ozeans sind, anders als zu Alexanders Zeiten, keine Terra incognita mehr, sondern Teil der Oikumene, in der sich Handelsherren aus dem Westen mit großer Selbstverständlichkeit bewegen.

Etwa in dieselbe Zeit wie der Muziris-Papyrus datiert ein anderer, diesmal literarischer Text, der sogenannte *Periplus maris Erythraei*. Die „Umschiffung des Roten Meeres“ ist in Wahrheit viel mehr als der Titel verrät: Es handelt sich um einen regelrechten „Atlas“ in Erzählform; beschrieben werden die Küsten des Roten Meeres und des Indischen Ozeans, ausgehend von Myos Hormos bis „Raphta“ (wohl im heutigen Tansania) an der afrikanischen Küste bzw. – über die Südküste der Arabischen Halbinsel – bis Ceylon. Noch erwähnt werden Orte jenseits davon – wie Poduka (Pondicherry), der Ganges und auch Thinaï (China), doch werden die geographischen Informationen nach Osten hin immer vager. Ausgehend vom Roten Meer werden die Küsten des Indischen Ozeans, mitsamt den dort wohnenden Menschen, geographischen Gegebenheiten und den vor Ort gehandelten Waren, in zwei Ästen linear beschrieben; die Einheit zur Entfernungsmessung sind Tagesreisen:

Nach Moundos kommt man, wenn man weiter gen Osten segelt, nach einer Reise von zwei oder drei Tagen nach Mosyllum [*beide Orte liegen an der Nordküste des heutigen Somalia*], das an einem Strand liegt und über einen schlechten Ankerplatz verfügt. Man importiert hier die zuvor schon erwähnten Dinge, dazu Silbergeschirr, ein wenig Eisen und Glas. Der Ort exportiert große Mengen Zimt – weshalb dieser Handelsplatz größere Schiffe erfordert –, Räucherwerk, Gewürze, Schildpatt und Mokrotou, von schlechterer Qualität als das aus Moundos, Weihrauch [...], Elfenbein und Myrrhe in geringer Menge.<sup>19</sup>

In einem Text wie diesem treten die Unterschiede zur Welt Alexanders des Großen besonders deutlich zutage: Ein Ozean, der noch um 325 v. Chr. die Bühne abgab für kühne Welteroberer und Entdeckungsreisende, ist in späthellenistisch-römischer Zeit zum Tummelplatz für Händler aus mediterranen Landen geworden. Ins Auge fällt, dass der Periplus noch nicht einmal die Perspektive der Seefahrer einnimmt, die mit den Monsunwinden die Passage quer über den Ozean suchten; vielmehr ist der Text ein Handbuch für Küstenschiffer, die auf ihrer Route Hafen für Hafen abfahren und wissen müssen, was auf den örtlichen Märkten angeboten und was nachgefragt wird. Der Indische Ozean ist im 1. Jh. n. Chr. noch nicht zum Revier für Kapitäne auf kleiner Fahrt mutiert, aber er ist gewiss auch nicht mehr das große Unbekannte. Fraglos dräute Schiffbruch, wie die zahlreichen Wrackfunde entlang der Route belegen, doch sonst war die Passage verhältnismäßig arm an Überraschungen.<sup>20</sup>

---

18 P. Vindob. G 40822. Lionel CASSON, P. Vindob. G. 40822 and the shipping of goods from India, in: Bulletin of the American Society of Papyrologists 23 (1986), S. 73–79; Lionel CASSON, New light on maritime loans. P. Vindob. G 40822, in: Zeitschrift für Papyrologie und Epigraphik 84 (1990), S. 195–206.

19 Periplus mar. Er. 10.

20 Zusammenfassend Lionel CASSON, The Periplus Maris Erythraei, Princeton (N. J.) 1989; Eivind Heldaas SELAND, The Indian Ocean and the globalisation of the Ancient World, in: Ancient West & East 7 (2008),

Bereits um Christi Geburt hatte sich der Pendelverkehr zwischen Mittelmeer und Indien soweit eingespielt, dass er mit der Präzision eines Uhrwerks funktionierte: Im Spätherbst brachen die Schiffe aus Indien auf, um im Februar oder März in einem der ägyptischen Häfen anzulegen. Von dort brachen die Karawanen auf ihren beschwerlichen Weg durch die Wüste auf. Nach zwölf Tagen erreichten sie den Nil bei Koptos, wo Zölle, *portoria*, fällig wurden. Zwölf weitere Tage nahm die Reise nach Iulio polis bei Alexandria in Anspruch. Für das Verladen in Alexandria und die Fahrt nach Ostia benötigte man bei günstigem Wind weitere zehn bis zwölf Tage. Stimmen die Angaben des Plinius, dann gelangte die Ware in einem guten Monat – also bis April – nach Rom.<sup>21</sup>

Regelmäßig im Frühjahr wurde also Rom mit Luxuswaren aus dem Orient geflutet; und ebenso regelmäßig stand die Kundschaft, die ja schließlich ganzjährig Gewürze und Seidenkleider nachfragte, im Herbst und Winter vor leeren Regalen. Um dem Engpass abzuhelfen, traten dem Club der Indienfahrer ab dem 1. Jh. n. Chr. neue – denkbar unwahrscheinliche – Mitglieder bei. Sie aktivierten die zweite, nördliche Route, die quer durch die Syrische Wüste, entlang dem Euphrat und durch das von den Parthern beherrschte Mesopotamien an den Persischen Golf und durch diesen weiter nach Indien führte. Diese Seeleute, die mit guten Kontakten ins Partherreich über Mittel und Wege verfügten, den Weg durch das intim mit den Römern verfeindete Imperium offenzuhalten, stammten mitten aus der Syrischen Wüste: aus der Oase Tadmor – oder Palmyra, wie sie bei Griechen und Römern hieß. Die Palmyrener, deren Stadt zur römischen Provinz Syria gehörte, aber über ein beträchtliches Maß an innerer Autonomie verfügte, betrieben Handelsstützpunkte in Charakene, einem parthischen Territorium, das im südlichen Mesopotamien lag und unmittelbar an den Persischen Golf grenzte.<sup>22</sup>

Der reibungslose Transport der Waren von Spasinou Charax, dem Haupthafen am Persischen Golf, durch Mesopotamien und die Syrische Wüste bis nach Palmyra hing ab von der Bereitschaft der parthischen Behörden wie nomadischer Stämme, die Karawanen passieren zu lassen. Unerlässlich war deshalb die Patronage mächtiger palmyrenischer Honoratioren, die selbst ihre Wurzeln im tribalen Geflecht der Wüste hatten und deren Wort viel galt unter den Nomaden. Um ihrem Dank Ausdruck zu geben, stellten die palmyrenischen

---

S. 65–77; ders. (Hg.), *The Indian Ocean in the ancient period. Definite places, translocal exchange*, Oxford 2007; ders., *Ports and political power in the Periplus. Complex societies and maritime trade on the Indian Ocean in the first century AD (BAR 2102)*, Oxford 2010.

21 Zeitangaben nach Plin. nat. 6, 102. Siehe auch Strab. 17, 1, 45.

22 Zur Einführung zu Palmyra Peter M. EDWELL, *Between Rome and Persia. The middle Euphrates, Mesopotamia and Palmyra under Roman control*, London 2008, S. 31–62; Udo HARTMANN, *Das palmyrenische Teilreich (Oriens et Occidens 2)*, Stuttgart 2001; Fergus MILLAR, *The Roman Near East. 31 BC - AD 337*, Cambridge (Mass.) 1993, S. 319–336; Maurice SARTRE, *Palmyre, cité grecque*, in: *Annales Archéologiques Arabes Syriennes* 43 (1996), S. 385–405; Michael SOMMER, *Roms orientalische Steppengrenze (Oriens et Occidens 9)*, Stuttgart 2005, S. 139–224; ders., *Der Löwe von Tadmor. Palmyra und der unwahrscheinliche Aufstieg des Septimius Odaenathus*, in: *Historische Zeitschrift* 287 (2008), S. 281–318; Jean STARCKY/ Michał GAWLIKOWSKI, *Palmyre, Paris* 1985; Javier TEIXIDOR, *Un port romain du désert, Palmyre, et son commerce d'Auguste à Caracalla (Semitica 34)*, Paris 1984; Ernest WILL, *Les Palmyréniens. La Venise des sables (I<sup>er</sup> siècle avant - III<sup>ème</sup> après J.-C.)*, Paris 1992; Jean-Baptiste YON, *Les notables de Palmyre, Beyrouth 2002*; speziell zum Fernhandel der Stadt Michał GAWLIKOWSKI, *Palmyre et l'Euphrate*, in: *Syria* 60 (1983), S. 53–68; ders., *Palmyra as a trading centre*, in: *Iraq* 56 (1994), S. 27–33; Eivind Heldaas SELAND, *Palmyra. Karavanehandel og geopolitikk i romersk Syria*, in: *Klassisk Forum* (2010), S. 54–69; Ernest WILL, *Marchands et chefs de caravanes à Palmyre*, in: *Syria* 34 (1957), S. 262–277; zu Charakene SCHUOL, *Charakene (wie Anm. 2). Zur Konkurrenz der beiden Routen Eivind Heldaas SELAND, The Persian Gulf or the Red Sea? Two axes in ancient Indian Ocean trade, where to go and why*, in: *World Archaeology* 43 (2011), S. 398–409.

Kaufleuten ihren Schutzherren eine Unzahl von Statuen im öffentlichen Raum der Stadt auf. Die Statuen sind allesamt verschollen, aber überdauert haben viele der Inschriften, in denen die Kaufleute auflisten, welche Gefälligkeiten ihnen die Magnaten erwiesen haben.

Hauptthema dieses Corpus der sogenannten Karawaneninschriften ist naturgemäß die gefährvolle Passage durch die Wüste, doch hat auch das Meer seinen Platz im epigraphischen Inventar der Oasenstadt: Im Monat Adar (März) des Jahres 468 der Seleukidischen Ära (157 n. Chr.) wurde M. Ulpius Yarhai, ein römischer Bürger und prominenter Notabler Palmyras, von den Kaufleuten, die *aus Skythien zurückgekehrt sind*, geehrt, weil er *ihnen geholfen hat mit allem Eifer und sie unterstützte, zu seiner Ehre*. Skythien – das waren nicht etwa die südrussischen Steppen, in denen die wilden Reiternomaden beheimatet waren, die schon Herodot gekannt hatte; mit Skythien meinten die Verfasser der Inschrift den Nordwesten Indiens, die Region, in der der *Periplus* die Stadt Barbaricum verortet, und die er als Umschlagplatz für Weihrauch, Tuche, Edelsteine, Wein, Geschirr aus Edelmetall und Korallen benennt. Die Kaufleute seien, führt die griechische Fassung der bilinguen (griechisch-palmyrenischen) Inschrift weiter aus, aus „Skythien“ im Schiff eines Honainu, Sohn des Haddudan, gekommen. Etwa gleichzeitig wurde derselbe Yarhai geehrt, weil er den Kaufleuten, die im Schiff eines gewissen Belai ebenfalls die Seereise von Skythien nach Spasinou Charax absolviert hatten, ähnlich gefällig gewesen war. Männer wie Belai und Honainu waren es, denen Trajan nachblickte, als er am Strand des Persischen Golfes stand und von Indien träumte.<sup>23</sup>

Für den römischen Kaiser war der Ausflug ans Meer ein Wendepunkt wie für Alexander sein Abstecher in den Indischen Ozean. Doch während der Makedone mit der Symbolkraft des Manövers sein Scheitern abwenden konnte, folgte für den Römer die Katastrophe auf dem Fuß. Noch während Trajan von Indien träumte, brach in Mesopotamien eine Revolte aus, die sich rasch zum Flächenbrand ausweitete und das römische Heer von seinen Nachschubbasen in Syrien abzuschneiden drohte. Trajan erklärte die Niederschlagung des Aufstands zur Chefsache und gewährte seinem maurischen Reitergeneral Lusius Quietus, der für seine Effizienz ebenso bekannt war wie für seine Brutalität, freie Hand, um blutige Exempel an der Bevölkerung zu statuieren. Doch es half alles nichts: Trajan war kein zweiter Alexander; er erlag 117 n. Chr. einer Krankheit, und sein Nachfolger Hadrian war Realpolitiker genug, um die kostspieligen Eroberungen wieder preiszugeben. Die Ufer des Persischen Golfs blieben in der Hand der Parther.

### 3 Ozean der Stereotypen

Die palmyrenischen Karawaneninschriften setzten zu dieser Zeit erst ein. Aller Seefahrerromantik zum Trotz protokollierten die Kaufleute ihre interkontinentalen Seereisen in geschäftsmäßigem Ton, ganz im Stil von Bilanzbuchhaltern. Mit welchem Gefühl die Oasenbewohner sich auf das für sie fremde Element wagten, und ob sie einen flauen Magen hatten, ist den Texten nicht zu entnehmen. Auch für sie scheint eine Fahrt über den Indischen Ozean nicht den Rahmen des Alltäglichen gesprengt zu haben: Indien war den seefahrenden Kaufleuten nicht Trajans Traumreich, sondern profitable Realität. Dafür regte das ferne

---

23 Die Inschriften sind ediert bei SCHUOL, Charakene (wie Anm. 2), S. 73f. (Nr. 21) u. 75f. (Nr. 22). Barbaricum bzw. „Skythien“: Periopl. mar. Er. 38.

Meer die Fantasie von Dichtern und Denkern in der Hauptstadt Rom umso mehr an. Sie sollen hier füglich das letzte Wort haben.

*Der göttliche Caesar plant einen Feldzug zu den reichen Indern und sinnt darauf, mit seiner Flotte die Fluten des perlenreichen Meeres zu durchpflügen. Groß ist der Lohn, ihr Männer: Das Land am Ende der Welt verschafft Triumphe* – so übertrieb lange vor Trajan der Dichter Properz die Früchte eines von Augustus anvisierten, dann aber schließlich abgesagten Partherkriegs. Vordergründig erscheint hier der Indische Ozean, das „perlenreiche Meer“, als Teil einer von Rom geordneten und gebändigten Welt. Doch sind, bei näherer Betrachtung, Indien und der Ozean bloße Chiffren für Gegenden, die weit jenseits des eigenen Erfahrungshorizonts liegen. Wenn römische Flotten schon den Indischen Ozean durchpflügen, dann herrscht auch am Ende der Welt die Pax Augusta. Properz bläst mit dieser verführten Siegesfanfare ins gleiche Horn wie sein Zeitgenosse und Dichterkollege Vergil, der den Römern ein *imperium sine fine*, ein Reich ohne Grenzen in Zeit wie Raum, verhiess.<sup>24</sup>

Auch sonst prägten das Indienbild der lateinischen Autoren mächtige Stereotypen. *Gleichwohl*, mahnt der ebenfalls augusteische Dichter Ovid in seiner Liebeskunst, *beschwert eure Ohren nicht mit Geschmeide, das unter grünen Wellen der schwarze Inder sammelt*. Der tropische Ozean wird hier zum topischen Synonym für Luxus und Dekadenz. Ganz ähnlich nimmt der Elegiker Tibull Edelsteine aus dem Indischen Ozean zum Wertmaßstab, wenn er der *treuen Liebe der Braut* ein literarisches Denkmal setzt: Man würde ihr nicht alles Land der Welt vorziehen und auch nicht *alle Edelsteine, die im glücklichen Indien zur Welt kommen, dort wo sich die Welle des östlichen Meeres rötet*.<sup>25</sup>

Das „östliche Meer“, der Indische Ozean, fand in der mediterranen Welt von Griechen und Römern seinen Reflex in geradezu gegensätzlichen Wahrnehmungen. Für die einen, die See- und Kaufleute, die von Spasinou Charax, Berenike oder Myos Hormos in See stachen, um Monate später an der Indischen Westküste anzukommen, und die im Winter auf demselben Weg ihre Heimathäfen ansteuerten, war der Ozean ein vertrauter Kosmos, verankert im Hier und Jetzt, Teil ihres – durchaus einträglichen – Lebensunterhalts. Für die anderen war er das Tor zu einer Fabelwelt, in der sagenhafter Reichtum herrschte und in die jeder nach Belieben seine Träume und Sehnsüchte projizieren konnte, ohne Gefahr zu laufen, mit der Realität zu kollidieren. Für dieses Bild vom Indischen Ozean stand Trajan, dem am Persischen Golf schmerzlich bewusst wurde, dass sein Reich eben doch Grenzen hatte.

Ein Grenzgänger zwischen beiden Wahrnehmungen des Indischen Ozeans war Alexander. Für ihn war Indien zunächst das Traumland seiner von Heldenepen beflügelten Fantasie, bis ihn im Morast des Punjab die Realität grausam einholte und ihn zur Umkehr zwang. Jenseits des Indusdeltas, inmitten des Ozeans, indes feierte Alexander seinen Sieg über die Realität: Er holte sich die Deutungsmacht darüber, wo das Ende der Welt sei, zurück und wendete so seinen gescheiterten Welteroberungszug zur erfolgreichen Expedition. Der große Alexander, Trajans Vorbild, legte damit auch den Grundstein zur Wahrnehmung der römischen Poeten, die begeistert in den Hymnus vom Ende der Welt einstimmten, wider eigentlich besseres Wissen.

---

24 Prop. 3, 4, 1–3; Verg. Aen. 1, 279.

25 Ov. ars 3, 129f.; Tib. 2, 2, 15f.



Sarah Neumann

## Spiegel oder Zerrbild? Die Deutung von Meer und Meeresbewohnern in der mittelalterlichen Naturkunde

Dan ja niemand in Abrede seyn kann | daß das Meer weit grösser als der Erdboden | und in denselbigem weit mehr und grössere Wunderwerck | auch mehr und verwunderlichere Thiere anzutreffen seyn | welche ob sie gleich stumm seyn | und keine Stimme noch Laut | wie andere Thiere von sich geben | iedoch nicht von uns mit stummen und thummen Gedancken übergangen werden sollen [...].<sup>1</sup>

Mit diesen Worten eröffnet der Zürcher Universalgelehrte Conrad Gessner (1516–1565) den vierten Band seiner zoologischen Enzyklopädie „*Historia animalium*“, der den Fischen und sonstigen Wasserbewohnern gewidmet ist. Dass der Verfasser, dessen Werk als entscheidender Beitrag zur neuzeitlichen Naturkunde gilt,<sup>2</sup> in einer Vorrede die Wahl seines Untersuchungsgegenstandes rechtfertigt bzw. für die Lektüre wirbt, ist ein übliches Vorgehen; beachtlich ist in diesem Fall jedoch die Wortwahl Gessners: Das Interesse an der Wasserwelt macht er weder am zu erwartenden wissenschaftlichen Ertrag noch an konkreten Phänomenen fest, sondern vor allem an der Andersartigkeit, an dem Wundersam-Verwunderlichen, das dem Leben in diesem Element eignet und das er laut der nachfolgenden Ausführungen auch als eine Offenbarung des göttlichen Schöpfungsplans versteht.<sup>3</sup> Gessners Arbeit ist damit auch den beiden entscheidenden Traditionslinien mittelalterlicher Naturbetrachtung verbunden,<sup>4</sup> nämlich theologisch gebundener Naturallegorese einerseits und wissensorientierter Naturerfassung andererseits.<sup>5</sup> Das eine begegnet vor allem in den mittelalterlichen Bestiarien, die antik-pagane Vorlagen und biblisch-christliches Gedankengut zur Illustration und moralisierenden Ausdeutung des göttlichen Schöpfungs- und Heils-

---

1 Conrad GESNER, *Vollkommenes Fisch-Buch (Historia animalium 4)*, Frankfurt am Main 1670 (ND Hannover 1981), Vorwort, (o)F. – Die lateinische Erstausgabe erschien bereits 1555.

2 Angela FISCHER, *Natur im Bild. Zeichnung und Naturerkenntnis bei Conrad Gessner und Ulisse Aldrovandi (Humboldt-Schriften zur Kunst- und Bildgeschichte 9)*, Berlin 2009, S. 37.

3 GESNER, *Fisch-Buch* (wie Anm. 1) fährt fort: weils sich in alle wege gebühren will | daß der allerhöchste und allerweiseste Gott | dessen Macht und Kraft allenthalben unendlich ist | in allen seinen Geschöpfen [...] gepriesen werde: Gleich wie nun die Größe und Gewalt dieses Elements überaus groß ist | also erzeiget sich dieselbige auch nicht weniger an denen darinnen schwimmenden und wimlenden Thieren.

4 Siehe dazu die hervorragende Arbeit von Udo FRIEDRICH, *Naturgeschichte zwischen artes liberales und frühneuzeitlicher Wissenschaft. Conrad Gessners „Historia animalium“ und ihre volkssprachliche Rezeption (Frühe Neuzeit 21)*, Tübingen 1995.

5 Siehe Wolfgang HARMS/Heimo REINITZER (Hg.), *Natura loquax. Naturkunde und allegorische Naturdeutung vom Mittelalter bis zur frühen Neuzeit (Mikrokosmos 7)*, Frankfurt a. M. 1981; Christian HÜNEMÖRDER, *Traditionelle Naturkunde, realistische Naturbeobachtung und theologische Naturdeutung in Enzyklopädiën des Hohen Mittelalters*, in: Peter DILG (Hg.), *Natur im Mittelalter. Konzeptionen – Erfahrungen – Wirkungen*, Berlin 2003, S. 124–135.

plans nutzen.<sup>6</sup> Das andere ist insbesondere ab dem 12. Jahrhundert in den durch die Aristotelesrezeption beeinflussten enzyklopädischen Schriften zu verzeichnen,<sup>7</sup> unter denen den naturkundlichen Werken von Albertus Magnus (um 1200–1280) besondere Bedeutung zukommt, da sie eine verstärkte Hinwendung zu empirischen Befunden und Autopsie erkennen lassen.<sup>8</sup> Gleichwohl existieren die beiden Deutungslinien von Naturallegorese und Naturerfassung kaum isoliert nebeneinander, sondern durchdringen sich gegenseitig.<sup>9</sup> Da zudem alle Autoren naturkundlicher Werke dem geistlichen Stand angehören, teilen sie per se die theologische Grundüberzeugung, dass Gott sich in der Schöpfung offenbare, Natur mithin zur Gotteserkenntnis führen müsse.<sup>10</sup> Die strikte Trennung nach Naturallegorese und Naturerfassung verstellt letztlich auch den Blick auf die mentalitätsgeschichtliche Dimension mittelalterlicher Naturkunde, denn: Jede Annäherung an die Natur ist zugleich ein Deutungsversuch, der nicht um seiner selbst, sondern um des Menschen willen unternommen wird. Natur in Geist und Wort zu erfassen, ist ein Akt der Aneignung und Bewältigung wie auch ein Versuch, die Position des Menschen innerhalb und gegenüber der göttlichen Schöpfung zu bestimmen. Mittelalterliche Naturkunde liefert dem Menschen also vor allem konkrete Angebote zur Selbstvergewisserung.

Dieser kultur- und mentalitätsgeschichtliche Ansatz ist in der Forschung – insbesondere in den mittlerweile als eigene Forschungszweige etablierten Bereichen Umweltgeschichte und Animal History – bereits erfolgreich erprobt worden.<sup>11</sup> Möglich wird ein solcher Zugang jedoch erst durch umfassende Studien aus unterschiedlichen Disziplinen wie Theologie, Philosophie, Literatur- und Geschichtswissenschaft.<sup>12</sup> In der Mediävistik sind der Lebensraum Wasser und seine Bewohner bislang nur selten in kultur- und mentalitätsgeschichtli-

- 
- 6 Wichtigste Vorlage für die Bestiarien ist der sog. „Physiologus“, eine auf das 2. Jahrhundert zurückgehende griechische Tierallegorese, die spätestens ab dem 10. Jahrhundert diversifiziert wurde; Nikolaus HENKEL/Christian HÜNEMÖRDER, Art. Bestiarium, -ius, Bestiarien, I. Begriffliches, in: Lexikon des Mittelalters. Bd. 1: Aachen bis Bettelordenskirchen, München 1980, Sp. 2073; Luuk HOUWEN, Bestiarien, in: Ulrich Müller/Werner Wunderlich (Hg.), Dämonen, Monster, Fabelwesen (Mittelalter-Mythen 2), St. Gallen 1999, S. 59–75.
- 7 Fernand VAN STEENBERGHE, Art. Aristoteles, A.IV Philosophie und Theologie. Lateinisches Mittelalter, in: Lexikon des Mittelalters. Bd. 1: Aachen bis Bettelordenskirchen, München 1980, Sp. 936–938.
- 8 Wilhelm KÜBEL u. a., Art. Albertus Magnus, in: Lexikon des Mittelalters. Bd. 1: Aachen bis Bettelordenskirchen, München 1980, Sp. 294–299, bes. Sp. 298. – Trotz seiner Leistungen sollte Albertus Magnus jedoch nicht holzschnittartig zum Prototyp des empirisch arbeitenden Naturwissenschaftlers verklärt werden; siehe Traude-Marie NISCHIK, Das volkssprachliche Naturbuch im späten Mittelalter. Sachkunde und Dinginterpretation bei Jacob van Maerlant und Konrad von Meigenberg (Hermea N.F. 48), Tübingen 1986, S. 18f. – Zur Enzyklopädik und Alberts Stellung innerhalb dieser Bewegung siehe Bernard RIBÉMONT, L'encyclopédisme médiéval: de la définition d'un genre à son apogée. Sur la pertinence des notions d'apogée et de décadence, in: Ders., De Natura Rerum. Études sur les encyclopédies médiévales (Medievalia 18), Orléans 1995, S. 11–68.
- 9 NISCHIK, Das volkssprachliche Naturbuch (wie Anm. 8), S. 8f.
- 10 HÜNEMÖRDER, Traditionelle Naturkunde (wie Anm. 5), S. 124.
- 11 Hinbewiesen sei vor allem auf den Sammelband von Sabine OBERMAIER (Hg.), Tiere und Fabelwesen im Mittelalter, Berlin 2009. Fokussiert wird hier „das Tier als Gegenstand und vor allem als Medium der geistigen Erfassung von Welt und Mensch durch den Menschen. Ziel des interdisziplinär konzipierten Bandes ist es zu zeigen, wie das Tier in maßgeblichen mittelalterlichen Diskursen [...] zum Medium der Erkenntnis und Vergegenwärtigung, der Strukturierung und Ordnung sowie der Deutung und Bewältigung von Welt wird.“ (S. 2).
- 12 Das gesamte Spektrum an Publikationen kann hier nicht genannt werden; erste Orientierung über die Bandbreite an möglichen Themen bieten v. a. die Sammelbände DILG, Natur im Mittelalter (wie Anm. 5); Albert ZIMMERMANN/Andreas SPEER (Hg.), Mensch und Natur im Mittelalter (Miscellanea Mediaevalia 21), 2 Bde, Berlin 1991/92. – Die enzyklopädische Literatur zur Naturkunde des Mittelalters ist insbesondere in Studien zu einzelnen Werken erschlossen worden; darüber hinaus ist v. a. auf die Publikationen im Rahmen des Münsteraner Sonderforschungsbereiches 226 „Wissensorganisierende und wissensvermittelnde Literatur im Mittelalter“ sowie auf den vor allem in methodisch-theoretischer Hinsicht wichtigen Berliner Sonderforschungsbereich 980 „Episteme in Bewegung. Wissenstransfer von der Alten Welt bis in die Frühe Neuzeit“ hinzuweisen.

cher Perspektive in den Blick genommen worden.<sup>13</sup> Dies verwundert umso mehr, da gerade dieser Lebensbereich die mittelalterliche Naturkunde vor besondere Herausforderungen stellt: Das Wasser, insbesondere das Meer, scheint zunächst im wahrsten Sinne des Wortes unergründlich. Seine Weiten und Tiefen sind kaum zu ermessen; die Lebensformen, die in ihm begegnen, weisen kaum Anknüpfungspunkte oder Parallelen zum Leben auf dem Land auf, so dass sich dem mittelalterlichen Betrachter (zunächst) eine weitgehend fremde Welt darbietet. Orientierungshilfe bei den Entschlüsselungsversuchen dieser Welt finden die mittelalterlichen Autoren nicht allein in der christlichen Schöpfungs- und Heilsgeschichte, sondern auch bei Autoritäten der Antike. Zu klären ist also, ob und wie die Autoren naturkundlicher Werke antik-pagane und christliche Traditionen in der mittelalterlichen Wahrnehmung des Wassers zu einem stringenten Deutungsmuster verknüpfen, welche Konturen sie dieser „fremden Welt“ verleihen und welches Grundverständnis der *conditio humana* sich darin spiegelt.

Ein Annäherungsversuch an diese Fragen soll im Folgenden durch die Analyse ausgewählter naturkundlicher Zeugnisse des 12.–15. Jahrhunderts unternommen werden.<sup>14</sup> Im Zentrum stehen dabei drei Werke, die formal unterschiedlichen Gattungen zuzuordnen sind, nämlich: das in der Tradition der „*Etymologiae*“ Isidors von Sevilla (560–636) und des „*Physiologus*“ stehende *Ashmole-Bestiarium* (um 1200),<sup>15</sup> die in den 1150er Jahren entstandene, vor allem medizinisch ausgerichtete Naturkunde („*Physica*“) Hildegards von Bingen (1098–1179)<sup>16</sup> und das zoologische Werk „*De animalibus libri XXVI*“ des bereits erwähnten Albertus Magnus (um 1200–1280) von 1256/60.<sup>17</sup> Im werkübergreifenden Zu-

- 
- 13 Neben eher diachron ausgerichteten Arbeiten (z. B. Gernot und Hartmut BÖHME, *Feuer, Wasser, Erde, Luft. Eine Kulturgeschichte der Elemente*, München 2004; Sybille SELBMANN, *Mythos Wasser. Symbolik und Kulturgeschichte*, Karlsruhe 1995) sind als spezifisch mediävistische Arbeiten vor allem folgende Bände zu erwähnen: Bernard RIBÉMONT (Hg.), *L'eau au Moyen Âge. Symbols et usages (Medievalia 20)*, Orléans 1996; Danièle JAMES-RAOUL/Claude THOMASSET (Hg.), *Dans l'eau, sous l'eau. Le monde aquatique au Moyen Âge (Cultures et Civilisations médiévales 25)*, Paris 2002. – Darüber hinaus bieten insbesondere Arbeiten zu Tier-Mensch-Beziehung, Tiersymbolik und Dämonologie des Mittelalters wertvolle Hinweise auf das Verständnis von Wasser und Wasserwesen, z. B. Sabine OBERMAIER, *Der Heilige und sein Tier, das Tier und sein Heiliger – ein Problemaufriss*, in: *Das Mittelalter 12* (2007), S. 46–63; Werner WUNDERLICH, *Frauen, die sich nicht über Wasser halten. Zur kulturgeschichtlichen Genealogie von Nymphen, Nixen, Wasserfeen*, in: Hubert HERKOMMER/Rainer Christoph SCHWINGES/Marie-Claude PFAFFEN (Hg.), *Engel, Teufel und Dämonen. Einblick in die Geisterwelt des Mittelalters*, Basel 2006, S. 141–161; MÜLLER/WUNDERLICH, *Dämonen, Monster, Fabelwesen* (wie Anm. 6); Luuk HOUWEN (Hg.), *Animals and the Symbolic in Mediaeval Art and Literature (Medievalia Groningana 20)*, Groningen 1997; Brigitte RESL (Hg.), *A cultural history of animals in the medieval age*, Oxford 2007; Joyce E. SALISBURY, *The beast within. Animals in the middle ages*, Abingdon<sup>2</sup>2011.
- 14 Eine hervorragende chronologisch aufgebaute Analyse der enzyklopädischen Tradition des 7.–13. Jahrhunderts zum Thema Wasser bietet Stephan SCHULER, *Les rives médiévales du savoir aquatique dans les compilations d'histoire naturelle et l'encyclopédie universelle du bas moyen âge*, in: JAMES-RAOUL/THOMASSET, *Dans l'eau, sous l'eau* (wie Anm. 13), S. 9–47.
- 15 Franz UNTERKIRCHNER (Hg.), *Bestiarium. Die Texte der Handschrift Ms. Ashmole 1511 der Bodleian Library Oxford, lateinisch – deutsch (Interpretationes ad codices 3)*, Graz 1986.
- 16 Reiner HILDEBRANDT/Thomas GLONING (Hg.), *Hildegard von Bingen. Physica. Liber subtilitatum diversarum naturarum creaturarum*, 2 Bde, Göttingen 2010. – Hildegard von Bingen liefert in ihrem Werk außer kompilierten Inhalten ebenfalls Informationen, die auf eigene Beobachtungen zurückgehen, z. B. zum Laichen der Fische. Deshalb gilt sie einigen Forschern als eine der ersten Zoologinnen des Mittelalters, siehe Bernard RIBÉMONT, *La „Renaissance“ du XII<sup>e</sup> siècle et l'Encyclopédisme (Essais sur le Moyen Âge 27)*, Paris 2002, S. 134–143.
- 17 Hermann STADLER (Hg.), *Albertus Magnus. De animalibus libri XXVI. Nach der Cölnner Urschrift (Beiträge zur Geschichte der Philosophie des Mittelalters. Texte und Untersuchungen 15–16)*, 2 Bde, Münster 1916/20. – Siehe auch Übersetzung und Kommentar von Kenneth F. KITCHELL JR./Irven Michael RESNICK (Hg.), *Albertus Magnus. On Animals. A Medieval Summa Zoologica*, 2 Bde, Baltimore/London 1999.

griff werden sowohl spezifische als auch gemeinsame Zugänge zum Lebensraum Wasser identifiziert und ausgewertet: Zunächst verdient die Frage genauere Betrachtung, welche Position die jeweiligen Verfasser dem Wasser und den Fischen in ihrem Werk und damit auch im Kosmos zuweisen. In einem zweiten Schritt folgt dann die Analyse ausgewählter Aspekte der beschriebenen Wasser-Welt: Zunächst wird das Element hinsichtlich einiger ihm zugeschriebener Qualitäten genauer konturiert. Dabei ist zu bedenken, dass die untersuchten Werke nur in Einzelfällen explizit zwischen dem Meer und anderen Gewässern unterscheiden, was eine differenzierte Darstellung der Meereswahrnehmungen erschwert. Soweit möglich, werden im Folgenden die Spezifika des Meeres herausgearbeitet und in den größeren Kontext mittelalterlicher Wasserwahrnehmung eingeordnet. Der letzte Abschnitt widmet sich dann den Lebensformen im Wasser und klärt, welche Spezies dieser Kategorie jeweils subsumiert und welche Entwürfe zu Physis und Charakter dieser Wesen geliefert werden, denn nicht zuletzt diese Aspekte erlauben, Vorstellungen vom Eigenen und vom Fremden genauer zu fassen und einer Antwort auf die Frage, inwiefern die Wasser-Welt Spiegel oder Zerrbild menschlichen Lebens ist, zumindest einen kleinen Schritt näher zu kommen.

## 1 Positionsbestimmungen: Die Einordnung der Wasser-Welt in den naturkundlichen Kosmos

Erste Hinweise zur Wahrnehmung und Deutung von Wasser und Fischen bietet bereits die Position, die ihnen im Rahmen eines Werkes zugewiesen wird und die wiederum von dessen generellem Ordnungssystem abhängig ist. Auch wenn nicht in jedem Fall konzeptionelle Vorüberlegungen zum Aufbau eines Werks vorliegen<sup>18</sup> und zudem individuelle Gestaltungsspielräume im Zuschnitt der Werke einkalkuliert werden müssen, sind hier einige grundlegende Kompositionsprinzipien zu unterscheiden.<sup>19</sup> So liefert zum einen der biblische Schöpfungsbericht ein Modell für Aufbau und Struktur naturkundlicher Werke.<sup>20</sup> Gängig ist zum anderen das in der antiken Naturgeschichte des Plinius etablierte Sortierprinzip nach Klassen, dem auch das Ashmole-Bestiarium im Kern folgt: Auf Tiere (d. h. Vierfüßler) folgen Vögel, „einige Fische“ (*De naturis rerum piscium quorundam*) sowie Bäume und Steine.<sup>21</sup> Ob diese Sortierung auch einer Hierarchisierung der Lebewesen

18 Dies ist z. B. der Fall bei Hildegards „Physica“, die zunächst als reines Pflanzenbuch konzipiert war, später dann um weitere Bücher zu Bäumen, Steinen, Metallen und Tieren ergänzt wurde, insofern also keinem geschlossenen Gesamtkonzept verpflichtet ist; HILDEBRANDT/GLONING, Hildegard von Bingen. *Physica* (wie Anm. 16), S. 1.

19 Einen knappen Überblick zu den diversen Ordnungssystemen bieten Pieter BEULLENS, *Like a Book Written by God's Finger. Animals Showing the Path towards God*, in: RESL, *Cultural History of Animals* (wie Anm. 13), S. 127–151, bes. S. 135–145 und Heinz MEYER, *Die Enzyklopädie des Bartholomäus Anglicus. Untersuchungen zur Überlieferungs- und Rezeptionsgeschichte von „De proprietatibus rerum“* (Münstersche Mittelalter-Schriften 77), München 2000, S. 33–40.

20 Hildegard von Bingens „Physica“ ist beispielsweise diesem Prinzip verpflichtet, siehe RIBÉMONT, *La „Renaissance“* (wie Anm. 16), S. 136. – Ebenfalls orientiert am Schöpfungsbericht, jedoch wesentlich komplexer und eine eigene Untersuchung wert ist die Naturgeschichte Alexander Neckams, siehe Thomas WRIGHT (Hg.), *Alexander Neckam. De naturis rerum libri duo (Rerum Britannicarum Medii Aevi Scriptores 341)*, London 1863 (ND Lavis 2003), hier II.1–20, S. 127–141 (zum Wasser) und II.21–45, S. 141–157 (zu den Fischen); dazu RIBÉMONT, *La „Renaissance“* (wie Anm. 16), S. 163–204 und MEYER, *Enzyklopädie* (wie Anm. 19), S. 37.

21 UNTERKIRCHER, *Bestiarium Ashmole 1511* (wie Anm. 15), S. 20f. – Im „Physiologus“, einer entscheidenden Vorlage dieses Textes, ist dieses Sortierprinzip nicht erkennbar; wenn überhaupt ist hier von biblischen Bezügen in der Abfolge der Beispiele auszugehen, siehe Otto SCHÖNBERGER (Hg.), *Physiologus. Griechisch/ Deutsch*, Stuttgart 2011, S. 147f. Spätere Physiologus-Bearbeitungen nähern sich diesem Sortierprinzip jedoch stärker an,

gleichkommt, sei dahingestellt; der Hinweis des Verfassers, nur eine begrenzte Zahl an Fischen zu präsentieren, zeigt jedoch an, dass er sich der Vielfalt der Spezies durchaus bewusst ist. Ebenso bewusst trifft er jedoch die Entscheidung, diese Vielfalt zu beschränken und den Fischen nur begrenzte Aufmerksamkeit zu widmen. Seine einleitende Bemerkung korrespondiert mit der Tatsache, dass der Umfang der dieser Spezies zugeordneten Ausführungen entsprechend schmal ausfällt<sup>22</sup> – und zwar nicht allein in diesem Fall bzw. nicht allein in der Gattung Bestiarium: Auch im medizinisch-naturkundlichen Opus Hildegards von Bingen und in zahlreichen auch für die Predigtpraxis wichtigen enzyklopädischen Werken, wie z. B. in den Arbeiten von Alexander Neckam (1157–1217),<sup>23</sup> von Thomas von Cantimpré (1201–1270/72)<sup>24</sup> oder Konrad von Meigenberg (1309–1374),<sup>25</sup> ist der für die Wasserwelt reservierte Platz im Vergleich zu anderen Tieren gering. Sicherlich ist diese Beschränkung zum Teil der Tradition, dem Mangel an Vorlagen oder auch Kenntnissen geschuldet. Sie lässt sich jedoch auch als Hinweis darauf lesen, dass Fische für eine zentrale Funktion der genannten Texte, nämlich auf die menschliche Lebenswelt ausgerichtete Auslegung und Deutung, nur bedingt brauchbar sind. Und dies könnte wiederum der Tatsache geschuldet sein, dass nur schwer auszulegen ist, was sich menschlichen Maßstäben im Großen und Ganzen entzieht und allenfalls anders oder fremd anmutet.

Im Gegensatz dazu scheint es gerade diese Andersartigkeit und Fremdheit zu sein, der Albertus Magnus in den diversen, den Wasserlebewesen gewidmeten Kapiteln seines zoologischen Monumentalwerkes auf den Grund gehen will. Sein sechsundzwanzig Bücher umfassendes Opus ist vor allem als Kompilation und Kommentar zu den naturkundlichen Schriften des Aristoteles zu lesen (Buch 1-19), umfasst jedoch auch eigenständige Beiträge (Buch 20-21) und einen dem Werk des Thomas von Cantimpré folgenden Tier-Katalog (Buch 22-26).<sup>26</sup> Die Hinwendung zu Aristoteles prägt auch die Gesamtkonzeption des Werkes: Albertus folgt zunächst nicht dem eben skizzierten Sortierprinzip nach Klassen, sondern trennt nach Lebewesen mit und ohne Blut.<sup>27</sup> Das Wasser bildet dabei einen Lebensraum, in dem beide Arten von Lebewesen zu finden sind, die jeweils ausgiebig besprochen werden.<sup>28</sup> Innerhalb der Gruppe der Lebewesen mit Blut greift jedoch auch Albertus Magnus auf die bereits bekannten Klassen zurück und nimmt eine klare Hierarchisierung vor: So begründet er den Aufbau des fünften Buches, das der Fortpflanzung der

---

siehe Christian SCHRÖDER, *Der Millstädter Physiologus. Text, Übersetzung, Kommentar* (Würzburger Beiträge zur deutschen Philologie 24), Würzburg 2005, S. 16. – Isidor von Sevilla bietet in Buch XII seiner *Etymologiae* ein anderes System (Vierfüßler, Würmer, Fische, Vögel, Insekten), siehe Lenelotte MÖLLER (Hg.), *Die Enzyklopädie des Isidor von Sevilla*, Wiesbaden 2008, Buch XII, S. 447–489.

- 22 Die Ausführungen zu den Landtieren und Vögeln umfassen gut 65 Folioseiten, den Fischen sind lediglich sechs Seiten reserviert.
- 23 WRIGHT, Alexander Neckam. *De naturis rerum* (wie Anm. 20).
- 24 Helmut BOESE (Hg.), *Thomas Cantimpratensis. Liber de natura rerum*, Berlin 1973. – Thomas trennt „Meerwunder“ (*monstra marina*, lib. VI, S. 231–249) und Fische (lib. VII, S. 250–275) voneinander; der Umfang beider Bücher reicht jedoch zusammen nicht an den für Vierfüßler und Vögel reservierten Raum heran.
- 25 Robert LUFF/Georg STEER (Hg.), *Konrad von Meigenberg. Das „Buch der Natur“*, Bd. 2: *Kritischer Text nach den Handschriften (Texte und Textgeschichte 54)*, Tübingen 2003, Buch III.C, S. 257–268 (Meerwunder) und III.D, S. 269–286 (Fische).
- 26 KITCHELL JR./RESNICK: *Albertus Magnus* (wie Anm. 17), S. 40.
- 27 BEULLENS, *Like a Book Written by God’s Finger* (wie Anm. 18), S. 139.
- 28 Die blutleeren Wasserlebewesen werden beispielsweise in dem eigenen, umfangreichen Kapitel *De diversitate marinorum sanguinem non habentium* abgehandelt, in dem Albertus sich auch von der aristotelischen Differenzierung dieser Wesen in acht Untergruppen absetzt und stattdessen elf Untergruppen diskutiert, siehe STADLER, *Albertus Magnus. De animalibus* (wie Anm. 17), Bd. 1, lib. IV.1, S. 357–391.

Tiere gewidmet ist, mit dem Hinweis, es sei üblich vom Einfachen zum Komplexen zu schreiten, daher sollten also zunächst die einfachsten Wesen, dann die Fische, Vögel und Vierfüßler behandelt werden.<sup>29</sup> Dass die Fische hier auf einer unteren Hierarchiestufe rangieren, bedeutet jedoch nicht, dass Albertus Magnus sie nur in aller Kürze behandelt. Im Gegenteil widmet er ihnen bzw. der Erläuterung ihrer Andersartigkeit viel Raum. Entscheidend für die Gesamtanlage des Werkes ist sein Ausgangspunkt, nämlich das *animal perfectissimum*, der Mensch.<sup>30</sup> Er ist der Vergleichsmaßstab, an dem sich die naturwissenschaftliche Beobachtung des Anderen ausrichtet: Entsprechend betont Albertus Magnus in seinen Überlegungen zu den Fischen zunächst, was diesen Lebewesen im Vergleich zu anderen fehlt, um dann eine genauere Beschreibung und/oder Beobachtung zu liefern. Seine Überlegungen dienen jedoch nicht als Reservoir für die theologische Praxis: Zwar zieht auch Albertus Magnus in seinen Predigten immer wieder Exempel aus dem Bereich der *res naturae* heran. Auffällig ist jedoch, dass er auf die wohl beliebteste Form, die Tierdeutung, vollständig verzichtet, was auch seiner intensiven wissenschaftlichen Auseinandersetzung geschuldet sein könnte.<sup>31</sup>

Insgesamt stärkt der Blick auf die Verortung von Wasser und Fischen in der Gesamtanlage einzelner naturkundlicher Werke den Eindruck, dass die Wahrnehmung dieses Teils der Schöpfung primär von dem Aspekt der Andersartigkeit und Fremdheit geprägt ist. Es bietet sich weder ein Spiegel noch ein Zerrbild für das menschliche Leben, sondern schlicht unergründliche Tiefe. Gleichwohl sind sich alle Autoren darin einig, dass auch dies Teil des göttlichen Schöpfungs- und Heilsplans ist, den es zu entschlüsseln gilt. Einige wenige dieser Entschlüsselungsversuche werden im Folgenden vor allem mit Blick auf das Meer und seine Bewohner betrachtet.

## 2 *Gute Mutter und böses Meer: Die Natur des Wassers*

Die Deutung und Wahrnehmung des Meeres ist in vielen Aspekten verknüpft mit einer generellen Perspektive auf das Wasser, die ihren Ausgangspunkt im christlichen Schöpfungsmythos findet:<sup>32</sup> *In principio creavit Deus caelum et terram | terra autem erat inanis et vacua et tenebrae super faciem abyssi et spiritus Dei ferebatur super aquas.*<sup>33</sup> Hier präsentiert sich die Welt also im Urzustand, das Wasser ist eine elementare Gewalt, die erst in der Folge durch Gottes planmäßiges Handeln in den Schöpfungsplan eingefügt und dabei gleichsam gezähmt wird.<sup>34</sup> Verkürzt gesagt: Natur wird zu Kultur. An dieser Grenzziehung

29 STADLER, Albertus Magnus. De animalibus (wie Anm. 17), Bd. 1, lib. V.1, S. 407f.: Cum igitur speculatio physica a communioribus sit usque ad propria, incipiemus a communioribus modis generationum et finiemus tractatum istum in singulari et magis composita hominis generatione. Loquemur ergo prius de generatione animalium durae | testae, quorum generatio est simplicior [...] et subsequetur generatio piscium [...] et tunc deinde prosequemur avium generationem, et ultimo referemus de animalibus quadrupedibus [...].

30 Die Überschrift des ersten Buches präsentiert diesen Gedanken bereits deutlich: *Liber I qui est de membris animalium et praecipue perfectissimi animalis quod est homo*; STADLER, Albertus Magnus. De animalibus (wie Anm. 17), Bd. 1, S. 1.

31 Elisabeth SCHINAGL, Naturkunde-Exempel in den Predigten des Albertus Magnus, in: DILG, Natur im Mittelalter (wie Anm. 5), S. 311–318, hier S. 314f.

32 Bezeichnenderweise setzt das Ashmole-Bestiarium den Schöpfungsbericht aus Gen. 1 an den Anfang seiner Darstellung, UNTERKIRCHER, Bestiarium Ashmole 1511 (wie Anm. 15), S. 20f.

33 Gen. 1,1f.

34 Nahezu alle Religionen beantworten die Grundfrage nach dem Beginn der Welt mit einem Verweis auf die Ordnung und Zähmung der vier Naturgewalten in einem göttlichen Schöpfungsakt, BÖHME, Kulturgeschichte der Elemente (wie Anm. 13), S. 26.

arbeiten sich auch die naturkundlichen Entwürfe zum Wasser ab, die vermittelt durch Predigt, Literatur und Kunst auch in die Lebens- und Vorstellungswelt der Zeitgenossen hineinwirken.<sup>35</sup> Sie bemühen sich dabei zunächst um möglichst klare begriffliche Trennungen, denn: Wasser ist nicht gleich Wasser; geographische, geologische und chemische (i. S. der Elementenlehre) Differenzierungen sind notwendig.<sup>36</sup> So behandelt Hildegard von Bingen in ihrer „Physica“ beispielsweise zunächst das Element Wasser allgemein, geht dann auf das Meer und den See ein, um eine kurze Beschreibung der wichtigsten Flüsse im Reichsgebiet anzuschließen.<sup>37</sup> Generell schreibt sie dem Wasser lebensspendende und reinigende Funktion zu: *Aqua de vivente fonte est, et de ipso etiam salientes aque sunt, que omnes sordes abluunt.*<sup>38</sup> In diesen positiven Eigenschaften des Elements liegt auch seine Heilkraft begründet, und so liefert Hildegard im Anschluss konkrete Hinweise zur medizinisch-therapeutischen Verwendung von Wasser, die sowohl Erfahrungswerten als auch der auf antiken Vorbildern fußenden Elementen- und Säftelehre verpflichtet sind. Kerngedanke dieser Gesundheitslehre ist unter anderem die Analogie von Mikro- und Makrokosmos; dies ist eine Vorstellung, die Hildegard in ihrer Beschreibung des Meeres klar zum Ausdruck bringt: Wie der Mikrokosmos Mensch durch das Blut der Adern am Leben erhalten wird, so speist das Meer die Flüsse, die die gesamte Erde bewässern.<sup>39</sup> Auch wenn das von Hildegard gewählte Bild keinen Anspruch auf naturwissenschaftliche Geltung erheben kann, macht es die existenzielle Dimension des Meeres als lebenswichtiges Organ, als Kraftzentrale des Kosmos doch sehr greifbar. Diese Deutung des (Meer-)Wassers wird in nahezu allen naturkundlichen Schriften eigens betont. Auch Albertus Magnus, der von der bildhaften Sprache Hildegards weit entfernt ist, liefert in seinem Zugriff auf das Wasser immer wieder Hinweise auf die ihm innewohnende Kraft, Leben zu verändern und zu erzeugen.<sup>40</sup> Gängig ist auch die Verknüpfung der lebenswichtigen Funktion des Wassers mit dem Hinweis, dass für Fische ein Überleben außerhalb dieses Elements unmöglich sei. So ist auch im Ashmole-Bestiarium das Wasser nicht primär als Lebensraum der Fische definiert, sondern als ihr Lebensquell.<sup>41</sup> Wie der Mensch und die Landtiere die Luft zum Atmen brauchen, benötigen die Fische das Wasser als lebensspendende Kraft, die sogar an die Stelle der Eltern tritt: Das Wasser erscheint als liebevolle Ernährerin (*nutrix blanda*), die das Ei in ihren Schoß aufnimmt<sup>42</sup> und folgerichtig kulminiert die Darstellung im Ashmole-Bestiarium in dem Ausruf *Quam bona mater autem aqua!*<sup>43</sup> – d. h. Wasser ist primär durch seine

35 Bernard RIBEMONT, Physique et fiction: une mythologie „scientifique“ de l'eau dans les encyclopédies médiévales. L'exemple du livre des propriétés des choses, in: Ders., L'eau au Moyen Âge (wie Anm. 13), S. 95–109.

36 RIBEMONT, Physique et fiction (wie Anm. 35), S. 99.

37 HILDEBRANDT/GLONING, Hildegard von Bingen. Physica (wie Anm. 16), lib. II.1–10, S. 171–175.

38 HILDEBRANDT/GLONING, Hildegard von Bingen. Physica (wie Anm. 16), lib. II.2, S. 171. – So auch LUFF/STEER, Megenberg. Buch der Natur (wie Anm. 25), Buch II.31, S. 129: *Daz gemain wazzer hat vil aigenchait an im. Ez wescht vnd tregt die vnsauberchait hin.*

39 HILDEBRANDT/GLONING, Hildegard von Bingen. Physica (wie Anm. 16), lib. II.3, S. 173: *Mare flumina emittit, quibus terra irrigatur velut sanguine venarum corpus hominis.* – Ähnlich LUFF/STEER, Megenberg. Buch der Natur (wie Anm. 25), Buch II.31, S. 126: *Von dem mer flevzt manig arm in manig stueck dez ertreiches.*

40 STADLER, Albertus Magnus. De animalibus (wie Anm. 17), Bd. 1, lib. VI.2, S. 476: *Quidam autem etiam pisces generantur ex putrefactione, quae natat spumosa super aquam [...], quod ex aqua virtute per putrefactionem generatur [...].*

41 UNTERKIRCHER, Bestiarium Ashmole 1511 (wie Anm. 15), S. 192: *Aqua igitur animat et creat, et adhuc mandati illius tanquam legis perpetue munus exequitur, blandam quedam mater animantium.*

42 UNTERKIRCHER, Bestiarium Ashmole 1511 (wie Anm. 15), S. 194: *Cecidit ouum, quod aqua gremio quodam nature sue quasi nutrix blanda suscepit [...].*

43 UNTERKIRCHER, Bestiarium Ashmole 1511 (wie Anm. 15), S. 194.

mütterlichen Qualitäten charakterisiert. Das Bild der „guten Mutter“ bindet das Wasser somit einerseits an die Sphäre des Weiblichen, wie es in antiker Tradition sowohl in der Elementenlehre und, davon abgeleitet, auch in der Benennung von Gewässern, Flüssen etc. üblich ist, propagiert andererseits aber auch einen christlichen Entwurf zu idealem weiblichem Dasein, das seine Erfüllung im Gebären und Nähren findet.

Bislang verheißt das Element Wasser also Leben und Gesundheit; jedoch ist dies nur eine Seite der Medaille, denn es kann auch Tod und Verderben oder zumindest Schaden bedeuten. Es gilt nun also, die im wahrsten Sinne des Wortes trübere Seiten des Wassers in den Blick zu nehmen – oder besser: die trübere Schichten. Denn Wasser wird in der mittelalterlichen Naturkunde nicht nur nach seinen geographisch-geologischen Eigenarten klassifiziert, sondern auch nach dem Grad seiner Tiefe, an dem sich wiederum – laut Hildegards „Physica“ – sein Reinheitsgrad bemisst. Das eigentlich reine Wasser befindet sich demnach in der Mitte der Gewässer,<sup>44</sup> die Oberfläche wird als Träger von Schmutz und Schaum als weniger rein eingeordnet,<sup>45</sup> gefolgt vom Grund des Wassers, der als unreine Ansammlung von Schlamm und Dreck gilt, weshalb Hildegard ausdrücklich vor dem Verzehr von Fischen warnt, die „wie die Schweine“ auf dem Grund des Meeres und der Flüsse herumwühlen.<sup>46</sup> Dieses Schichtenmodell lässt sich jedoch nicht nur mit praktischen Ernährungshinweisen, sondern auch mit weitreichenderen Vorstellungen verbinden: So wird beispielsweise im Rahmen der mittelalterlichen Gottesurteile die sog. Wasserprobe angewendet, bei der die Schuld der Beklagten als erwiesen gilt, wenn sie nicht untergehen. Verknüpft mit der eben vorgestellten Position wird diese Entscheidung nachvollziehbar. Die Reinheit des Wassers nimmt den Schuldigen nicht auf, stößt ihn ab und lässt ihn wie den eben angeführten Schmutz und Schaum auf der Oberfläche schwimmen.<sup>47</sup>

Das Schichtenmodell betont jedoch nicht allein die (Urteils-)Kraft des reinen Wassers, sondern leistet zugleich einer Dämonisierung der Tiefe Vorschub, die in der kollektiven Vorstellung zum Sitz wunderlicher und bedrohlicher Kreaturen wird: Neben männlichen Dämonen wie dem Wassermann oder dem Meermönch<sup>48</sup> präsentiert sich hier eine Unzahl weiblicher Wasserwesen, die sich gerade nicht durch Mütterlichkeit auszeichnen, sondern den Inbegriff sexueller Anziehungskraft und Aktivität darstellen.<sup>49</sup> Die „gute Mutter“ birgt in ihrem Schoß also auch Geschöpfe, die nach christlicher Morallehre nicht zur Identifikation taugen. So warnt denn auch Konrad von Megenberg bewusst zweideutig in seiner Auslegung der Meerjungfrau vor der Fleischeslust: Die Meerjungfrau gilt ihm als Exempel einer falschen Jungfrau, die hochanständig herumgehe und betone, sie halte sich an das Fastengebot, aber dann

---

44 Hildegard benutzt den Begriff „Mitte des Wassers“ synonym zu „Reinheit des Wassers“, siehe HILDEBRANDT/GLONING, Hildegard von Bingen. *Physica* (wie Anm. 16), lib. V, Praefatio, S. 259: *Sed alii pisces sunt qui in medietate et in puritate maris et aliorum fluviorum precipue versantur, [...]*.

45 HILDEBRANDT/GLONING, Hildegard von Bingen. *Physica* (wie Anm. 16), lib. V, Praefatio, S. 260: *Et alii pisces sunt qui circa summitatem maris et aliorum fluminum versari solent, et ibi in summis et in superioribus multis sordibus Pascua sua querunt.*

46 HILDEBRANDT/GLONING, Hildegard von Bingen. *Physica* (wie Anm. 16), lib. V, Praefatio, S. 259: *Quidam pisces sunt qui ex natura sua circa fundum maris et fluminum versantur, et ibi Pascua sua querunt, et fundum ita sulcant velut porci terram [...]*.

47 Peter DINZELBACHER, *Das fremde Mittelalter. Gottesurteil und Tierprozess*, Essen 2006, S. 35f.

48 Nach Konrad von Megenberg ist der *mermunch* ein Wesen, das über einen Fischschwanz, einen männlichen Oberkörper, ein Fischmaul und eine Tonsur wie ein Mönch verfügt. Es lockt die Menschen herbei, indem es im Meer Kunststücke vollbringt; sobald es einen Menschen ergreifen kann, packt es ihn, zieht ihn unter das Wasser und frisst ihn auf; siehe LUFF/STEER, *Megenberg. Buch der Natur* (wie Anm. 25), Buch III.C.15, S. 265.

49 WUNDERLICH, *Frauen, die sich nicht über Wasser halten* (wie Anm. 13).

am Freitag heimlich Fleisch vertilge, weil ihre Eier so groß sei.<sup>50</sup> – Meerjungfrau, Meerweib (= Sirene) und Meermönch sind allein schon durch ihren Namen mit dem Meer verbunden; darüber hinaus gibt es jedoch eine große Zahl an dämonischen Wesen, deren Lebensraum das Meer darstellt. Im naturkundlichen Entwurf werden sie alle unter der Rubrik der sogenannten Meerwunder (*monstra marina*) behandelt. Auch in bildlichen Entwürfen zur Gestalt der Welt, wie sie insbesondere auf den *mappae mundi* des Hochmittelalters greifbar sind, umschließt das Meer als Zone des Chaos und Sitz von dämonischen Kreaturen den Kosmos.<sup>51</sup> Das „böse Meer“ ist also die Chiffre für einen Risikoraum, der den Menschen sowohl in der alltäglichen Erfahrungswelt als auch im übertragenen, christlichen Sinne immer wieder vor neue Herausforderungen stellt.<sup>52</sup> Zumindest im Entwurf des Alexander Neckam ist es jedoch auch das „gerechte Meer“: Er schreibt dem Meer den Status der königlichen (d. i. göttlichen) Macht (*potestas regia*) zu, das Flüsse von scheinheiliger Süße (*falsa dulcedo*) in Bitterkeit und Buße verwandeln kann, also nicht allein reinigt, sondern auch richtet.<sup>53</sup>

Im Wasser liegt also tatsächlich eine ganze Welt verborgen, die dem Menschen wahlweise den Blick auf ideale Zustände oder in schreckenerregende Abgründe eröffnet. Diese Dichotomie prägt auch die Wahrnehmung des Erscheinungsbildes sowie der Lebens- und Verhaltensweisen der Wasserlebewesen, die abschließend in den Blick genommen wird.

### 3 Monströs oder menschlich? – Fischgestalten

Die mittelalterliche Naturkunde versammelt unter dem Etikett „Fisch“ häufig alle Lebewesen, deren Existenz an das Wasser gebunden ist, und subsumiert dieser Kategorie daher auch Tiere, die nach moderner Systematik nicht dort zu verorten sind (z. B. Amphibien oder Muscheln und andere Weichtiere).<sup>54</sup> Der Lebensraum ist also im größten Teil der Arbeiten bestimmendes Kriterium für die Zuordnung zur Gattung; jedoch verweist die Einführung der bereits erwähnten *monstra marina* auf das Bewusstsein der Verfasser, dass es Lebewesen gibt, die sich der üblichen Systematik entziehen. Ein eindrückliches Beispiel für die Ratlosigkeit, die dies auch im Bemühen um weitergehendes Verständnis und Deutung mit sich bringen kann, bietet Konrad von Megenberg: Angesichts des Flusspferds, das – laut Konrad – sowohl im Meer als auch auf dem Land lebt, groß wie ein Esel ist, Haare wie ein Pferd, Hufe wie ein Rind, einen Schwanz wie ein Schwein hat und zu allem noch wie ein Pferd wiehert, verzichtet er auf jede Interpretation und überlässt es seinem Leser, sich dazu Gedanken zu machen: *Da mach auz, waz du wellest*.<sup>55</sup> Konrads Kapitulation vor dem Flusspferd ist nicht allein erheiternd, sondern auch aufschlussreich, zeigt sich doch, an welchen Kriterien das Begreifen eines Lebewesens hängt: Nicht allein der Lebensraum,

50 LUFF/STEER, Megenberg. Buch der Natur (wie Anm. 25), Buch III.C.18, S. 267: Pey dem tier versten ich die valschen iunkfrawen, die [...] sich iunkfrawen haizzend vnd sprechend, sie haben gar gevast, vnd ezzend doch fleisch haimleich an dem Freitag, da sint si gar girig nach.

51 Wolfgang METTERNICH, Teufel, Geister und Dämonen, Darmstadt 2011, S. 65f. – Diese ursprünglich antike Vorstellung stützt auch der biblische Schöpfungsbericht, demzufolge sich Wasser über dem Himmelsgewölbe befindet.

52 SCHRÖDER, Millstädter Physiologus (wie Anm. 21), S. 234 weist auf diese frühchristliche Auslegung des Meeres im Zusammenhang mit der Auslegung der *Serra* hin.

53 WRIGHT, Alexander Neckam. De naturis rerum (wie Anm. 20), lib. II.16: *Quod flumina in mare fluant*, S. 136–138. – Siehe dazu die Würdigung von Neckams Auseinandersetzung mit dem Wasser von SCHULER, Les rives (wie Anm. 14), bes. S. 20–22.

54 Albertus Magnus hingegen differenziert bereits deutlich zwischen Fischen und sonstigen (blutleeren) Wassertieren, s. o.

55 LUFF/STEER, Megenberg. Buch der Natur (wie Anm. 25), Buch III.C.10, S. 263.

sondern auch Gestalt und Stimme sind demnach Elemente, die im weitesten Sinne die Natur des Wesens bestimmen und ermöglichen, es einer Art zuzuordnen. Entsprechend eröffnen naturkundliche Abhandlungen die Auseinandersetzung mit den Fischen mit deren äußerer Erscheinung. Diese gestalten sich häufig als Beschreibungen ex negativo, d. h. festgehalten wird, was diese Tiere gerade nicht vorweisen können. So detailliert und klar beobachtet die Beschreibungen des Albertus Magnus auch sind, nehmen sie doch ihren Ausgang von einer Art Mängelkatalog: Fische haben keinen Hals und – mit Ausnahme der Meeressäuger, die Albertus detailliert untersucht – auch keine äußerlich sichtbaren Geschlechtsteile.<sup>56</sup> Haare, Federn oder Schuppen, die denen der Reptilien zu vergleichen wären, haben sie auch nicht,<sup>57</sup> ebenso verfügen die meisten nicht über Augenlider.<sup>58</sup> Und ihre Extremitäten ordnet Albertus zunächst als Flügel ein, die als Flossen bezeichnet werden (*alis quae dicuntur pinnulae*).<sup>59</sup> Während Albertus Magnus diese Beobachtungen zum Anlass nimmt, um die Physis der Fische genauer zu untersuchen, belassen es andere Autoren bei Hinweisen wie „Fische haben keinen Hals“ oder Ähnlichem.<sup>60</sup> Das Andersartige wird hier also bewusst betont, nicht hinterfragt und kann somit auch als körperliches Signum der fremden Welt fungieren, wie es gerade die phantastischen Meereswesen zeigen: Der Fischschwanz der Meerjungfrau oder das Fischmaul des Meeremönchs sind nicht bloße Phantasie, sondern eine leibhaftige Grenze zwischen dieser und der anderen Welt und ordnen diese Wesen für jeden leicht erkennbar dem „bösen Meer“ zu.

Die Feststellung, dass Fische keine sichtbaren Geschlechtsteile haben, bleibt hingegen selten unkommentierte Andersartigkeit, sondern führt in den meisten Fällen zu ausführlichen Überlegungen resp. Beobachtungen, wie Zeugung, Laichen und Entwicklung der Brut verlaufen. Die Fische gelten demnach als besonders keusche Tiere, da ihre Fortpflanzung nicht dem Diktat der Lust, sondern einzig dem göttlichen Vermehrungsgebot gehorcht.<sup>61</sup> Zudem erfolgt die Fortpflanzung nahezu körperlos; Hildegard von Bingen betont beispielsweise, dass weibliche Fische durch den Verzehr bestimmter Pflanzen schwanger werden.<sup>62</sup> Darüber hinaus sind sich alle Autoren darin einig, dass es keine Artvermischung unter den Fischen gibt<sup>63</sup> oder, wie es im Ashmole-Bestiarius heißt, dass das Wasser keine ehebre-

---

56 STADLER, Albertus Magnus. De animalibus (wie Anm. 17), Bd. 1, lib. II.7, S. 256: *Nullus enim omnino modus piscium habet collum vel virgam auf vulvam manifestam [...]*.

57 STADLER, Albertus Magnus. De animalibus (wie Anm. 17), Bd. 1, lib. II.7, S. 258: *Amplius autem inter genera piscium et aliorum animalium est differentia: pisces enim non habent pilos sicut animalia generantia sibi similia neque habent squamas omnino similes squamis quadrupedum ovantium, [...] neque habent plumas sive pennas sicut volatilia.*

58 STADLER, Albertus Magnus. De animalibus (wie Anm. 17), Bd. 1, lib. II.7, S. 258: *Et nullus modus piscium est habens palpebras pilosas: quia qui habent palpebras, habent eas duri corii: multi autem modi nullas habent omnino.*

59 STADLER, Albertus Magnus. De animalibus (wie Anm. 17), Bd. 1, lib. II.7, S. 256.

60 LUFF/STEER, Megenberg. Buch der Natur (wie Anm. 25), Buch III.D.0, S. 269: *Aristoteles spricht, daz chain visch einen hals hab noch einen manfruoten noch mängeziugel noch tuetel oder pruestel.*

61 HILDEBRANDT/GLONING, Hildegard von Bingen. Physica (wie Anm. 16), lib. V, Praefatio, S. 260: *[...] sed solummodo ad effusionem eorum, id est leichenes, tam magnum desiderium habent, ut animalia alia ad coitum.*

62 HILDEBRANDT/GLONING, Hildegard von Bingen. Physica (wie Anm. 16), lib. V, Praefatio, S. 260 sowie lib. V.5 (zum Lachs), S. 269, lib. V.8 (zur Koppe), S. 272, lib. V.9 (zum Hecht), S. 272 u. a.

63 UNTERKIRCHER, Bestiarius Ashmole 1511 (wie Anm. 15), S. 194: *Tunc deinde quam pura et immaculata successio [...]*; STADLER, Albertus Magnus. De animalibus (wie Anm. 17), Bd. 1, lib. VI.6, S. 469: *Nunquam autem est viss piscis, qui coitum facere vel temptaret cum pisce alterius generis*; LUFF/STEER, Megenberg. Buch der Natur (wie Anm. 25), Buch III.D.0, S. 269: *Die visch habent die art, daz sie niht laichent mit fremden vischen, die auz irer art sint, noch mit fremden tiern [...]*.

cherischen Beziehungen zulasse.<sup>64</sup> Die wenigen Ausnahmen von der Regel werden entsprechend negativ beurteilt: So weist beispielsweise Hildegard von Bingen darauf hin, dass der männliche Kaulbarsch sich von seinen Jungen abwende, weil er erkennt, dass nicht er, sondern der aggressive Hecht sich der Eier bemächtigt hat.<sup>65</sup> Noch deutlicher ist die Kritik an Aal und Steinbeißer: Erstgenannter sei ein Resultat der Artvermischung von Wasserschlange und Aal;<sup>66</sup> letzterer entstehe aus Schaum und Ausscheidungen unterschiedlicher Fische auf dem Grunde des Wassers,<sup>67</sup> dem Ort also, der prinzipiell nichts Gutes bedeutet und hier regelrecht den Charakter eines Sündenpfahls annimmt. Alle diese Ausführungen sind klar an die christliche Sexuallehre rückgebunden und transportieren einmal mehr Idealvorstellungen für die menschliche Gesellschaft. Die sich häufig anschließenden Überlegungen zur Aufzucht der Fischbrut sind sogar noch enger gefasst und betonen die Verpflichtung zu selbstloser Mutterliebe: Um nämlich die Fischbrut zu schützen, so das Ashmole-Bestiarium, verbergen die Fische sie mitunter in ihrem Mund und nehmen sie gewissermaßen zurück in ihren mütterlichen Schoß.<sup>68</sup>

Insgesamt zeugen die Überlegungen zur Fortpflanzung der Fische vom intensiven Bemühen der Verfasser, den Körper der Fische zu entschlüsseln und an menschliche Körperkonzeptionen und gesellschaftliche Idealvorstellungen, v. a. von Weiblichkeit rückzubinden: Die *bona mater*, das Wasser, findet hier ihr Gegenstück – und zwar nicht allein im Guten, sondern auch im Schlechten. So zieht Albertus Magnus ein Beispiel aus der Wasserwelt heran, um zu belegen, dass die Frau in Körper und Geist wenig Bewegung zeige, während der Mann rege, vertrauensvoll, mutig und stark sei: Wenn nämlich ein Tintenfisch vom Dreizack des Fischers aufgespießt werde, so helfe das Männchen dem Weibchen; werde indes das Männchen aufgespießt, so nehme das Weibchen Reißaus und überlasse das Männchen der Gefahr. Und dieses Verhaltensmuster sei letztlich im gesamten Tierreich zu beobachten.<sup>69</sup> Die Lebewesen des Wassers erscheinen hier also weniger als Spiegelbild, sondern als Projektionsfläche für menschliche Geschlechterkonzeptionen. Damit wird ihnen jedoch auch bewusstes, an menschlichen Maßstäben ausgerichtetes Verhalten, Denken und Fühlen unterstellt – das Fremde verwandelt sich allmählich in das Eigene.

#### 4 Räume und Körper: Konturen der Wasser-Welt

Die vorgestellten Aspekte zur Behandlung von Wasser und Wasserwesen im naturkundlichen Schrifttum des Mittelalters bieten einen ersten Einblick in die Vielfalt an Deutungsmöglichkeiten für dieses Element: Es birgt Gefahren, spendet Leben, reinigt und richtet; seine Bewohner sind wahlweise Abbilder menschlicher Ideal- oder Schreckensvorstellungen. Wasser kann Spiegel, Zerrbild und Projektionsfläche menschlicher Vorstellungen sein. Eine kulturgeschichtliche Erschließung dieser Vorstellungen kann sich jedoch nicht in der Feststellung erschöpfen, dass sowohl positive als auch negative Deutungen möglich sind,

64 UNTERKIRCHER, Bestiarium Ashmole 1511 (wie Anm. 15), S. 194: *Nesciunt enim aliorum piscium adulterine contagia [...]*.

65 HILDEBRANDT/GLONING, Hildegard von Bingen. *Physica* (wie Anm. 16), lib. V.29, S. 281.

66 HILDEBRANDT/GLONING, Hildegard von Bingen. *Physica* (wie Anm. 16), lib. V.33, S. 283.

67 HILDEBRANDT/GLONING, Hildegard von Bingen. *Physica* (wie Anm. 16), lib. V.30, S. 281: *Nam diversi pisces interdum in uno loco congregantur et congregati simul iacent, et ibi quasdam spumas et egestionem faciunt, [...]*.

68 UNTERKIRCHER, Bestiarium Ashmole 1511 (wie Anm. 15), S. 192.

69 STADLER, Albertus Magnus. *De animalibus* (wie Anm. 17), Bd. 1, lib. VIII.1, S. 574: *Illius enim generis quaedam species est sepie, quae cum percutitur tridente piscatorum, mas iuvat feminam. Percusso autem mare femina fugit relinquens marem in periculo, et sic ut in pluribus est in omnium animalium maribus et feminis.*

sondern muss die eingangs erwähnten Konturen der Wasser-Welt im Blick haben, d. h. einem übergeordneten Rahmen verpflichtet sein. Die diskutierten Beispiele geben hier auch Hinweise auf einige Aspekte, die dabei hilfreich sein könnten:

Zum einen wird die Wahrnehmung des Wassers in den diskutierten Beispielen häufig an Raumerfahrungen rückgebunden: Unermesslichkeit und Begrenztheit, Geborgenheit und Risiko oder auch Reinheit und Verworfenheit sind Vorstellungsmuster, die dem Wasser seine jeweilige Tiefenschärfe verleihen und ihm einen Platz auf der Landkarte des kulturellen Gedächtnisses sichern.

Zum anderen besitzen Wasserwesen einen Körper, der nicht nur natur- resp. gottgegeben ist, sondern vor allem geistig geformt wird. So ist das im naturkundlichen Schrifttum greifbare Interesse am Stofflich-Physischen unmittelbar mit zeitgenössischen Körper- und Geschlechterkonzeptionen verknüpft, die auch in anderen Quellengattungen greifbar sind. Es scheint vielversprechend, Natur- und Kulturgeschichte über den Fixpunkt „Körper“ miteinander zu verknüpfen.

Beide genannten Aspekte könnten einfließen, um eine kulturgeschichtlich fundierte Typologie des Wassers zu entwickeln, denn: Nach einem ersten Blick auf die Wahrnehmung des Wassers im naturkundlichen Schrifttum zeichnen sich klar gewässerspezifische Deutungsmuster ab, denen noch genauer nachzugehen wäre. So wird vor allem der Risikoraum Meer als Hort des Bedrohlich-Dämonischen oder – wie das Beispiel von Alexander Neckam gezeigt hat – als unerbittlicher Richter ausgedeutet. Damit wird den Herausforderungen, vor die das Meer den Menschen stellt, ein Gesicht gegeben; diejenigen, die sich auf das Meer einlassen, sehen sich nicht mehr (nur) einer elementaren Gewalt gegenüber, sondern einem klar umrissenen Kontrahenten. Die Ohnmacht angesichts der Elementargewalt weicht zurück; der Mensch kann die Herausforderung an- und den Kampf mit dem Meer als klar umrissenem Widerpart aufnehmen.

Insgesamt verspricht die Analyse des Wassers also Antworten auf zahlreiche kultur- und mentalitätsgeschichtliche Fragen; es darf in der Tat nicht *mit stummen und thummen Gedanken übergangen werden*, wie ja bereits der eingangs zitierte Conrad Gessner feststellte.

Tim Geelhaar

## Wendische Städte oder *civitates maritimae*? Sondierungen zum Sprachgebrauch in den Hanserezessen von 1256–1370

Vor einiger Zeit konstatierten Angela Huang und Ulla Kypta, dass in der Hansehistoriographie nichts mehr als gegeben angesehen werde, und mahnten selbst zu Recht einen reflektierten Umgang mit der Edition der Hanserezesse an, da sich deren Editor Karl Koppmann zu sehr von einem zeitgenössischen Hansebild und einem verfahrenstechnischen Vorverständnis der Hanserezesse habe leiten lassen.<sup>1</sup> Andere Forscherinnen und Forscher haben wiederum das politisch-national geprägte Hansebild und die mit der Hanse verbundenen Narrative korrigiert.<sup>2</sup> Die Erzählung „von der Kaufmanns- zur Städtehanse“ wurde verworfen;<sup>3</sup> das wirtschaftliche Handeln und die damit verbundenen personalen Netzwerke rücken in den Vordergrund.<sup>4</sup> Thomas Behrmanns Wortgebrauchsstudien zeigten, dass die Bezeichnung *dudesche hense* in der Zeit der Flandernblockade 1358–1360 aufkam, um die existierende Kaufmannskooperation auf einen politischen Begriff zu bringen und Geschlossenheit zu demonstrieren.<sup>5</sup> Der Begriff Hanse blieb auf den diplomatisch-politischen Gebrauch beschränkt; Kaufleute und Städte bezeichneten sich nur selten als Hanse oder als Hansestadt oder wurden so bezeichnet.<sup>6</sup> Der quasi selbstverständliche Gebrauch des Begriffs in

- 
- 1 Vgl. Angela HUANG/Ulla KYPTA, Ein neues Haus auf altem Fundament. Neue Trends in der Hanseforschung und die Nutzbarkeit der Rezessionen, in: *Hansische Geschichtsblätter* 129 (2011), S. 139–155 hier S. 139.
  - 2 Vgl. Stephan SELZER, Die mittelalterliche Hanse, Darmstadt 2010, S. 1–12; Rolf HAMMEL-KIESOW, Die Hanse, München 2004, S. 13–21.
  - 3 Vgl. Thomas BEHRMANN, Herrscher und Hansestädte. Studien zum diplomatischen Verkehr im Spätmittelalter. (Greifswalder Historische Studien 6), Hamburg 2004, S. 67; SELZER, Die mittelalterliche Hanse (wie Anm. 2), S. 65; Justyna WUBS-MROZEWICZ, The Hanse in Medieval and Early Modern Europe: An Introduction, in: DIES./Stuart JENKS (Hg.), *The Hanse in Medieval and Early Modern Europe (The Northern World 60)*, Leiden 2012, S. 1–35, hier S. 7f. Zur älteren Darstellung Horst WERNICKE, *Die Städtehanse 1280–1418. Genesis – Strukturen – Funktionen (Abhandlungen zur Handels- und Sozialgeschichte 22)*, Wiemar 1983. Die 6. Vollständig von Volker Henn und Nils Jörn überarbeitete Auflage von Philippe DOLLINGER, *Die Hanse*, Stuttgart 2012, verzichtet bereits auf die Städtehanse.
  - 4 Vgl. Mike BURKHARDT, *Das hansische Bergenhandeln im Spätmittelalter: Handel – Kaufleute – Netzwerke (Quellen und Darstellungen zur hansischen Geschichte [=QDhG] N. F. 60)*, Köln 2009.
  - 5 Thomas BEHRMANN, „Hansekaufmann“, „Hansestadt“, „Deutsche Hanse“? Über hansische Terminologie und hansisches Selbstverständnis im späten Mittelalter, in: Thomas SCHARFF (Hg.), *Bene vivere in communitate. Beiträge zum italienischen und deutschen Mittelalter. Hagen Keller zum 60. Geburtstag*, Münster 1997, S. 155–176, hier S. 167–170; DERS., *Herrscher und Hansestädte (wie Anm. 3)*, S. 13–67; HAMMEL-KIESOW, *Die Hanse (wie Anm. 2)*, S. 64–67.
  - 6 Vgl. Thomas BEHRMANN, „Hansekaufmann“ (wie Anm. 5), S. 167–170. Die hansischen Kaufleute wollten 1473 das englische Verständnis der Hanse als rechtsfähige Organisation entkräften, um Schadenersatzansprüche zu umgehen. Siehe *Hansisches Urkundenbuch [= HUB] 9, 1463–1470*, hg. v. Walther STEIN, Leipzig 1903, S. 462–474, Nr. 584 (Mai 1469), bes. S. 464. Unterrepräsentiert ist der Begriff Hanse in der Lübecker Geschichtsschreibung, siehe Jürgen SARNOWSKY, *Der weite Horizont: „Hansisches“ und „Außerhansisches“ in der Lübecker*

Forschung und Öffentlichkeit stand somit im Widerspruch zur Sprache der Quellen und der hansischen Zeitgenossen.

Als ein ähnlich schwieriger Ausdruck entpuppt sich bei näherem Hinsehen „wendische Städte“, der wie „Hansestadt“ nicht nur der Sache, sondern auch dem Namen nach zum Kernbestand der Hanse wie der Hanseforschung gehört.<sup>7</sup> Auch hier stellt sich die Frage, ob die Bezeichnung mehr verdeckt als aufdeckt. Rolf Hammel-Kiesow hat zuletzt zurückhaltend formuliert, dass man seit 1278 „die Städtegruppe zwischen Hamburg und Greifswald (später die wendischen Hansestädte genannt) unter der Bezeichnung „Seestädte“ (*civitates maritimae*) zusammen[fasste].“<sup>8</sup> Er hebt somit hervor, dass die unter dem „wendischen Städtebund“<sup>9</sup> bekannten Städte Lübeck, Hamburg, Wismar, Rostock, Stralsund und Greifswald als Seestädte/*civitates maritimae* bezeichnet wurden.<sup>10</sup> Da auch im Falle der „wendischen Städte“ die Macht der Tradition in Form der Koppmannschen Edition Bild und Rolle dieser Städte maßgeblich beeinflusst haben wird,<sup>11</sup> scheint es lohnenswert, aus historisch-semanticischer Perspektive danach zu fragen, was für ein Fremd- und Selbstbild mittels der Bezeichnungen „wendische Städte“ und *civitates maritimae* vermittelt wurden und ob die Rede von den „wendischen Städten“ vor dem 15. Jahrhundert nur auf einem mittlerweile überholten Hansebild beruht. Hierzu bietet sich – der methodischen Mahnung von Angela Huang und Ulla Kypta eingedenk – der erste Band der Hanserezesse als Ausgangsmaterial an, weil die Quellenzusammenstellung auf der Annahme beruht, dass der „wendische Städtebund sich die Aufgabe gestellt [habe], die Hanse, die Gemeinschaft deutscher Kaufleute im Ausland umzugestalten, sie in einen Bund derjenigen Städte zu verwandeln, deren Kaufleute zu der alten Hanse gehörten.“<sup>12</sup> Damit ergeben sich auch der chronologische Rahmen von 1259 bis 1370 und ein Referenzrahmen für die Heranziehung weiterer Quellen.<sup>13</sup>

---

Ratschronik des 15. Jahrhunderts, in: Volker HENN (Hg.), Das Bild der Hanse in der städtischen Geschichtsschreibung des Mittelalters und der frühen Neuzeit (Hansische Studien 20), Trier 2010, S. 1–18.

- 7 Gisela GRAICHEN/Rolf HAMMEL-KIESOW, Die deutsche Hanse. Eine heimliche Supermacht, Reinbek 2011, S. 69. International ist der Terminus „Wendish cities/towns“ fest etabliert, vgl. Tom SCOTT, The City-State in Europe, 1000–1600. Hinterland – Territory – Region. Oxford 2012, S. 59–61 bes. S. 61; John WATTS, The Making of Politics. Europe, 1300–1500, Cambridge 2009, 316f. Die einzige eigenständige Behandlung der „wendischen Städte“ stammt von Evamaria ENGEL, Aus dem Alltag des Hansehistorikers. Wie viele und warum wendische Städte?, in: Silke URBANSKI (Hg.), Recht und Alltag im Hanseraum. Gerhard Theuerkauf zum 60. Geburtstag (De Sulte 4), Lüneburg 1993, S. 125–143, die sich allerdings mit den wendischen Städten im 15. Jahrhundert beschäftigt hat.
- 8 HAMMEL-KIESOW, Die Hanse (wie Anm. 2), S. 77f.
- 9 Philippe DOLLINGER, Die Hanse, Stuttgart 1998, S. 68–70. Die 6. Auflage (wie Anm. 3), enthält den Abschnitt über die ersten Städtebünde nicht mehr. Dafür aber noch bei GRAICHEN/HAMMEL-KIESOW, Die deutsche Hanse (wie Anm. 7), passim.
- 10 Erich HOFFMANN, Lübeck im Hoch- und Spätmittelalter. Die große Zeit Lübecks, in: Antjekathrin GRASSMANN (Hg.), Lübeckische Geschichte, Lübeck 1988, S. 79–340, hier S. 139: Es waren nicht nur Städte in der Slavonia, sondern auch pommersche (neben Stralsund und Greifswald auch Anklam, Stettin und Kolberg) und niedersächsische Städte (Hamburg, Lüneburg), die zu den wendischen Städten gezählt werden.
- 11 Karl KOPPMANN, Einleitung, in: Hanserezesse 1,1, S. IX–XXXVIII, sowie passim. Die folgenden Quellenangaben aus den Hanserezessen (HR) geben jeweils die Nummer an. Koppmann hatte 1870 bei der Edition der Hanserezesse systematisch von den wendischen Städten gesprochen und damit seinem Publikum den Eindruck vermittelt, dass sich es um eine institutionalisierte Städtegruppe handelte, die als Nukleus der späteren Hanse fungierte, sich selbst als wendische Städte bezeichnete und unter diesem Namen agierte. Diese Vorstellung hat DOLLINGER, Die Hanse, 5. Aufl. (wie Anm. 9), weitergetragen.
- 12 KOPPMANN, Einleitung, in: HR 1,1, S. X.
- 13 Für die Edition hat KOPPMANN häufig nur Regesten einzelner Texte aufgenommen und u. a. auf das Lübeckische, Hansische und Mecklenburgische Urkundenbuch (MUB) verwiesen, weshalb zumindest diese drei Editionen in die Analyse einbezogen werden.

Die Seestädte/*civitates maritimae* versprechen nicht nur eine neue Perspektive für die Hanseforschung, sondern auch für die Erforschung der politischen Anthropologie maritimer Gesellschaften. Diese schickt sich gerade an, den Faktor Meer in die politische Geschichte mittelalterlicher Gesellschaften zu integrieren.<sup>14</sup> Die Hanse galt bisher als ein besonders naheliegendes Beispiel für vom Meer maßgeblich geprägte politische Formationen.<sup>15</sup> Jedoch hat Rudolf Holbach gerade die Seebezogenheit als eines der Stereotypen der Hanse identifiziert,<sup>16</sup> was von dem eher ernüchternden Ergebnis einer Vorstudie zum Einfluss des Meeres auf die Politik der Städte Lübeck und Stralsund gestützt wird.<sup>17</sup> Vor diesem Hintergrund scheint es vielversprechender, nicht nach Herrschaft über das Meer zu suchen oder danach zu fragen, ob die Hanse eine solche Herrschaftsform war, sondern auf der Ebene der politischen Kooperation einzelner Seestädte nach Eigenheiten von Politik unter dem Einfluss des Meeres zu suchen.

## 1 Die wendesche stede

Der mittelniederdeutsche Ausdruck *wendesche stede* kam erstmals 1347 in einer Beschlussfassung der gemeinen Kaufleute aus dem Römischen Reich (*ghemenen coplude uten Romischen rike van Almanien*) in Brügge vor. Die Niederschrift vom 28. Oktober begann mit der Absichtserklärung, dass die Kaufleute fortan ein Buch führen wollten, in dem sämtliche Ordinanzien und Willküren festgehalten werden, die von den Kaufleuten einzuhalten seien. Anschließend beschrieben sich die Kaufleute selbst: *Die vorgenannten gemeinen Kaufleute sind in drei Teile geteilt, das ist so zu verstehen: Die aus Lübeck und den wendischen Städten sowie aus Sachsen und was dazugehört machen einen Drittel aus; und diejenigen aus Westfalen und aus Preußen und was dazugehört einen anderen; und die aus Gotland und Livland und aus Schweden und was dazugehört machen den dritten aus.*<sup>18</sup>

Karl Koppmann sah darin die Keimzelle für die spätere Aufteilung der Hanse in Drittel und befand die Quelle daher als edierenswert, obwohl er einräumte, dass sie im Grunde nicht in sein Schema der Hanserezepte passte.<sup>19</sup> Schließlich war es die Mitschrift einer Vereinbarung unter Kaufleuten, die für sich Regeln der Koexistenz und Kooperation auf dem flandrischen Markt aufstellten, und nicht das Protokoll einer Zusammenkunft von Gesandten der

---

14 Zu Jan RÜDIGERS Projekt zu mittelalterlichen Thalassokratien siehe [www.geschichte.uni-frankfurt.de/44881343/Thalassokratie](http://www.geschichte.uni-frankfurt.de/44881343/Thalassokratie) und JAN RÜDIGER, *Thalassocraties médiévales: pour une histoire politique des espaces maritimes*, in: Rania ABDELLATIF et al. (Hg.), *Construire la Méditerranée, penser les transferts culturels* (Ateliers des Deutschen Historischen Instituts Paris 8) München 2012, S. 93–103.

15 Vgl. den Wikipedia-Eintrag zu Thalassokratie in verschiedenen europäischen Sprachen, in denen die Hanse als Beispiel einer Thalassokratie genannt wird.

16 Vgl. Rudolf HOLBACH, Stereotypen in der Hansegeschichtsforschung, in: Hans Henning HAHN (Hg.), *Nationale Wahrnehmungen und ihre Stereotypisierung. Beiträge zur historischen Stereotypenforschung* (Mitteleuropa – Osteuropa 9), Frankfurt am Main 2007, S. 293–318, hier S. 313f.

17 Die politische Ausrichtung war von Meer geprägt; allerdings stand der Handel so im Vordergrund, dass sich die noch weiter zu erörternde Frage ergab, ob sich Seehandel und Binnenhandel strukturell voneinander unterscheiden. Vgl. Tim GEELHAAR/Ulla KYPTA, Waren die Hansestädte thalassokratisch? Politisches Handeln und wirtschaftlicher Handel im Zeichen des Meeres, in: Nikolas JASPERS/Jan RÜDIGER (Hg.), *Mittelalterliche Thalassokratien* (im Druck).

18 Die ghemene coplude vorsegehet sint ghedelet in dre deel; dat es to verstane: de van Lubeke ende de Wendischen stede ende die Sassen ende dat dar to behort in en derdendeel; ende die van Westfalen ende de van Prucen ende dat daer toe behort int ander; ende de van Gotlande ende van Lyflande ende van Sweden ende dat dar to behort int derde; HR 1,1, 143 (28.10.1347) = Georg Friedrich SARTORIUS, *Urkundliche Geschichte des Ursprunges der deutschen Hanse*, hg. v. Johann Martin LAPPENBERG, Hamburg 1830, Bd. 2, Nr. 164.

19 HR 1,1, 143. Zur Dritteinteilung siehe DOLLINGER, *Die Hanse*, 6. Aufl. (wie Anm. 3), S. 121f.

Städte, die eine gemeinsame Politik betrieben.<sup>20</sup> Das bedeutet auch, dass hier ein Sprachgebrauch vorlag, der nicht von den Städten vorgegeben, dafür aber unter den Kaufleuten vor Ort bekannt und nicht erklärungsbedürftig war. Die Herkunft der Formel *wendesche stede* lässt sich nämlich bis in die zweite Hälfte des 13. Jahrhunderts zurückverfolgen.

König Erich V. von Dänemark (1254–1286) adressierte sein Handelsprivileg von 1278 an die Bürger der Städte Lübecks, Wismars, Rostocks, Stralsunds, Greifswalds, Stettins und anderer Städte, die alle im Slawenland errichtet wurden.<sup>21</sup> Die Formulierung *aliis uniuersis per slauiam constitutis* ergibt sich von selbst aus der geographisch-historischen Lage und stellt zugleich eine gedankliche Nähe zwischen König und Städten her.<sup>22</sup> Obwohl im späten 13. Jahrhundert die dänische Herrschaft Holstein, Mecklenburg und Pommern zeitweilig nicht umfasste, führte Erich V. auch in dieser Urkunde den seit 1185 eingeführten Herrschertitel König der Dänen und Slawen,<sup>23</sup> und demonstrierte damit seinen Anspruch auf jene Herrschaftsformation, die sein Großvater Waldemar II. (1202–1241) einst geschmiedet und verloren hatte.<sup>24</sup> Erich V. erinnerte daran in einer Urkunde von 1283, als er Hamburg ebenfalls Freiheiten im Schonenhandel gewährte, die er und seine Vorfahren schon anderen Seestädten des Slawenlandes zugestanden hatte: *quas cetere ciuitates Sclavie et maritime a nobis et progenitoribus nostris in ipsis nundinis habere liberius dinoscitur*.<sup>25</sup> Auch gegenüber den Ostseestädten sprach der König weiterhin von den *civitates Slavie*.<sup>26</sup> Die Formulierung fand bis in die Mitte der 1310er Jahre Verbreitung. Dies kann mit der zeitweiligen

---

20 Vgl. Rolf SPRANDEL, Die hansische Handelsstellung in Brügge, in: Klaus FRIEDLAND (Hg.), Brügge-Colloquium des hansischen Geschichtsvereins (QDhG N.F. 36) Köln/Wien 1990, S. 69–81, bes. S. 74, der in der Drittelaufteilung des Brügger Kontors eine Spur alter Einzel- und Sonderprivilegierungen sieht.

21 Codex diplomaticus Lubecensis, Abt. 1: Urkundenbuch der Stadt Lübeck, hg. v. d. Vereine für Lübeckische Geschichte und Altertumskunde, Bd. 1–11, Lübeck 1843–1905, Ndr. Osnabrück 1976 [=LUB], Bd. 1, 395; Mecklenburgisches Urkundenbuch, Bd. 2, 1251–1280, hg. v. dem Verein für Mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde, Schwerin u.a. 1864, 1462 (21.4.1278): *Ericus dei gracia Danorum slauorumque rex. Ciuibus Lubicensibus, Wismerriensibus, Rozstokiensibus, Stralessundis, Griepeswaldis, Sthetyensihus ceterisque ciuibus, ac aliis uniuersis per slauiam constitutis Salutem et in domino dilectionem*. Hierauf geht wohl auch Datumsangabe bei HAMMEL-KIESOW, Anm. 8, zurück. Die Formulierung *ceterisque ciuibus* scheint fehlerhaft zu sein, da in dieser Auflistung eigentlich mit *ciuitatibus* zu rechnen gewesen wäre, die Nennung anderer Bürger hier auch angesichts der folgenden Konkretisierung keinen Sinn ergibt. Vgl. ENGEL, wendische Städte (wie Anm. 7), 134.

22 Die Lübecker Detmar-Chronik belegt, dass den Einwohnern der Ostseestädte bekannt war, dass sie im Land der Wenden lebten: Des quem en vele coplude in dat lant to Wenden, dar coften se korn unde makedent dar oc dure. Unde umme dat der coplude vele quam van Lubeke, des makeden de ratmanne van den steden Wismer, Rostok, Stralessund, Griepeswold enen wilkore, dat nenman scholde korn voren ute deme lande by groter pine; oc verbonden sic de sulven stede to anderen groten saken, unde leten de van Lubeke dare butene. Siehe: HR 1,1, S. 51, 96 = Detmar-Chronik, in: Chroniken der niedersächsischen Städte: Lübeck I, Leipzig 1884 Ndr. Göttingen 1967, S. 410. Vgl. ENGEL, Wendische Städte (wie Anm. 7), 135f. mit der ethnographischen Erklärung.

23 Vgl. Robert BOHN, Dänische Geschichte, München 2001, S. 24. Diesen Herrschertitel führte bereits 1185 König Knud VI. (1170–1202), dessen Lehnsherrschaft Holstein und Mecklenburg anerkennen mussten. Dieser Titel findet sich in diversen Schriften der dänischen Könige von Waldemar II. bis Waldemar IV. in allen Urkundenbüchern wieder. Wenig verwunderlich ist, dass auch die pommerschen Fürsten sich als Herzöge der Slawen intitulieren ließen, wie aus den Hansischen Urkundenbüchern hervorgeht, z. B. HUB 1, 687; HUB 2, 17.

24 Vgl. Thomas RIIS, Das mittelalterliche dänische Ostseeimperium. Odense 2003, S. 74–79. Mit Imperium ist das Herrschaftsgebilde aus Dänemark, Schleswig, Holstein, Wagrien, Lübeck, Mecklenburg, Pommern, Rügen und Estland gemeint.

25 SARTORIUS, Urkund. Gesch. (wie Anm. 18), Bd. 2, S. 133, mit Hinweis auf die Edition im Hamburgischen Urkundenbuch, hg. v. Johann Martin LAPPENBERG, Hamburg 1842, Ndr. Hamburg 1907, S. 659f., Nr. 806 (20. Juli 1283). SARTORIUS hatte bereits nach dem Ursprung der Bezeichnung „wendische Städte“ gefragt und ihn in dieser Quelle ausgemacht, siehe ebd. Bd. 1, S. 26. Ob sich DOLLINGER, Die Hanse, 5. Aufl. (wie Anm. 9), S. 68 hierauf bezog, als er von 1280 sprach, ließ sich nicht nachvollziehen.

26 SARTORIUS, Urkund. Gesch. (wie Anm. 18), Bd. 2, 55.

Erneuerung der Herrschaft Waldemars durch Erik VI. Menved (1286–1319) zusammengehangen haben, dem es gelang, von Städten wie Rostock und Stralsund, aber auch von norddeutschen Fürsten zumindest vorübergehend als Oberherr anerkannt zu werden.<sup>27</sup> Auch König Christoph II. (1319–1332) blieb in dessen Privilegsbestätigung bei dieser Sprachregelung.<sup>28</sup>

Die Ostseestädte nutzten die Formulierung selten. Wohl um 1293 schrieben die Rostocker ihren Kölner Kollegen, dass die Kaufleute der Städte Sachsens und des Slawenlandes einstimmig beschlossen hätten, in Nowgorod dasselbe Recht für sich gelten zu lassen, und den Lübecker Rat als letzte Appellationsinstanz vorgesehen hätten.<sup>29</sup> Die Notiz eines lübischen Gesandten enthielt die Regelung, dass die Städte des Slawenlands drei Viertel, Lübeck aber nur ein Viertel der Kosten beim Boykott des Norwegenhandels 1285 zu tragen hätten.<sup>30</sup> Hierbei handelt es sich nicht um ein offizielles Schriftstück und möglicherweise um einen Einzelfall. Erst für 1305 ist die einzige Verwendung auszumachen, in der sich die Lübecker selbst in diese Gruppe der Slawenstädte einschlossen, als sich der Rat an Osnabrück wandte und zu einem Treffen in Lübeck 1305 einlud.<sup>31</sup> Die Lübecker konnten oder mussten (sollte es stimmen, dass sie den Ausdruck nicht schätzten) auf *civitates Slavie* zurückgreifen, da auch anderen Städten der Ausdruck bekannt war. Ein Dortmunder Diplomat erstattete von einem etwas früheren Treffen Bericht, in dem er die Ostseestädte mal so und mal als *civitates maritimae* bezeichnete, um sie von der Gruppe der *civitates Westfalie* zu unterscheiden.<sup>32</sup> In zwei weiteren Schreiben der niederländischen Städte Zutphen und Kampen hieß es abermals *civitates Slavie*.<sup>33</sup> Aus Kampen stammt auch eine der vereinzelt späteren Quellen, in denen unmittelbar von den *wendeschen stede* die Rede ist. 1352 wurde die Sammelbezeichnung in einer Anweisung gebraucht, nach der die Seeleute, die aus der Ostsee nach Kampen segelten, besseren Lohn erhalten sollten.<sup>34</sup>

Vor diesem Hintergrund erscheint „wendische Städte“ in der Brügger Übereinkunft wie eine von der Geographie abgeleitete Sammelbezeichnung, die von anderen geprägt von den Kaufleuten aus diesen Städten übernommen wurde. Doch war die Bezeichnung offenbar nicht sonderlich eingängig oder geläufig, da sie für die spätere Bezeichnung der drei Ältermänner des Kontors keine Rolle mehr spielte. Im Rezess der Kaufleute zu Brügge von 1356

---

27 Vgl. Riis, Ostseeimperium (wie Anm. 24), 93f.; GRAICHEN/HAMMEL-KIESOW, Die deutsche Hanse (wie Anm. 7), S. 84; WATTS, Making of Polities (wie Anm. 7), S. 176.

28 HUB 2, 397 (2.2.1323). So auch gegenüber Kiel, siehe HUB 2, 488 (29.6.1328).

29 HR 1,1, 66 [1293] = SARTORIUS, Urkund. Gesch. (wie Anm. 18), Bd. 2, S. 179, Nr. 81 = LUB 1, 613: Noveritis, quod mercatores civitatum Saxonie et Slavie decreverunt unanimiter, quod ipsi in curia Nogardensi eo jure gaudere volunt perpetuo, quo jam ibidem liberaliter perfruuntur. Das Schriftstück wurde von Rostock und Wismar an diverse andere Städte verschickt.

30 HR 1,1, 29 [1282–1285] = LUB 2,1, 64, Artikel einer Lübecker Gesandtschaft in Bezug auf die Schäden für die Kaufleute in Norwegen: *Vt in dicto negocio Normarmorum ciuitates Slauie faciant III partes expensarum, et quartam partem faciat ciuitas Lubicensis.*

31 HR 1,1, 82 = LUB 2,1, 195 (2.10.1305): Fuerunt nuper in Wismaria civitatum Slavie nuncii congregati.

32 HR 1,1, 80 [1299]. Den Dortmundern waren beide Bezeichnungen vertraut, wie man auch aus HUB 1, 919 [nach 24.6.1283], ersehen kann.

33 Die Zutphener beschwerten sich beim dänischen König über die Kaufleute der Ostseestädte, die sie offenbar bei ihrem Handel in Schonen behinderten und daher die dänischen Privilegien aus Sicht der Niederländer missbrauchten, LUB 2,1, 147 (Februar 1302). Kampen korrespondierte im Juni 1305 mit dem norwegischen König, bestätigte einen im Oktober 1286 geschlossenen Frieden und distanzierte sich ausdrücklich von den *civitates Slavie*, indem es sich bereit erklärte, den Gesandten des Königs für die Kurie in Rom Reisen zu ermöglichen, wenn die Einwohner der Städte im Slawenland nicht segeln wollten. HUB 2, 70 (26.6.1305).

34 HUB 3, 230 (19.2.1352).

sowie in der Ältermannliste für die Jahre bis 1404 wurde nach dem lübischen (und nicht wendisch-sächsischen), dem gotländisch-livländischen und dem westfälisch-preußischen Drittel aufgeteilt.<sup>35</sup> Außerdem wurde der Ausdruck von den Ostseestädten offenbar nicht genutzt, um sich im Konflikt der Hanse mit Brügge 1358–1360 selbst darzustellen.<sup>36</sup> Auch später fand der Ausdruck selten Verwendung; bis 1400 kommen nur vier Quellen hinzu, in denen von *wendesche stede* die Rede ist, und zwei mit der auffälligen Formulierung *stede van der Wendeschen zyden* (Städte von der wendischen Seite oder besser: Küste).<sup>37</sup> Während die Belege für *wendesche stede* aus Quellen des östlichen Ostseeraums (Preußen, Livland) stammten, nutzten die Städte der südlichen Ostseeküste in den Jahren ab 1367 bis 1400 die zweite Formulierung.<sup>38</sup> Normalerweise sprachen sie aber von sich selbst als den *steden by der zee*, wenn die Niederschrift auf Mittelniederdeutsch erfolgte, was den *civitates maritimae* entsprach. Dieser Ausdruck findet sich bereits in den ersten Quellen ab den 1280er Jahren: *civitates Slavie/slavicales* oder und *civitates maritimae* kamen also etwa zeitgleich auf. Bis in die späten 1350er Jahre aber wurden Sammelbezeichnungen selten genutzt, es überwogen die Nennungen der Städtenamen, zumal Sendboten als Akteure ihren Städten jeweils zugeordnet wurden.<sup>39</sup> Selbst als Sammelbezeichnungen auftraten, wurden sie noch durch eine Aufzählung konkretisiert, da offenbar die Zugehörigkeit mancher Städte nicht geklärt war, sodass Missverständnisse vermieden werden mussten. Beide Ausdrücke funktionierten um 1300 zudem komplementär, da sich in drei Schriften beide entweder abwechselnd oder aufeinander bezogen finden lassen.<sup>40</sup> Neben einem zeitlichen Schwerpunkt der Verwendung zwischen 1280 und 1300 gab es noch einen zwischen 1350 und 1370. Für diese Zeit stehen 120 Quellen mit *civitates maritimae/stede by der zee*, sechs Quellen mit der Mischform, den *civitates Slavie* bzw. *slavicales*, sowie den drei Stellen mit *stede von der wendeschen zyden* gegenüber. Dieser quantitative Befund stellt bereits die selbstverständliche Verwendung des Begriffs „wendische Städte“ in Frage, wirft aber auch neue Fragen auf: Warum gab es zwei verschiedene Bezeichnungen? Warum wurde *civitates maritimae* später klar bevorzugt und von wem? Warum sprechen die Seestädte im Mittelniederdeutschen von sich selbst nur als den „Städten an der wendischen Küste“?

## 2 Die civitates maritimae

Der nachweisbare Gebrauch von *civitates maritimae* beginnt mit dem Handelsboykott gegen Norwegen 1284/85. Wohl schon 1283 ging der norwegische König Erik II. Magnusson

35 HR 1,1, 200 sowie S. 129f. Nr. 201 mit den Älterleuten für 1356 bis 1404, wo die Namen der Drittel durchgängig beibehalten wurden.

36 HR 1,1, 212 (20.1.1358) und 213 (20.1.1358)

37 HR 1,2 bis 1,4: HR 1,2, 177 § 2 (17.4.1379); HR 1,2, 257 § 3 (1.3.1383); HR 1,3, 374 (8.2.1389); HR 1,4, 105 § 2 (16.10.1392); HR 1,4, 192 § 6: (3.3.1394); HR 1,4, 408 (vor 23.6.1397).

38 HR 1,1, 413 (19.11.1367); HUB 4, 243 (13.2.1368); HR 1,1, 469 (24.6.1368); HR 1,1, 479 (6.10.1369): In diesem Rezess zu Lübeck findet sich das lateinische Pendant zu den Städten an der wendischen Küste: *Anno Domini 1368 octava die sancti Michaelis archangeli congregati sunt in Strallessund domini consules civitatum maritarum: primo de latere Slavico, videlicet de Lubek Jacobus Plescowe.*

39 Bis 1290 gibt es vier Quellen mit *civitates Slavie*, sowie 13 mit *civitates maritimae*. Von 1290 bis 1320 gibt es vier Quellen mit *civitates Slavie*, sechs mit *civitates maritimae* sowie fünf mit der Mischform *civitates Slavie et maritimae*. Bis 1360 kommen je einmal die Mischform, die *civitates Slavie*, sowie *wendische stede*, sechs Mal die *civitates maritimae* vor. Im letzten Jahrzehnt lassen sich 89 Quellen mit *civitates maritimae*, 21 mit *stede by der zee*, 2 mit *civitates Slavie/slavicales* und je eine Quelle mit *wendische stede* bzw. mit der Mischform finden.

40 HR 1,1, 103 = LUB 2,1, 295 = HUB 2, 205; LUB 2,1 102 (3.10.1298); LUB 2,1, 103 (10.11.1298); HR 1,1, 80 [1299].

(1280–1299) auf Konfrontationskurs mit den Kaufleuten aus dem Süden, indem er deren Freiheiten einschränkte, die ihnen Eriks Vater, Magnus VI. Håkonsson (1263–1280), 1278 gewährt hatte.<sup>41</sup> Letzterer hatte seine Privilegien auf Bitten der Räte und Gemeinden vieler Seestädte Deutschlands (*Consulum et Communitatum multarum ciuitatum maritimarum theutonie*) ausgestellt. Diese Bezeichnung wird von den Ostseestädten selbst gekommen sein, denn sie traten als solche im Konflikt auf, der zwischen den Kaufleuten und dem König ausgebrochen war.<sup>42</sup> Die Ratsherren der Seestädte, sich selbst *consules maritimi* nennend, unterstützten die Händler, indem sie Bremen, das aus dem Handelsboykott ausscherte, aus der *confoederatio* ausschlossen.<sup>43</sup> Bremen gehörte damit nicht mehr zu den *civitates maritimae*, wenn man annehmen darf, dass es anfangs noch dazu gezählt worden war.<sup>44</sup> Nach einigen Verhandlungen gelang dem zum Schiedsrichter bestellten schwedischen König Magnus Birgersson, den Streit zwischen den Ostseestädten und dem norwegischen König zu schlichten, wobei die schwedischen Dokumente von den *civitates maritimae* sprachen.<sup>45</sup>

Die Blockade Norwegens war das zweite größere, konzertierte Handeln der Ostseestädte, nachdem diese bereits 1280 erfolgreich den Handel in Brügge stillgelegt hatten, um ihre Forderungen durchzusetzen.<sup>46</sup> Beide Erfolge werden dazu beigetragen haben, dass die kooperierenden Städte sich als *civitates maritimae* bezeichneten und als solche gegenüber anderen Akteuren auftraten. Im Verlauf der Norwegen-Blockade, beim Friedensschluss und auch in der späteren Kommunikation mit Norwegen wurde stets der Seecharakter der Städte betont.<sup>47</sup> Da in diesen Jahren der dänische König die Städte als *civitates Slavie* bezeichnete, kann der Ausdruck *civitates maritimae* als Ausweich- oder sogar Gegenbegriff verstanden werden. Natürlich wirkt die Wahl des Attributs „seeisch“ nicht sonderlich einfallsreich. Dennoch ist dieser Ausdruck klug gewählt: Die Ostseestädte wiesen die Ansprüche des Dänenkönigs auf sprachlicher Ebene zurück, ohne sich einer anderen Herrschaft unterzu-

41 LUB 1, 398 = HUB 1, 818 (16.7.1278).

42 Vgl. SELZER, Die mittelalterliche Hanse (wie Anm. 2), S. 38f.

43 HR 1,1, 30 [1284], Rezess zu Wismar: Notum sit, quod cum consules istarum civitatum maritimarum, comprehensarum in confederacione concepte pacis in civitate Rozstoc, (...) decreverunt, quod nulla penitus annona, fabe, pisa, bracium, vel farina de terris et civitatibus istis quoquam duci debeant ultra mare; sed omnia bona premissa ad quaslibet civitates, ex ista parte maris positas, in confederacione predicta comprehensas licite et libere duci debent. Sowie HR 1,1, 34 [1285]. 1. Cum consules maritimi essent congregati in Wismaria, arbitrati sunt (...) 2. De Bremensibus autem, qui se de civitatibus confederatis alienaverunt et ejecerunt, sic est arbitratum: si aliquam civitatem in confederacione junctarum intraverint, quod cum suis bonis illam debent exire civitatem. Als sich Bremen im Zuge der Flandernblockade 1358 auf die Seite des deutschen Kaufmanns stellte und wieder am Hansehandel partizipieren durfte, wandte sich Bremen an die *civitates maritimae*, was insofern erstaunt, weil Bremen offensichtlich trotz der eigenen maritimen Lage nicht dazugehörte und sich in der Bezeichnung auch nicht selbst wiederfand. Siehe HR 1,1, 216 (3.8.1358): Nos consules et commune civitatis Bremensis referimus immensas gratiarum actiones honorabilibus viris, consulibus civitatum maritimarum et etiam aliarum civitatum. Im Weiteren (S. 144) wird klar, wen die Bremer mit „Seestädten“ meinten: Lübeck, Wismar, Rostock, Stralsund und Greifswald.

44 So kann man den Eintrag in der Lübecker Stadtchronistik deuten, wengleich diese nicht von den *civitates maritimae* sprach: Des loveden sie tusomende de stede bi der ostersee unde bi der westersee altomale, ane de van Bremen. De stede makeden do ere schepe to unde voren in Norweghen, dar se deden groten schaden; HR 1,1, S. 17 in den Vorbemerkungen zu B.

45 HR 1,1, 36 (25.6.1285); 38 (3.7.1285); LUB 1, 483 (31.10.1285); LUB 2,1, 63 (31.10.1285).

46 Vgl. DOLLINGER, Die Hanse, 6. Aufl. (wie Anm. 3), S. 77–82; LUB 1, 483 (31.10.1285).

47 LUB 1, 470 = HUB 1, 957 [1284 Ende]; HR 1,1, 36 (25.6.1285); HR 1,1, 38 (3.7.1285); LUB 2,1, 62 [1285]; LUB 1, 481 (31.10.1285); LUB 1, 483 (31.10.1285); LUB 1, 494, = HUB 1, 1008 [29.8.1286]; LUB 1, 517 (19.8.1287) LUB 1, 524 (30.6.1288), LUB 1, 612 [um 1293]; LUB 1, 625 (9.10.1294); HUB 1, 1174 (5.3.1295); LUB 1, 673 (17.4.1298); HR 1,1, 104 (9.5.1312).

ordnen oder aber ein politisches Gefälle untereinander aufkommen zu lassen. Das Maritime als Referenz funktionierte, weil es alle beteiligten Städte als gleichwertige Partner verband und zugleich offenließ, wer alles zu dieser Gruppe gehörte/gehören durfte.<sup>48</sup> Damit wurde der Begriff zu einer politischen Konstruktion, da – wie im Falle Bremens – offenbar nicht jede Stadt am Meer automatisch als Seestadt und den Seestädten zugehörig galt. Hinsichtlich der Kategorie des Maritimen wird aber auch sichtbar, dass das Meer als nicht herrschaftlich zu kontrollierender Raum wahrgenommen wurde und daher ideal für die repräsentativen Bedürfnisse der Ostseestädte war, zumal ein Großteil der gemeinsamen Politik wiederum das Meer und den Seehandel betraf. Die Städte wollten einerseits Gefahren für die Seefahrt verringern, andererseits aber keine dominante, politische Herrschaft über das Meer zulassen. Dies ging aber niemals soweit, dass sich die Ostseestädte selbst als eine Seeherrschaft im herkömmlichen Sinne verstanden. Letztlich erlaubte der Begriff eine Art inoffizieller städtischer Kooperation, ohne Bündnischarakter anzunehmen, was gegen die politischen Gepflogenheiten des Reiches verstoßen hätte.<sup>49</sup>

Existierten beide Ausdrücke *civitates Slavie* und *civitates maritimae* nebeneinander,<sup>50</sup> so lässt sich doch eine eindeutige Bevorzugung des letzteren durch die Seestädte erkennen, die ab 1340 immer deutlicher zu Tage tritt. Der Gebrauch weist sogar einige charakteristische Merkmale auf: So kam *civitates maritimae* fast ausschließlich in der Kommunikation der Ostseestädte mit den nordischen Königtümern vor.<sup>51</sup> Gegenüber dem englischen oder französischen König spielte diese Formulierung keine Rolle.<sup>52</sup> Auch ohne das Verhältnis zwischen dem schwedischen König Magnus VII. Eriksson (1319–1364) als zeitweiligem Herrn Schonnens und den Ostseestädten weiter auführen zu müssen, lässt sich erkennen, dass hier ausschließlich von den *civitates maritimae* bzw. *stede by der zee* die Rede war.<sup>53</sup> Bemerkenswerterweise kam *civitates maritimae* nicht vor, als derselbe König und dieselben Städte später ein Bündnis gegen Seeräuber vereinbarten.<sup>54</sup> Beide Seiten überzogen sich dann wieder 1352 gegenseitig mit Vorwürfen, wobei sich die Seestädte als Seestädte präsentierten und der König seine Klagen gegen die Seestädte richtete.<sup>55</sup>

---

48 LUB 1, 494, = HUB 1, 1008 [29.8.1286], Herzog Hakon von Norwegen war nicht genau im Bilde, welche Städte sich alle gegen seinen Bruder verbündet hatten. HR 1,1, 104 = LUB 2,1, 299, zeigt, dass 1312 der norwegische Bevollmächtigte genau wusste, das Lübeck, Wismar, Rostock, Stralsund und Greifswald als *civitates maritimae* zu verstehen waren.

49 Vgl. Friedrich B. FAHLBUSCH, Art. Städtebund, in: LexMA 8, 17f.

50 HR 1,1, 62 = LUB 1, 601 [1293]; HR 1,1, 64 = LUB 1, 608 (14.10.1293); LUB 1, 625 (9.10.1294); HUB 2, 613 (9.5.1338); HR 1,1, S. 61 aus Diplom. Norweg. 5, Nr. 115 = HUB 2, 591.

51 Vgl. BEHRMANN, Herrscher und Hansestädte (wie Anm. 3), S. 53–55, weist auf, dass die Ostseestädte auch im innernorwegischen Sprachgebrauch als Seestädte (*siostadum*) bezeichnet wurden.

52 HR 1,1, 146–157: Für die Korrespondenz zwischen dem englischen König, seinen Beamten und den deutschen Kaufleuten HR 1,1, 158–171: Für die Korrespondenzen mit Brügge und den flandrischen Grafen, siehe Anm. 36. Zu den Beziehungen zwischen den Ostseestädten und den nordischen Ländern, siehe BEHRMANN, Herrscher und Hansestädte (wie Anm. 3), S. 52–59.

53 LUB 2,2, 933 (2.7.1349): *Alse denne de beschedene manne, vnse vrunde, borghermestere vnde radmanne der stad Lubeke, van weghen aller stede van zee, vns nu to dem anderen male hebben angevalen*; HR 1,1, 221 und 222. HUB 3, 6 = LUB 2, 771 = HR 1,1, 138 (17.7.1343): *Hac igitur consideracione inducti in omnium deferimus publicam nociouem, quod dissensionem et discordiam inter nos, regna nostra ac dominia parte ex una et civitates maritimas videlicet Lubeke, Hamborgh, Rozstok, Wysmere, Sundis et Gripeswald parte ex altera.*

54 HR 1,1, S. 70f = LUB 2, 771. Die Privilegien in Schonen wurden wiederum den *civitates maritimae* ausgestellt, siehe HUB 3, 13 (9.9.1343).

55 HR 1,1, 174–177, bes. Nr. 177 enthält sogar einen der wenigen Hinweise darauf, dass in der Alltagssprache *hansbrodere* für die Kaufleute geläufig war, weil sich der König ausdrücklich gegen die *mercatores civitatum maritimarum dictos hensebrodere* richtete.

Außerdem waren die *civitates maritimae* nicht nur Bezeichnung; diese Städte traten unter der Bezeichnung auch als Akteure auf.<sup>56</sup> Im Einladungsschreiben zu einer Versammlung am 24. Juni 1359 teilte der Lübecker Rat den Rostockern mit, dass die *civitates maritimae* darüber beraten sollten, wie Überfälle auf See verhindert werden könnten.<sup>57</sup> Wichtig ist hier, dass die Seestädte sich selbst von anderen Städten unterschieden, deren Kaufleute in der deutschen Hanse aktiv waren. Der Lübecker Rat schrieb, dass alle Städte, die zur Hanse der Deutschen gehörten, sich erneut treffen sollten, um das Vorgehen gegenüber Flandern abzusprechen. Im ersten Artikel sollten diese Städte gemeinsame Maßnahmen treffen. Im dritten Artikel ging es um den Zustand des Meeres, was offensichtlich nur die *civitates maritimae* betraf. Da die Lübecker zum Schluss des Einladungsschreibens erwähnten, dass sie diesen Brief auch an die Städte in der Mark Brandenburg, Sachsens, Westfalens, Gotlands und Kölns, Preußens und Livlands sowie an weitere verschickt hatten, wird deutlich, dass die Untergruppe der sogenannten wendischen Städte hier als Seestädte auftrat und agierte. Dieselbe Unterscheidung findet sich auch in der folgenden Einladung Rostocks, wobei die Rostocker an ein Treffen 1358 der Ratsendboten der Seestädte in Lübeck erinnerten (*per nuncios consulares civitatum maritimarum in Lubeke tunc congregatos*).<sup>58</sup> Im Lübecker Rezess 1359 war dann jedoch folgerichtig von den versammelten Ratsendboten der Städte des Römischen Reiches die Rede (*per nuncios consulares civitatum almanie regni Romanorum congregatos in Lubeke*).<sup>59</sup>

Die andere Beobachtung betrifft eben diesen Ausdruck der Ratsendboten, der (*nuncii*) *consules civitatum maritimarum* oder *radman van den steden by der zee*.<sup>60</sup> Bereits Ende des 13. Jahrhunderts hatten die Ratsherren Lübecks, Hamburgs und Lüneburgs von sich selbst als *Consules communium ciuitatum maritimarum dato presencium Lubeke ad placita congregati* (die in Lübeck zur Verhandlung zusammengekommenen Ratsherren der zu diesem Zeitpunkt anwesenden gemeinen Seestädte) am Ende eines Schreibens an Hildesheim gesprochen, in dem sie ihre Beschlüsse gegen Braunschweig wegen des dortigen Aufstands mitteilten.<sup>61</sup> Dies sollte zu einer Standardformel werden, wie man an den Rezessen nach 1359 erkennen kann: Diese bestand darin, dass die Ratsendboten der Seestädte sich zu einem bestimmten Zeitpunkt an einem bestimmten Orte versammelt hatten und im Folgenden namentlich und mit Zuordnung zur Stadt aufgelistet wurden.<sup>62</sup> Wenn nicht alle von ihnen zusammen waren, wurde der Rezess auch nicht mit dem Verweis auf die *consules*

56 HR 1,1, 113 (um 24.6.1343): Anno Domini 1342 circa festum beati Johannis civitates maritime concorditer sunt arbitrati, quod nullus doliatorum debet ligna doliatoria, exceptis ligaturis, pro emendacione tunnarum super terram Skanore portare, nec ibidem aliquas tunnas preparare. Siehe auch Nr. 400 § 2 (30.5.1367).

57 HR 1,1, 224 (6.1.1359): Tercio ut, si quis statum maris velit insidiis et rapinis seu hujusmodi depravare, et si civitates maritime hoc vellent defendere et resistere, quod et quantum debeat esse subsidium.

58 HR 1,1, 225 (6.1.1359).

59 HR 1,1, 227 (25.7.1359).

60 HR 1,1, 393 (1366).

61 LUB 1, 612 [um 1293].

62 HR 1,1, 258: Rezess zu Greifswald (1.8.1361): *domini consules civitatum maritimarum in Gripeswold congregati die beati Petri ad vincula*; Nr. 267 (8.10.1361) Stralsund; Nr. 287 (5.2.1363); Nr. 291 (17.3.1363) Wismar; Nr. 292 (23.4.1363) Wismar; (7.5.1363) Nyköping/Falster; Nr. 296 (24.6.1363) Lübeck; Nr. 298 [vor 25.7.1363], Brief; Nr. 299 (25.7.1363) Wismar; Nr. 300 (8./22.9.1363) Greifswald; Nr. 305 (1.11.1363) Greifswald; Nr. 310 (6.1.1364) Stralsund; Nr. 321 (14.4.1364); Nr. 325 (25.5.1364) Lübeck; Nr. 326 (18.6.1364) Stralsund; Nr. 354 (22.9.1364) Stralsund; Nr. 356 (27.3.1365), Nr. 374 (5.10.1365) Rostock; Nr. 376 (24.6.1374) Lübeck; Nr. 388 (16.12.1366) Rostock; Nr. 400 (30.5.1367) Rostock; Nr. 402 (24.6.1367) Stralsund; Nr. 405 (29.7.1367) Stralsund; Nr. 411 (6.10.1367) Rostock; Nr. 420 (8.12.1367) Lübeck; Nr. 421 (1.1.1368) Rostock; Nr. 427 (2.2.1368) Lübeck; Nr. 440 (15.3.1368) Rostock; Nr. 469 (24.6.1368) Lübeck.

*civitatium maritimarum* eingeleitet, wie am Rezess zu Stralsund vom 15. März 1364 zu erkennen ist.<sup>63</sup> Wenige Tage später tagten dann alle Ratsendboten, sodass im Rezess die Standardformel wieder stand.<sup>64</sup> Außerdem handelten die Gesandten unter dieser Formel der *nuncii consules civitatium maritimarum* im Namen der Seestädte: Es finden sich Briefe, die von diesen Ratsendboten an Adlige wie auch andere Handelsstädte ausgingen.<sup>65</sup> Die Adressaten richteten sich bei ihren Antworten nach der Sprachwahl der Absender, wie man z. B. in einem Schreiben der preußischen Städte von 1363 erkennen kann.<sup>66</sup> Die *consules civitatium maritimarum* waren es dann auch, die dem deutschen Kaufmann in Brügge ihre Beschlüsse von einer Versammlung in Rostock vom 2. Februar 1368 mitteilten.<sup>67</sup> Dies passt zum Auftreten der Seestädte in der Ostsee und mag zu verstehen helfen, warum die Bezeichnung „wendische Städte“ auch in Brügge eine untergeordnete Rolle spielte, wenn die betreffenden Städte sich als Seestädte an das dortige Kontor wandten.

### Ein Wortgebrauch im politischen Kontext

Die Wechselwirkung zwischen Wortwahl und Politik wird schließlich im Zusammenhang mit den Kriegen der Seestädte bzw. der Hanse gegen Waldemar IV. deutlich.<sup>68</sup> In den Jahren zwischen 1360 und 1370 ist ein signifikanter Wandel zu verzeichnen, in der die Hochphase der *civitates maritimae*-Verwendung einsetzte und zu dem Zeitpunkt endete, als die Seestädte schließlich die expansive Politik Waldemars IV. stoppen und die Handelsrouten durch den Sund für sich sichern konnten. Ausgerechnet ihr politischer Erfolg ließ die Selbstbezeichnung aufweichen, so dass es nicht nur eine neue dritte Formulierung gab – die

---

63 HR 1,1, 315 (15.3.1364): *Recessus talis in Sundis feria sexta, ante dominicam palmarum concordatus, ita quod volunt Rozstoch dominica jubilate diem placitorum observare, et domini consules Rozstochcenses et Wysmarienses civitatum consulibus ibidem mittendis securitatem a domino duce Magnopolensi et suis ordinabunt, et precipue Gripeswoldensibus pro Boltone Cepelyn et suis complicitibus. Derselbe Fall trat ein im Rezess zu Lübeck vom 28.5.1365, wo nur Vertreter Lübecks, Rostocks und Stralsunds mit Vertretern des dänischen Königs zusammenkamen, HR 1,1, 261.*

64 HR 1,1, 320 (24.3.1364).

65 HR 1,1, 379 (24.6.1366) an Graf Engelbert von der Mark, der den Zusatz enthielt *Per consules civitatum maritimarum, festo nativitatis Johannis baptiste Lubeke congregatos*. Im Brief Hamburgs an Rostock wieder verwendet, 317 (25.2.1364): *Significamus vobis nostra impedimenta et obstacula, quibus obstantibus non possumus nostros consulares ad placita, servanda in Sundis per dominos consules civitatum maritimarum letare, aliquoliter destinare*. So ähnlich auch in HUB 4, 225 (27.10.1367). Siehe auch HR 1,1, 377 (24.6.1366). Mitteilung Lübecks an Reval über die in Greifswald gefassten Beschlüsse in Nr. 264 (19.11.1361): *Noverit vestra dilectio, nostros nuncios consulares consulum (...) civitatum terre Prucie, ac nunciis consularibus civitatum maritimarum, festo Petri ad vincula novissime preterito in civitate Grypeswold fuisse congregatos*; Nr. 282 (9.1.1363) an Vicko Molteke.

66 HR 1,1, 302 (20.8.1363): *Prudentibus viris et honestis dominis consulibus civitatum maritimarum intra civitatem Stralessundis festo nativitatis Marie congregatis reverenter detur*. Nr. 323 (20. März 1364). Im Rezess zu Stralsund ist der Brief der schwedischen und norwegischen Könige an die consules et burgenses civitatum maritimarum enthalten HR 1,1, 280 § 6 (1.1.1363) und 281 (7.11.1362).

67 HR 1,1, 428 (2.2.1368). So machte es auch der Graf Heinrich von Holstein in seinem Brief an die Städte über seine Erfolge in Schweden, Nr. 322 (14.3.1364). Auch Wilhelm von Vriemsheim, Landmeister von Livland, adressierte sein Schreiben vom 28.3.1368 an Lübeck und die anderen Seestädte, Nr. 398: *dominis proconsulibus et consulibus civitatis Lubicensis, ceterisque aliarum civitatum maritimarum consularibus et communitati eorundem*.

68 Vgl. HOFFMANN, Lübeck im Hoch- und Spätmittelalter (wie Anm. 10), S. 145–159; Jochen GÖTZE, Von Greifswald bis Stralsund, in: *Hansische Geschichtsblätter* 88 (1970), S. 83–122; GRAICHEN/HAMMEL-KIESOW, Die deutsche Hanse (wie Anm. 7), S. 130–156. Allgemein zur Politik Waldemars: Niels BRACKE, Die Regierung Waldemars IV. (Kieler Werkstücke Reihe A, 21), Frankfurt am Main 1999, S. 35–41.

Städte von der wendischen Küste –, sondern auch der Ausdruck *civitates maritimae* an Eindeutigkeit und Nutzen einbüßte.

Am deutlichsten an Kontur gewannen die Seestädte in der ersten Hälfte der 1360er Jahre, als sie zum ersten Mal gegen Waldemar IV. zogen. Nach dessen Einnahme Gotlands am 1. August 1361 verabredeten *de stede by der zee* zusammen mit den anderen *steden by der zee* den endgültigen Abbruch des Handelsverkehrs mit Dänemark und Schonen. Die Seestädte umfassten Lübeck, Hamburg, Wismar, Rostock, Stralsund, Greifswald, Anklam, Stettin und Kolberg, während unter den anderen Seestädten die Städte Preußens, nämlich Kulm und Danzig, angesprochen wurden.<sup>69</sup> Wenig später schlossen die Könige Magnus von Schweden und Hakon von Norwegen ein Bündnis mit den Seestädten gegen Waldemar IV.<sup>70</sup> Jedoch hielten die verschiedenen Bündnispartner ihre Absprachen nicht ein, so dass die von Lübeck angeführte Kriegsflotte schnell von Waldemars Kräften vor Helsingborg besiegt wurde. Während in den mittelniederdeutschen Entwürfen des Waffenstillstands vom November 1362 von der dänischen Seite und den Städten der Hanse auf der anderen Seite die Rede war, wurde der Rezess, in dem die Annahme seitens der Städte festgehalten wurde, mit der Unterscheidung zwischen den Seestädten und den Städten der deutschen Hanse versehen: *nomine omnium civitatum hanze Teutunicorum et specialiter civitatum maritimarum*.<sup>71</sup> Die Seestädte hielten also an ihrer Sonderstellung innerhalb der Städte der deutschen Hanse fest,<sup>72</sup> wohingegen in der weiteren Korrespondenz um einen Waffenstillstand diese Differenzierung nicht in gleichem Maße berücksichtigt wurde.<sup>73</sup> Hier wurden die Städte häufiger auch einfach nur als die „Städte der deutschen Hanse bei der See“ bezeichnet.<sup>74</sup> König Waldemar IV. jedoch bevollmächtigte seine Abgeordneten zu Verhandlungen auf dem Tag von Nyköping auf Falster und sprach die Ratsendboten an mit: *Weten schole gi, wisen, agbaren unde bescheidene lude, borgermestere unde raatmanne van den seesteden (...)*.<sup>75</sup> Ein Jahr später bestätigte Waldemar den geschlossenen Waffenstillstand mit den *steden by der see unde allen heren unde allen steden de in der Dudeschen hense syn*.<sup>76</sup> So taten es ihm die Städte gleich; die Ratsherren Lübecks, Stralsunds, Greifs-

---

69 HR 1,1, 259 (1.9.1361).

70 HR 1,1, 260 (8.9.1361): Wy Magnus unde Haquin, sin sone, van Godes gnaden koninghe tho Sweden unde tho Norweghen, bekennen unde betughen an desser scrift, dat wi uns verbunden, beloved unde voreneghet hebben mit den steden by der see, also Lubeke, Hamborgh, Wysmer, Rozstoch, Stralessund, Gripeswold, Tangkilym, Stetin, Colberghe, Bremen unde Kil.

71 HR 1,1, 276 (6. 11.1362); BEHRMANN, Herrscher und Hansestädte (wie Anm. 3), S. 56.

72 HR 1,1, 283 (9.1.1363) Schreiben an den dänischen Unterhändler Vicko Molteke: super firmis treugis ibidem per vos cum vestrīs amicis ex parte illustrium principum dominorum Waldemari et Christofori, Danorum et Slavorum regum, suorumque coadjutorum, parte ex una, et magnificorum principum dominorum Magni et Haquini, regum Swecie et Norwegie, ducis Sleswicensis, comitum Holtzacie et ex parte civitatum maritimarum suorumque coadjutorum, parte ex altera; HR 1,1, 283 (9.1.1363) Brief der zu Greifswald versammelten Städte an eine unbekannte Adresse, Koppmann vermutet Riga: super firmis treugis ibidem per vos cum vestrīs amicis ex parte illustrium principum dominorum Waldemari et Christofori, Danorum et Slavorum regum, suorumque coadjutorum, parte ex una, et magnificorum principum dominorum Magni et Haquini, regum Swecie et Norwegie, ducis Sleswicensis, comitum Holtzacie et ex parte civitatum maritimarum suorumque coadjutorum, parte ex altera.

73 HR 1,1, 277 (10.11.1362), spricht von *allen steden, de in der Dudeschen hense sin* als den Verbündeten des Königs Magnus.

74 HR 1,1, 327 [um 21.6.1364]: ghedeghedinghet heft twischen unseme heren, deme koninghe van Denemarken unde sineme rike af ene siid, unde den steden der Dudeschen henze by der zee af ander siid. So auch wieder in Nr. 328 [um 21. Juni 1364].

75 HR 1,1, 294 (11.5.1363).

76 HR 1,1, 336 (21.6.1364). Die Beibehaltung des Ausdrucks *stede by der zee* in den Urkunden Herzog Barnims von Stettin zeigt, dass auch von dritter Seite die Städtegruppe und auch ihr Name als Verhandlungspartner

walds, Stettins, Kolbergs, Anklams und Kiels urkundeten als *ratmanne der stede by der zee* und machten damit deutlich, dass sie die zentralen Akteure auf Seiten der Hanse waren.<sup>77</sup>

Zu einer deutlichen Veränderung kam es mit dem Ablauf des Waffenstillstands 1367. Die Seestädte hatten aus ihren Fehlern gelernt und bemühten sich sehr viel intensiver um eine funktionierende, breiter aufgestellte Koalition. Ihnen half, dass Waldemar IV. die niederländischen und preußischen Städte gegen sich aufbrachte, da die Sundfahrt nicht mehr gesichert war und die Kosten für Privilegien immer weiter anstiegen.<sup>78</sup> Diese Politik führte dazu, dass die niederländischen, norddeutschen, preußischen und livländischen Städte zur sog. Kölner Konföderation<sup>79</sup> zusammenkamen und der Ausdruck *civitates maritimae* seinen engen Zuschnitt verlor, indem er auf jene anderen beteiligten Seestädte ausgedehnt, also in seiner Grundbedeutung verwendet wurde.<sup>80</sup> Von Köln ging am 19. November noch ein letztes Verhandlungsangebot an den Vertreter des dänischen Königs, um einen Krieg zu vermeiden, das von den Ratsherren der Seestädte entsendet wurde (*Per nos consules civitatum maritimarum pronunc Colonie congregatos*).<sup>81</sup> Im Bündnisvertrag nannten die Ostseestädte sich dann selbst erstmals „Städte von der wendischen Küste“ und bekundeten, zusammen mit den livländischen Städten zehn Koggen für den Kampf gegen Waldemar, König von Dänemark und Norwegen, auszurüsten zu wollen:

*Thu dem eersten dat wy umme mangherleye unrecht unde schaden, dat de koninghe van Denemarken unde van Norweghen doet unde ghedaan hebben dem ghemenen kopmanne, ere vyende willen werden unde malk dem anderen truweliken helpen in desser wys: alze dat de stede van der Wendeschen zyden mid den Lyflandeschen steden unde mid den de ym thubehoren schollen utmaken teyn kogghen ghemannet mid ghuden wapeneren (...).*<sup>82</sup>

Auch gegenüber den fürstlichen Koalitionspartnern, König Albrecht von Schweden und Herzog Albrecht von Mecklenburg, sprachen die Absender von sich selbst als *ratmanne der stede* und in Abgrenzung zu den anderen Handelsstädten als *stede van der Wendeschen zyden*.<sup>83</sup> Entsprechend nannten sich die Ostseestädte in den Verhandlungen von Lübeck

---

anerkannt waren. HR 1,1, 330–332 (um 21.6.1364), so auch Bischof Johann von Kammin, Nr. 333, Stade, Nr. 339 (19.7.1364), Riga, Wenden und Wolmar und weitere, Nrn. 341–344. Dorpat an Reval, Nr. 340 (13.1.[1365]).

77 HR 1,1, 337 (21.6.1364) twischen deme hochghebomen vorsten Woldemare, koninghe der Denen, der Wende unde der Ghoten, (...), up ene syt (...) unde us raatmannen der stede by der see, alse Lubeke, Wismer, Rozstok, Stralessund, Grypeswold, Kolberghe, Stetyn, Anklim unde Kyl, unde allen heren unde steden de in der Dudeschen hense sin, stede unde lude, uppe de anderen syt, sowie Nr. 334 (21.6.1364). Zu den Ratsherren auch Nr. 335 (21.6.1364).

78 Vgl. GRAICHEN/HAMMEL-KIESOW, Die deutsche Hanse (wie Anm. 7), S. 156; DOLLINGER, Die Hanse, 6. Aufl. (wie Anm. 3), S. 85.

79 HR 1,1, 413 (19. November 1367), DOLLINGER, Die Hanse 5. Aufl. (wie Anm. 9), S. 517–520.

80 Zu erkennen an den Aufzeichnungen, die dem eigentlichen Bündnisvertrag vorausgingen: HR 1,1, 412 (11.11.1367): *Incipiunt acta et placita civitatum maritimarum de secundis gweris, motis inter Woldemarum regem Danorum, ex una, et civitates maritimas, parte ex altera quarum quidem secundarum gwerrarum primordialis inchoacio fuit concepta et iniciata (...)* per consules civitatum maritimarum de tercia parte Lubicensi, de Pruscia, de Campen, de Hollandia, Zeelandia et de mari australi. Eine weite Verwendung des Ausdrucks *civitates maritimae* findet sich auch in den Nrn. 510 u. 512 (21.10.1369), letzteres die Pfundgeldabrechnung. Vgl. Ahasver von BRANDT, Der Stralsunder Friede. Verhandlungsablauf und Vertragswerk 1369–1376. Eine diplomatische Studie, in: Hansische Geschichtsblätter 88 (1970), S. 123–147, bes. 123 u. 129.

81 HR 1,1, 415 (22.11.1367).

82 HR 1,1, 413 (19.11.1367).

83 HUB 4, 243 (13.2.1368); HR 1,1, 479 § 22 mit dem Bericht, dass die Städte von der wendischen Küste Gesandte zum Herzog von Mecklenburg geschickt hatten.

(24. Juni) und Stralsund (6. Oktober 1368).<sup>84</sup> Damit blieben die zuvor als *civitates maritimae* aufgetretenen Städte als Gruppe weiterhin erkennbar, so wie auch die anderen Städte in Gruppen zusammengefasst wurden.<sup>85</sup> Von derselben Versammlung ist überliefert, dass sich die preußischen Städte gegenüber den „Städten von der wendischen Küste“ zu Kriegshilfe verpflichteten.<sup>86</sup> Die Sprachregelung wurde auch in den Abrechnungen des Pfundgeldes zur Finanzierung des Krieges beibehalten.<sup>87</sup> Die Formulierung wurde also zur Eigenbezeichnung unter den Koalitionären gebraucht, um z. B. Lasten und Pflichten genau verteilen zu können.<sup>88</sup> Hierfür hätten sich die Ostseestädte auch schlicht „wendische Städte“ nennen können. Eventuell hätten sie dann wie Rebellen erscheinen müssen, weil gerade der expansiv so erfolgreiche Waldemar IV. sich als König der Dänen, Wenden und Goten (*koninghe der Denen, der Wende unde der Ghothen*)<sup>89</sup> präsentierte und auch wieder mit der Ausdehnung seiner Herrschaft auf die Länder südlich der Ostsee hätte drohen können. Mit der komplizierteren Formulierung „von der wendischen Küste“ umgingen die Ostseestädte unnötigen Rechtfertigungsbedarf und erhöhten die Plausibilität ihres Handelns. Geographisch befanden sie sich in der Übergangszone zwischen Land und Meer. Sie gehörten damit nicht mehr eindeutig zum Land, und die Formulierung machte klar, dass sie als Küstenstädte nicht nur auf das Meer, sondern auch auf Bewegungsfreiheit ihrer Bürger auf dem Meer angewiesen waren. Eine zu dominante Stellung des dänischen Königs zu beiden Seiten des Sundes und damit des Meeres musste zwangsläufig Gegenmaßnahmen der Ostseestädte herausfordern, um eine politische Balance und wirtschaftliche Freiheit auf dem Meer zu bewahren.

Bekanntermaßen gelang es der Kölner Konföderation, Waldemar zu besiegen, was in sehr umfangreiche und langwierige Friedensverhandlungen mündete.<sup>90</sup> Im separaten Waffenstillstand mit Norwegen war von den Seestädten allgemein die Rede, wobei diese wie üblich nach ihren jeweiligen Gruppen aufgeführt wurden.<sup>91</sup> In einem ersten Friedensschluss urkundete der dänische Reichsrat für den verreisten Waldemar und wandte sich an die Städte, die ihrer jeweiligen Gruppe zugeordnet und einzeln namentlich aufgeführt wurden.<sup>92</sup> In ähnlicher Weise verfuhr er im nächsten Friedensschluss vom 24. Mai 1370, und so hielten es auch die Städte in ihrer Urkunde.<sup>93</sup> Hier ist nur noch auf eine letzte Beobachtung einzugehen: Die Gruppe der *stede von der wendeschen syden* trat im Gegensatz zu den anderen Städten nicht unter ihrer Gruppenbezeichnung auf. Dies hing sicherlich zum einen

84 HR 1,1, 469 § 11 (24.6.1368) und Nr. 479 (6.10.1368), hier sogar in der lateinischen Form: congregati sunt in Stralessund domini consules civitatum maritimarum: primo de latere Slavico, videlicet (...), item de Livonia, (...), item de Pruscia (...), item de Campen (...), item de mari australi.

85 HR 1,1, S.438, Nr. 482 im Schreiben an Wisby: consules communium civitatum maritimarum de tercia parte Lubicensi, de Lyvoniam, de Pruscia, de Campen, Hollandia et Zeelandia ceterarumque de Mari meridiano super data presencium in Stralessundis congregati, reverencie et honoris, salutis ac favoris affectum. Auch Nrs. 489 (11.3.1369), 491 (3.5.1369), 495 (13.7.1369), 522 (25.2.1370).

86 HR 1,1, 480 (6.10.1368).

87 HR 1,1, 486 (8.11.1368)

88 So auch in einem Schreiben der preußischen Städte über Kriegshilfe an die Ostseestädte, HR 1,1, 480 (6.10.1368) van unser stede weghene in Prussen up een ghedreghen mit unsen vrunden, den steden by der zee der Wendeschen siiden, also dat wy over winter twe hundert wapende man in deme here hebben scholen. Vgl. auch die *civitates maritimae orientales* in HUB 4, 297 (3.3.1369).

89 Z. B. HR 1,1, 334 (um 21.6.1364) u. 527 (vor 24.5.1370).

90 Vgl. BRANDT, Der Stralsunder Friede (wie Anm. 80).

91 HR 1,1, 503 (3.8.1369).

92 HR 1,1, 513 (30.11.1369).

93 HR 1,1, 523 (24.5.1370), der Reichsrat und Nr. 530 die Städte.

mit der führenden Rolle und dem Selbstverständnis dieser Städte im Konflikt zusammen, zum anderen wohl auch damit, dass die Gruppe nicht unter ihrem geographischen Überbegriff auftreten wollte, sei es aus politischen Gründen, sei es, weil „wendisch“ für diese keinesfalls fest definierte Gruppe der passende gemeinsame Nenner gewesen wäre.

Die Quellendurchsicht bis zum Ende des ersten Bandes der Hanserezesse hat damit ein differenzierteres Bild von Selbst- und Fremdbezeichnung der „städtischen Kerngruppe“ der Hanse geliefert, als es aus den Kommentaren und Regesten Karl Koppmanns hervorgeht. Der Gebrauch beider Termini war politisch motiviert und instrumentalisiert worden, was zu einer eindeutigen Bevorzugung von *civitates maritimae* seitens der Städte geführt hat. Bemerkenswerterweise setzte sich dieser Terminus aber nicht gänzlich durch, was an der weit über die Grenzen dieser Städtegruppen ausgreifenden Diplomatie im Zuge des zweiten Waldemarischen Krieges gelegen hat. Hier mussten sich die *civitates maritimae* selbst eine andere Bezeichnung zulegen, um weitere Absprachen mit den Alliierten treffen zu können. Diese Aufweichung der Selbstbezeichnung, aber auch der deutliche Sieg über den König der Dänen und Wenden werden dazu geführt haben, dass frühere Gründe für die Bevorzugung des meerischen Ausdrucks in der Zeit nach 1370 keine größere Rolle mehr spielten. Im 15. Jahrhundert hingegen fand die Bezeichnung „wendische Städte“ weite Verbreitung, daher werden sicherlich weitere Studien nötig sein, um zu sehen, wie lang und in welchen Zusammenhängen die Rede von den *civitates maritimae* noch in späterer Zeit von Bedeutung gewesen ist.<sup>94</sup>

Schließlich hat diese Studie bereits eine wichtige Erkenntnis für eine politische Anthropologie des Maritimen im Mittelalter erbracht. Das Meer als realer Raum und gedachte Größe wurde für politische Zwecke und Konstruktionen verwendet und ist daher für eine um das Meer erweiterte politische Geschichte des Mittelalters dringend weiter zu erforschen. Was bisher nicht überprüft wurde, ist, wie andere Seestädte mit der Selbstbezeichnung der südlichen Ostseestädte umgegangen sind oder welche Spuren dieses Auftretens der Seestädte in der Historiographie gehabt haben mag.

---

94 HR 1,2, 1 (24.5.1370), zeigt, dass auch nach dem Friedensschluss die Kategorie *civitates maritimae* zwischen den nordischen Königen und den Ostseestädten funktionierte: *Isti sunt articuli querimoniales, quos consules, cives et mercatores civitatum maritimarum partis orientalis, videlicet Lubeke, Hamborch, Bremen, Rozstok, Stralesund, Wismer, Gripeswold, Stetin, Colberghe, Anklem, Nove Stargarde et Kyl, monent et ponunt contra illustres principes dominos Magnum et filium ejus Haquinum, reges Norwegie et Swecie, necnon contra eorum advocatos, officiales et vasallos.*

Rudolf Holbach

## Die Hanse und das Meer. Wahrnehmungen im Lichte spätmittelalterlicher städtischer Quellen

### 1 Die Verbindung von Hanse und Meer in der Geschichtsforschung

„Hansegeschichte ist meerbezogen und meerbedingt“.<sup>1</sup> So begann einer der bekanntesten Hansehistoriker in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts und in der Nachkriegszeit, nämlich Fritz Rörig, einen Beitrag von 1951 unter dem Titel „Das Meer und das europäische Mittelalter“. Dies ist ein Spiegelbild jener Sichtweise der Gemeinschaft der Kaufleute und Städte, wie sie die Forschung lange Zeit stark geprägt hat. Zwar war man sich durchaus der Tatsache bewusst, dass der Hanse eine Vielzahl von Händlern und Orten angehörten, die mehr oder weniger weit im Binnenland lagen. Im Handel, speziell im Handel über die See, sah man aber das entscheidende Charakteristikum für das Zusammenwirken und den Erfolg der kaufmännisch-städtischen Vereinigung. Deren Wurzeln suchte man in jenen Fahrtgemeinschaften, die sich zum Anlaufen bestimmter, weiter entfernter Handelsziele über See zusammenschlossen und ihre Interessen unterwegs wie vor allem an den fremden Plätzen zu vertreten suchten. Für Rörig war zudem der „Ursprung hansischer Geschichte untrennbar verbunden mit der Gestaltung eines Meeresraumes, nämlich der Ostsee“.<sup>2</sup> Er ging von einem bewussten „Aufbau eines hansischen Wirtschaftssystems von der Meerbasis“ aus, sah eine „schöpferische Kraft“, getragen von der „Einheit eines Personenverbandes“ planender Fernhändler, verband dabei die Autostereotypen von besonderer Tatkraft, einem einzigartigen „Gemeinschaftsgefühl“ und einer zivilisatorischen Führungsrolle miteinander, die er einer „extrem stadtindividualistischen Einstellung der italienischen Einzelstädte“ gegenüberstellte.<sup>3</sup> Die Städtegründungen im Ostseeraum bewertete Rörig als Akte „vom Meer aus ins Land“ und nicht umgekehrt und sah ihren eigentlichen Sinn in der Intensivierung der Produktion und der Vermittlung des wichtigen Handelsguts Getreide für den von der Hanse getragenen Austausch zwischen Ost und West: „Ungemein plastisch tritt also hier die für das Binnenland so günstige Beeinflussung durch das Meer hervor: seine Produktivkraft wird vervielfältigt“, so hat Rörig mit Blick auf das Hinterland der mecklenburgischen und pommerschen Küste formuliert und eine ähnliche Aufbauarbeit mit einer Anbindung an den Fernhandel auch für andere Küstenbereiche der Ost- und Nordsee betont.<sup>4</sup>

---

1 Fritz RÖRIG, Das Meer und das europäische Mittelalter, in: DERS. Wirtschaftskräfte im Mittelalter. Abhandlungen zur Stadt- und Hansegeschichte, hg. v. Paul KAEGBEIN, Wien u. a. 1971, S. 638–657, hier S. 638.

2 Ebd., S. 639. Vgl. auch ders., Vom Werden und Wesen der Hanse, Leipzig 1940, S. 11–54.

3 Rörig, Das Meer (wie Anm. 1), S. 643–646.

4 Ebd., S. 647f. Er verglich insgesamt eine hansische Versorgungsleistung für Europa mit der griechischen Zufuhr von Getreide vom Schwarzen Meer im Altertum, betonte überhaupt das von den Italienern beherrschte Mittelmeer sowie die von der Hanse beherrschte Ost- und Nordsee in ihrer Bedeutung für die wirtschaftliche Einung Europas im Mittelalter, während der Atlantik nur die westeuropäischen Küsten bespült habe; ebd., S. 650f.

Man wird seine Einschätzungen heute nicht mehr in dieser Form teilen oder sie doch problematisieren, angefangen von der Meerbedingtheit der Hanse als Ganzes über die Bewertung der Stadtentstehung im Ostseeraum bis zum kaufmännischen Planen im Stile einer weiträumigen und langfristigen Konzeption, von der man im Mittelalter kaum ausgehen darf. Vor allem ist aber zu bedenken, dass die geschilderte Sichtweise auch nach zwei verlorenen Weltkriegen immer noch in der Tradition jener im 19. Jahrhundert entwickelten Sicht der Hanse stand, die diese zum Sachwalter nationaler maritimer Interessen machte und einen deutschen Führungsanspruch aufgrund angeblicher kultureller Überlegenheit postulierte.<sup>5</sup> Die Auffassung von der Hanse als „Deutschlands Vertretung zur See“ und zugleich als „Vermittler höherer Kultur für weite Teile Europas“, als Verbreiterin von deutscher „Kraft und That“, wie es um die Jahrhundertwende Dietrich Schäfer bzw. Theodor Lindner formuliert hatten, findet sich hier in etwas veränderter Gewandung wieder.<sup>6</sup> Zugleich ist mit der stärkeren Betonung der Ostsee jenes „travezentrische“ Bild zu erkennen, das die Hanse weitgehend mit Lübeck und den wendischen Seestädten gleichsetzte.<sup>7</sup>

Aber auch wenn dies alles zu betonen ist, wäre es doch verfehlt, wenn man eine Meerbezogenheit der Hanse und eine starke Rolle Lübecks innerhalb der Gemeinschaft der Kaufleute und Städte leugnen würde. Und obwohl man von einer Überzahl an Mitgliedern im Binnenland ausgehen darf, so waren diese doch über die Fluss- und Verkehrswege mit dem Seehandel vernetzt. Man kann also sagen, dass es genau diese Verbindung von Land und Meer war, die es den Hansekaufleuten und -städten ermöglichte, in ihrem großen Handelsraum mit den Eckpunkten an den hauptsächlich oder nur über See erreichbaren Kontoren in London, Brügge, Bergen und Novgorod verschiedenste Naturalien und gewerbliche Güter zwischen Ost und West, Nord und Süd zu vermitteln.<sup>8</sup> Von daher besitzt die Formulierung Rörigs von der Meerbezogenheit der Hanse wohl doch einige Berechtigung.

Wie wurde das Meer aber von den mittelalterlichen Kaufleuten und Städten selbst wahrgenommen? Dazu soll im Folgenden ein Blick auf verschiedene Quellengruppen geworfen werden, von chronikalischen Zeugnissen oder Briefen über Rechtsquellen bis zu Siegeln und bildlicher Überlieferung. Dabei wird wegen der günstigen Überlieferungs- und Forschungslage vor allem auf Lübecker Zeugnisse zurückgegriffen.

## 2 Das Meer als elementare Bedrohung und Risikofaktor

Sturmfluten gehören zu den elementaren Erfahrungen der Küstenbewohner und prägen sich nachhaltig ins Gedächtnis ein. So ist es kein Wunder, dass sie auch in der hansestädtischen Chronistik z. T. noch lange Zeit später ins Gedächtnis gerufen werden: *Des sulven dages*

---

5 Sein Gedankengut hatte Rörig denn auch schon in der Zeit vor dem Zweiten Weltkrieg entwickelt. Zur Kritik an ihm und zu seiner Verstrickung in die NS-Ideologie jetzt Reinhard PAULSEN, Die Koggendiskussion in der Forschung. Methodische Probleme und ideologische Verzerrungen, in: *Hansische Geschichtsblätter* 128 (2010), S. 19–112, bes. S. 74–81.

6 Vgl. auch Rudolf HOLBACH, Stereotypen in der Hansegeschichtsschreibung, in: Hans Henning HAHN/Elena MANNOVÁ (Hg.), *Nationale Wahrnehmungen und ihre Stereotypisierung. Beiträge zur Historischen Stereotypenforschung (Mitteleuropa – Osteuropa. Oldenburger Beiträge zur Kultur und Geschichte Ostmitteleuropas 9)*, Frankfurt/M. u. a. 2007, S. 293–318, bes. S. 297–300, 305.

7 Volker HENN, „...De alle tyd wedderwartigen suederseeschen stedere“. Zur Integration des niederrheinisch-ostniederländischen Raumes in die Hanse, in: *Hansische Geschichtsblätter* 112 (1994), S. 39–56, hier S. 40.

8 Siehe auch Rolf HAMMEL-KIESOW/Matthias PUHLE/Siegfried WITTENBURG, *Die Hanse*, Darmstadt 2009, S. 54 u. 110.

vordarff in der mersch langh der Elve van der watervlot vele volkes, vermeldet zum Jahr 1165 die über 200 Jahre später entstandene Detmar-Chronik.<sup>9</sup> Die Außerordentlichkeit solcher Ereignisse<sup>10</sup> und der große Schaden werden z. T. besonders betont: *Item des dinxstedages de druude dach van november was grot storm unde wynt, vele volkes unde schepe bleven in der see; bii mynschen levende was also grot nicht*, so heißt es zum Jahre 1477 unter Betonung der Stärke dieses Sturms als angeblich größter seit Menschengedenken.<sup>11</sup> Ganz ähnliche Nachrichten – bisweilen unter Angabe von Opferzahlen wie *vele dusent volkes*<sup>12</sup>, vereinzelt auch der Fluthöhe<sup>13</sup> – finden sich mehrfach,<sup>14</sup> und sie werden durchaus mit plastischen Einzelheiten versehen: Bei der Antoniusflut von 1395 konnte man angeblich in Lübeck mit Schiffen innerhalb der Mauern fahren.<sup>15</sup> Im Herbst 1476 hingegen gab es einen heftigen Sturm aus Westsüdwest – exakt wird die Windrichtung in der Ratschronik vermerkt. Damals soll in der Krempermarsch aus zwei Kirchspielen ein Teil der Häuser mit Männern, Frauen, Kindern und Vieh elbabwärts – so die Formulierung – spazieren (*spasseren*) gegangen sein und die Flut die Deiche entzwei gebrochen haben.<sup>16</sup> Die Zerstörung von vielen Windmühlen speziell bei Wismar wird bei der Flut von 1412 als Schaden eigens erwähnt.<sup>17</sup> Flutereignisse in weiter entfernten, aber zum hansischen Handelsbereich gehörenden Regionen wie den Niederlanden werden aber ebenfalls registriert,<sup>18</sup> in der Detmarchronik wird für 1385 sogar eine große Überschwemmung in Venedig berichtet.<sup>19</sup>

Wenn gerade Schiffskatastrophen häufig in der Chronistik verzeichnet werden, spiegelt dies sowohl das spezielle hansische Interesse am Seeverkehr als auch die Teilnahme am außergewöhnlichen und dramatischen Menschenschicksal wider,<sup>20</sup> selbst wenn dies nicht immer ausformuliert wird. Wegen des Zusammenhangs mit dem Aufstand des Engelbrekt Engelbrektsson in Schweden 1434 gegen den dänischen König Erik VII. und dessen zeitweiliger Anwesenheit auf dem Schiff war wohl ein Sturm in der Ostsee und der Untergang der „Rosenkranz“ und eines anderen Schiffs mit angeblich 160 Mann für den mittelalterlichen Geschichtsschreiber von besonderem Reiz.<sup>21</sup> Nicht nur in Seenot geratenen Kriegsschiffen,

- 
- 9 Die Chroniken der niedersächsischen Städte. Lübeck, Bd. 1 (Die Chroniken der deutschen Städte vom 14. bis ins 16. Jahrhundert 9), Leipzig 1884, Ndr. Göttingen 1967, S. 25.
- 10 Zur Herstellung eines Zusammenhangs mit einem Kometen: Die Chroniken der niedersächsischen Städte. Lübeck, Bd. 5 (Die Chroniken der deutschen Städte vom 14. bis ins 16. Jahrhundert 31), Leipzig 1911, Ndr. Göttingen 1968, S. 95f.
- 11 Friedrich BRUNS, Die Lübecker Bergenfahrer und ihre Chronistik (Hansische Geschichtsquellen, Neue Folge 1), Berlin 1900, S. 372 Nr. 108.
- 12 Chroniken Lübeck, Bd. 1 (wie Anm. 9), S. 62 u. 297 zu 1218.
- 13 Die Chroniken der niedersächsischen Städte. Lübeck, Bd. 2 (Die Chroniken der deutschen Städte vom 14. bis ins 16. Jahrhundert 26), Leipzig 1899, Ndr. Göttingen 1967, S. 336: *uppe dem damme anderhalve elen ho*.
- 14 Etwa auch ebd., S. 86; Chroniken Lübeck, Bd. 5 (wie Anm. 10), S. 99, 114.
- 15 Chroniken Lübeck, Bd. 2 (wie Anm. 13), S. 82.
- 16 Chroniken Lübeck, Bd. 5 (wie Anm. 10), S. 169.
- 17 Chroniken Lübeck, Bd. 2 (wie Anm. 13), S. 162.
- 18 Für Seeland und Holland Die Chroniken der niedersächsischen Städte. Lübeck, Bd. 3 (Die Chroniken der deutschen Städte vom 14. bis ins 16. Jahrhundert 28), Leipzig 1902, Ndr. Göttingen 1968, S. 163; für Flandern Chroniken Lübeck, Bd. 1 (wie Anm. 9), S. 556.
- 19 Chroniken Lübeck, Bd. 1 (wie Anm. 9), S. 588; für die Rufus-Chronik Chroniken Lübeck, Bd. 2 (wie Anm. 13), S. 264.
- 20 Zum Untergang eines Hamburger Pilgerschiffs bei der Rückkehr aus Santiago auf der Elbe 1483 Chroniken Lübeck, Bd. 5 (wie Anm. 10), S. 301; siehe parallel die Darstellung einer Katastrophe auf der Mosel 1356, als ein Schiff mit Priester und angeblich 140 Gläubigen während einer Bittprozession versank, Chroniken Lübeck, Bd. 3 (wie Anm. 18), S. 155.
- 21 Chroniken Lübeck, Bd. 3 (wie Anm. 18), S. 419f. u. 439.

bei deren Sinken *vele guder lude, riddere unde knechte*, ums Leben kamen,<sup>22</sup> sondern auch schiffbrüchigen Kaufmannsschiffen wird Aufmerksamkeit zuteil. Die Lübecker Ratschronik erwähnt z. B. den Verlust von zwei Schiffen 1468 und vor allem den Untergang eines mit Tuch, Honigseim und anderem vollbeladenen Holks, bei dem viele ums Leben kamen und der auch von den Nowgorodfahrern durch ein mächtiges Steinkreuz vor dem Burgtor in Erinnerung gerufen wurde.<sup>23</sup> Ebenso verzeichnet der zeitgenössische Schreiber Christian von Geren entsprechende Fälle innerhalb des Rechnungsbuchs des Schüttings, des Hauses der Lübecker Bergenfahrer:<sup>24</sup> *Dosulvest bleff Cleys Bleken kogge uppe Liste myt 70 mannen, dar worden 13 aff geberget*, heißt es z. B. zum Jahr 1448.<sup>25</sup> Erwähnt werden hier somit der Name des Schiffers (*Cleys Bleken*), der Schiffstyp oder die Schiffsgröße (*Kogge*), der Ort des Schiffbruchs (die Halbinsel Lister an der norwegischen Südwestküste) sowie die Zahl der Betroffenen und Überlebenden. Das Ereignis um die Mitte des 15. Jahrhunderts wird in einer späteren Kompilation Johann Bulders<sup>26</sup> von 1594 erneut in Erinnerung gerufen, also noch 150 Jahre später für durchaus der Überlieferung wert gehalten.<sup>27</sup> In einem anderen Falle wird das Ausmaß des Dramas auf See sogar etwas plastischer geschildert: Danach segelte im Jahre 1472 eine mit Sparren beladene Pleyte von Holland nach Norden und versank in der Nordsee zwischen dem Riff bei Jütland und der Doggerbank. Elf Mann blieben zunächst oben und trieben ohne Essen und Trinken auf dem Boot umher, aber nur vier von ihnen kamen schließlich lebend in Bergen an, während sieben weitere auf See ihr Leben verloren. Der Schiffsjunge starb zuletzt, schreibt Christian von Geren.<sup>28</sup>

Besonders häufig finden sich entsprechende Nachrichten in den sog. Denkwürdigkeiten des Lübecker Schüttingsrechnungsbuchs von 1520–1527. Hier ist unter Angabe der jeweiligen Meeresstelle bzw. des Hafens immer wieder die Rede davon, dass dieser oder jener Schiffer sein Leben verlor (*bleff*)<sup>29</sup>; bisweilen finden sich auch Zusatzangaben zur Ladung oder kurze Bemerkungen wie 1524 die, dass fünf Mann mit dem Schiffer ertrunken seien, das Schiff aber noch zwei Stunden ganz geblieben sei.<sup>30</sup> Zu konstatieren ist insgesamt, so auch hier, dass im Zusammenhang mit dem Meer und dem darauf erlittenen Schiffbruch die wirtschaftliche Rolle der Schifffahrt durchaus im hansestädtischen und kaufmännischen Bewusstsein blieb und daher nicht selten Informationen über das Schicksal von Frachten mit aufgenommen wurden, selbst wenn diese heil blieben.<sup>31</sup> Verzögerungen von Reisen auf Grund von Witterungsbedingungen, so 1544 ein Eisvorkommen in Norwegen, das die Schiffe länger festhielt, erschienen ebenfalls berichtenswert, hatten doch auch sie durchaus Auswirkungen auf den Handel.<sup>32</sup>

22 Chroniken Lübeck, Bd. 2 (wie Anm. 13), S. 38 zu 1390. Die Überlebenden wurden hier gefangengenommen.

23 Chroniken Lübeck, Bd. 5 (wie Anm. 10), S. 50f.

24 Zum Schütting BRUNS, Bergenfahrer (wie Anm. 11), S. CXVII–CXXV. Zu Christian von Geren und seiner chronistischen Tätigkeit S. 309–337.

25 Ebd., S. 351 Nr. 15.

26 Ebd., S. 338–344.

27 Ebd., S. 382 Nr. 15.

28 Ebd., S. 360 Nr. 59.

29 Ebd., S. 391–393.

30 Ebd., S. 392.

31 Ebd., S. 398.

32 Ebd., S. 398. Für den Hinweis auf Verspätung von Schiffen etwa auch Wilhelm STIEDA (Hg.), Hildebrand Veckinhusen. Briefwechsel eines deutschen Kaufmanns im 15. Jahrhundert, Leipzig 1921, Nr. 243 S. 268.

Die Sorge um die Ankunft von Schiffen und Waren durchzieht die gesamte kaufmännische Korrespondenz und lässt deutlich erkennen, wie sehr ein Risikobewusstsein im Zusammenhang mit dem Meer bei den hansischen Handelsmännern vorhanden war: *ik hope, dat he wol overkomen sy*, schreibt Tidemann Brekelvelde 1417 aus Lübeck an Hildebrand Veckinchusen in Brügge über einem Schiffer anvertrautes Tuch und *Got geve, dat he mit leve komen mote* über einen anderen mit Wachs.<sup>33</sup> Man freute sich sehr und dankte Gott, wenn die Ladung wohlbehalten eintraf: *Item, Hildebrant, alse ik ghisteren vornam, so sin de 2 scheppe op de Elve ut dem Swene komen, unse leve Here, de sy ghelovet, beholdener vart*.<sup>34</sup> Mitteilungen, dass man noch keine Nachricht habe bzw. bislang noch keine Schiffe angekommen seien, waren für die Handelspartner freilich ebenso wichtig,<sup>35</sup> so im September 1406 die Nachricht von Engelbrecht Witte aus Riga an Hildebrand Veckinchusen in Brügge, dass man hier schlechte Nachricht (*quade tydinge*) von einem Schiff habe, das vor Palmsonntag in See gestochen sei.<sup>36</sup> Der Stil geschäftlicher Schreiben ließ hingegen offenbar wenig Platz dafür, auf Katastrophen auf See näher einzugehen. So beschränkt sich Gerwin Marschede in seiner eine Summe von Positionen enthaltenden Abrechnung mit seinem Handelspartner 1417 darauf, dass er am 14. Oktober über den Schiffer Wolter van Essen, *dem Got genade mote doen*, eine Position Wachs habe transportieren lassen. Nur aus dem eben zitierten Hinweis auf den Tod des Schiffers und der Bemerkung, dass es 1 ½ Mk. 4 scot gekostet habe, das Wachs zu bergen, wieder zu bereiben (*beryyven*) und erneut zu Schiff zu bringen, können wir schließen, dass die erste Seefahrt nicht glücklich verlaufen war; wichtiger aus Abrechnungssicht ist, dass die Ladung hatte gerettet werden können.<sup>37</sup> Des Risikos der Seefahrt blieb man sich auch in kaufmännischen Gesellschaftsverträgen bewusst, die z. B. Klauseln wie diejenige enthielten, dass man auch dann, wenn das Gesellschaftskapital auf dem Meer verloren gehe (*in mari perdita fuit*), den Schaden teilen wolle.<sup>38</sup>

Als erstes Zwischenfazit lässt sich jedenfalls festhalten, dass das Meer und dessen elementare Kräfte als Gefahr für Leib und Leben und ebenso für die Ladung ständig im kaufmännischen Blickfeld waren, dass man aber im eigenen wirtschaftlichen Interesse dieses Risiko zu tragen bereit war und es auch ins Kalkül mit einbezog. Einerseits versuchte man es zu reduzieren, etwa durch Verteilung der Ladung und Investitionen auf verschiedene Koggen und durch die nötige Vorsicht bei der Auswahl der Transporteure und Transportmittel, am besten mit einer Fracht *in guden schepen by sommerdage*.<sup>39</sup> Andererseits freute man sich eventuell über das Ausbleiben von seefahrenden Konkurrenten. So schrieb Rutgher Mant 1458 aus Riga an Philipp Bischof in Brügge: *Komen de Hollander nicht dor, et solt sal sin gelt wol gelden*, hoffte also auf höhere Salzpreise beim Verkauf; wenig später meldete Hans van dem Wege aus Riga an Johann Brekelveld in Lübeck voll Freude günstige Bedingungen zum Kauf von Asche und Holz: *Hans, om, naden de Hollanders nicht doer en komen, so salk men hir goden cop asschen kopen unde holtes*.<sup>40</sup>

33 Ebd., Nr. 152 S. 171; Nr. 156 S. 175. Siehe etwa auch Nr. 214 S. 237; Nr. 248 S. 273; Nr. 440 S. 443.

34 Ebd., Nr. 173 S. 192.

35 Ebd., Nr. 154 S. 174; Nr. 285 S. 310.

36 Ebd., Nr. 12 S. 11.

37 Ebd., Nr. 177 S. 202f. Auch die ebenfalls mitgeführte Tonne Butter war noch vorhanden.

38 Ulrich SIMON (Bearb.), Das Lübecker Niederstadtbuch 1363–1399, Teil 1: Einleitung und Edition (Quellen und Darstellungen zur hansischen Geschichte, Neue Folge 56), Köln/Weimar/Wien 2006, S. 436 (452), Nr. 3.

39 STIEDA, Hildebrand Veckinchusen (wie Anm. 32), Nr. 30 S. 39.

40 Walther STEIN, Handelsbriefe aus Riga und Königsberg von 1458 und 1461, in: Hansische Geschichtsblätter 26 (1898), S. 57–125, Nr. 16 S. 101, Nr. 17 S. 104.

Zur Minderung der Risiken bei der Navigation benutzte man bekanntlich das Lot, während der Kompass erst spät im Hanseraum Eingang fand.<sup>41</sup> Unterstützt wurde die Schifffahrt weiterhin durch schriftliche Segelanweisungen: „Wenn Sprogöe von euch querab liegt und ihr 13 Faden weichen Grund habt, dann werdet ihr die Insel Vresen sehen“.<sup>42</sup> Dies illustriert zugleich das Navigieren nach Richtzeichen, den sog. Kenningen, das sich bei einer küstennahen Fahrt zunächst nach markanten Punkten in der Landschaft richtete. Es wurde aber immer mehr durch künstliche Merkmale ergänzt, von hohen Gebäuden wie Kirchtürmen über seit dem 13. Jahrhundert erstmals geschaffene direkte Seezeichen wie den Turm von Travemünde, wo 1316 auch der erste deutsche Leuchtturmwärter belegt ist, bis zu Markierungen im Fahrwasser.<sup>43</sup> Gelegentlich werden in der Chronistik Maßnahmen mit Aufmerksamkeit registriert, um Wasserwege zu verbessern. So wird die Versenkung vieler großer Kisten mit Steinen in Travemünde 1465 berichtet, um die Tiefe und den Wasserlauf besser zu regulieren.<sup>44</sup> In Abrechnungen erscheinen etwa Kosten für die Anbringung von Baken.<sup>45</sup>

### 3 Das Meer als militärischer Konfliktraum

Das Meer als Raum kriegerischer Auseinandersetzungen erscheint in der hansestädtischen Chronistik immer wieder, oft mit genauerer Ortsangabe zu den Operationen auf beiden Seiten, mit Zahlenangaben zu den Größen von Schiffsverbänden – *10 grote kocghen unde 4 snicken*<sup>46</sup> –, z. T. auch mit der Angabe von besonderen nautischen Bedingungen wie einem ungünstigen Wind, der 1429 eine dänische Kriegsflotte von Stralsund in Richtung Wolgast zwang.<sup>47</sup> Besonders ausführlich im Ablauf der Ereignisse werden in der sog. Rufus-Chronik die hansischen Auseinandersetzungen mit den Dänen im Jahre 1427 dargestellt, vom ersten Sieg bis zur vernichtenden Niederlage und der anschließenden Haft des erfolglosen Lübecker Flottenbefehlshabers und Bürgermeisters Tidemann Steen.<sup>48</sup> Wie sehr sich Hansestädte selbst und hansische Gegner der Wirkung von Maßnahmen bewusst waren, Flussmündungen zu sperren und damit Bürger am militärischen Operieren wie am Handel über See zu hindern, macht etwa das Beispiel der Mecklenburger Herzöge Heinrich und Ulrich deutlich, die sich nach der Lübecker Ratschronik 1469 vor Uckermünde festsetzten, um den Stettinern den Zugang zur Ostsee zu nehmen.<sup>49</sup> Die Möglichkeit, den *wech des meeres* zu verlegen, bot sich angesichts von einigen, wenig Abweichung zulassenden Schifffahrtsrouten und notwendigen Stopps immer wieder, so auch 1420 dem König von Spanien, der die gegen sein Handelsverbot

41 Vgl. etwa Uwe SCHNALL, Navigation in hansischer Zeit, in: Jörgen BRACKER/Volker HENN/Rainer POSTEL (Hg.), Die Hanse. Lebenswirklichkeit und Mythos, Lübeck 2006, S. 775–779; HAMMEL-KIESOW/PUHLE/WITTENBURG, Hanse (wie Anm. 8), S. 134f.

42 Philippe DOLLINGER, Die Hanse. Neu bearb. v. Volker HENN/Nils JÖRN (Kröners Taschenausgabe 371), Stuttgart 2012, Quellenanhang S. 553.

43 Siehe Anm. 41.

44 Die Chroniken der niedersächsischen Städte. Lübeck, Bd. 4 (Die Chroniken der deutschen Städte vom 14. bis ins 16. Jahrhundert 30), Leipzig 1910, Ndr. Göttingen 1968, S. 378.

45 So Walther STEIN (Bearb.), Hansisches Urkundenbuch, Bd. 11, München/Leipzig 1916, Nr. 1233, VII Art. 11 S. 759. Ebenso werden Maßnahmen berichtet wie die Erhöhung von Straßen und Häusern an der Trave in Lübeck nach der Sturmflut von 1320; Chroniken Lübeck, Bd. 1 (wie Anm. 9), S. 439.

46 Chroniken Lübeck, Bd. 1 (wie Anm. 9), S. 469 bei der Auseinandersetzung Lübecks mit Stavoren 1332.

47 Chroniken Lübeck, Bd. 3 (wie Anm. 18), S. 316.

48 Chroniken Lübeck, Bd. 3 (wie Anm. 18), S. 268–276. Zu weiteren Auseinandersetzungen 1428/29, auch unter Beteiligung von Vitalienbrüdern, S. 298–303, ferner 316f.

49 Chroniken Lübeck, Bd. 5 (wie Anm. 10), S. 59f. Ein Flussbeispiel in: Chroniken Lübeck, Bd. 3 (wie Anm. 18), S. 5. Zu spezieller militärischer Taktik durch langes Verbleiben auf See Chroniken Lübeck, Bd. 3 (wie Anm. 18), S. 100f. Vgl. ansonsten auch etwa STEIN, Hansisches UB (wie Anm. 45), Nr. 1234 Art. 25 S. 768.

verstoßenden hansischen Kaufleute auf dem Rückweg dort, *dar se henne varen mosten*, mit einer großen Flotte überfiel, die meisten Kaufleute tötete und *schone schepe, vul gheladen mit kostlikem gude* erbeutete.<sup>50</sup> Nachrichten über die unrechtmäßige Wegnahme von Schiffen *teghen God unde recht* durch Dritte sind ein beliebtes Mittel der Konfliktdarstellung, das zugleich geeignet war, die eigene Position zu rechtfertigen wie Gegner zu diffamieren.<sup>51</sup> Durchaus schadenfroh wird freilich überliefert, dass die Holländer, die angeblich nicht zwischen Freund und Feind unterschieden, 1438 auch die Schiffe der preußischen Schiffsführer nahmen, die – als Eidbrüchige gegenüber den anderen hansischen Schiffsherren bezeichnet – aus Handelsinteressen sich deren Maßnahmen nicht angeschlossen hatten.<sup>52</sup> Die Fahrt über das Meer oder das Verbleiben im Hafen werden hier als Möglichkeiten unsolidarischen oder solidarischen Handelns gezeigt, das man auch durch besondere, militärische Hilfe einschließende Vereinbarungen der Städte wie die Kölner Konföderation von 1367 oder die sog. Tohopesaten des 15. Jahrhunderts sicherstellen wollte.<sup>53</sup> Insgesamt wird aus den Quellen freilich deutlich, dass hansische Schiffe immer wieder auch in die Auseinandersetzungen Dritter wie zwischen England und Frankreich<sup>54</sup> mit hineingezogen wurden und Besatzungen z. T. froh sein mussten, mit dem Leben davon zu kommen.<sup>55</sup> Das Meer bot für überraschende kriegerische Aktionen jedenfalls viele Möglichkeiten, die Hansestädte immer wieder vor besondere Herausforderungen stellten.<sup>56</sup>

Besonderer Wert wird in der Überlieferung, ob in Chroniken, Rezessen oder anderen Quellen, auch im kriegerischen Kontext auf die Angabe des Schicksals und Wertes von verlorenen oder selbst gekaperten Schiffen oder Ladungen bzw. von deren Zusammensetzung gelegt.<sup>57</sup> Dies war in rechtlicher Hinsicht deshalb notwendig, um im Nachhinein Schadenersatzforderungen zu stellen. Schiffsverlustlisten, wie sie in diesem Kontext gerade im 15. Jahrhundert entstanden, sind so eine wichtige Quelle für die Handelsschifffahrt. Für einzelne Kaufleute ging es dabei um beträchtliche Summen. So lag nach einer Bremer Liste von 1394 über die Schäden durch die Vitalienbrüder der Wert eines Schiffs selbst bei mehreren 100 Mk.; ein Ludeke Wolrekes musste hiernach unter Zwang für 400 Mk. den Wismarern seine zum Laden von Bier im Hafen liegende Kogge verkaufen, die in Wirklichkeit über 800 lübische Mk. wert gewesen sei.<sup>58</sup> Die Ladung, die man in der Regel auf mehrere Schiffe verteilte, war oft noch mehr wert. Die durch die Vitalienbrüder verursachten Verluste an Waren, einschließlich des mitgeführten Bargeldes, machten – wenngleich wohl etwas hoch angesetzt – für einzelne Personen zwischen 200 und 330 Mk. lüb. aus, für andere allerdings nur zwischen 10 und 20 Mk.<sup>59</sup>

50 Chroniken Lübeck, Bd. 3 (wie Anm. 18), S. 126.

51 So Chroniken Lübeck, Bd. 4 (wie Anm. 44), S. 167f.

52 Chroniken Lübeck, Bd. 3 (wie Anm. 18), S. 440f.

53 Dazu auch etwa Rudolf HOLBACH, „Die Stadt Minden, so die in der Hanse sein will“. Interessen, Zusammenwirken und Probleme in der Gemeinschaft der Kaufleute und Städte im Mittelalter, 2010, <http://oops.uni-oldenburg.de/1052/1/HolbachHanseMinden.pdf>.

54 Dazu auch etwa Chroniken Lübeck, Bd. 2 (wie Anm. 13), S. 18f.

55 Chroniken Lübeck, Bd. 4 (wie Anm. 44), S. 244f. Siehe für Dänemark Chroniken Lübeck, Bd. 3 (wie Anm. 18), S. 89.

56 Zum harten „Seevogel“ Beneke Chroniken Lübeck, Bd. 5 (wie Anm. 10), S. 117.

57 BRUNS, Bergenfahrer (wie Anm. 11), S. 352 Nr. 18, S. 354 Nr. 25, S. 383 Nr. 18, S. 384 Nr. 25. Vgl. auch etwa Chroniken Lübeck, Bd. 1 (wie Anm. 9), S. 482, 534.

58 Die Recesse und andere Akten der Hansetage von 1256–1430, Bd. 4, Leipzig 1877, Ndr. Hildesheim/New York 1975, Nr. 645 S. 584; ein ähnlicher Ansatz S. 583.

59 Ebd., Nr. 645 S. 582–584.

Entsprechende Auflistungen und damit verbundene Forderungen machen erneut den hohen Stellenwert wirtschaftlicher Belange und von Gütern in der Wahrnehmung des Meers als Kriegsschauplatz deutlich. Hinweise auf die Gefangennahme, Verwundung oder den Tod von Personen finden sich aber ebenfalls häufig.<sup>60</sup> Besondere Erwähnung verdienen eigene Siege<sup>61</sup> wie derjenige der Lübecker über die Dänen 1234<sup>62</sup>, die Wiedergewinnung verlorener Schiffe<sup>63</sup> oder die Ergreifung von Feinden. So wird für 1457 in allen Einzelheiten eine erfolgreiche Verteidigung von Danziger Holken gegen Moritz von Oldenburg, dem man angeblich so auf den Kopf schlug, dass er niederstürzte, sowie gegen Dänen und Livländer dargestellt, bis hin zur herrlichen *schenke*, die die Danziger den siegreichen Schiffsherren und ihren Mannschaften bereiteten.<sup>64</sup>

Ein darstellerisches Interesse gilt insbesondere dem Kampf gegen Kaperschiffe<sup>65</sup> und Seeräuber, an die auch die Erinnerung lebendig gehalten wurde. Statt des sattsam bekannten Beispiels der Vitalienbrüder sei hier nur ein anderer Fall aus dem Jahre 1526 angeführt, nämlich der des aus Fehmarn stammenden Seeräubers Marten Pechlin. Angeblich warf dieser alle, derer er sich bemächtigen konnte, einfach über Bord; nicht minder brutal wird sein aus Kopenhagen entlaufener Gefährte Clement dargestellt. Nach vergeblichen Schiffs-ausrüstungen und Fahrten der Lübecker und Hamburger gegen ihn gelang es schließlich an der norwegischen Küste dem von Bergen kommenden Lübecker Schiffer Kersten Tode sowie Claus Went aus Wismar und ihrem Schiffsvolk nach dreistündigem Gefecht, den Sieg davonzutragen und die fast 80 Seeräuber zu töten; 14 zunächst in einem Boot Entkommene wurden kurze Zeit später ergriffen und geköpft. Zum Andenken an diese Seeräuber, die viel Böses zu Wasser und zu Lande getan hätten, wurde dann eines ihrer Fähnlein in der Marienkirche in Lübeck unter dem Turm aufgehängt.<sup>66</sup> Niederschlag fand das Ereignis ferner in dem vielstrophigen Lied *Von Merten Pechlin siner gheschicht*.<sup>67</sup>

#### 4 Das Meer und der Strand als spezieller Rechtsraum

Meer und Strand erscheinen in den hansischen Quellen ebenso als besondere Rechtsräume. Dass man eine Hoheit über bestimmte Gewässer beanspruchte, ohne dass dies allgemein akzeptiert war, lässt sich bereits aus einem Schreiben der Städte Zwolle und Kampen in den Niederlanden von 1294 an den Rat von Lübeck schließen, in dem man für dessen Sorge dankt, „dass den Friesen und Flamen in Zukunft keineswegs erlaubt werde, durch die Ostsee

---

60 Z. B. BRUNS, *Bergenfahrer* (wie Anm. 11), S. 355 Nr. 35.

61 So *Chroniken Lübeck*, Bd. 3 (wie Anm. 18), S. 148, 372.

62 *Chroniken Lübeck*, Bd. 1 (wie Anm. 9), S. 81f.

63 BRUNS, *Bergenfahrer* (wie Anm. 11), S. 355 Nr. 35.

64 *Chroniken Lübeck*, Bd. 4 (wie Anm. 44), S. 236f.

65 Zu einer Auseinandersetzung zwischen Hanse und Barnim VI. von Pommern-Wolgast *Chroniken Lübeck*, Bd. 3 (wie Anm. 18), S. 12.

66 BRUNS, *Bergenfahrer* (wie Anm. 11), S. 388 u. 393f.; Dietrich SCHÄFER, *Die Lübeckische Chronik des Hans Reckemann*, in: *Hansische Geschichtsblätter* 6 (1876), S. 61–93, hier S. 79; vgl. auch Friedrich TECHEN, *Die blaue Flagge*. Störtebeker, Klaus Kniphof, Marten Pechelyn (*Hansische Volkshefte* 2), Bremen 1923, S. 30–39; Kurt LEMKE, *Pechlin, Marten*, in: *Biographisches Lexikon für Schleswig-Holstein und Lübeck*, Bd. 8, Neumünster 1987, S. 272f.

67 Johann Martin LAPPENBERG, *Des Hans von Göttingen Lied vom Seeräuber Martin Pechlin*, in: *Zeitschrift des Vereins für Hamburgische Geschichte* 2 (1847), S. 141–156; Rochus VON LILIENCRON, *Die historischen Volkslieder der Deutschen vom 13.–16. Jahrhundert*, Bd. 3, Leipzig 1867, Ndr. Hildesheim 1966, Nr. 398 S. 534–540.

nach Gotland zu segeln“; man kündigt in dieser Frage seine weitere Solidarität an und bittet zugleich darum, auch „allen Engländern den Weg durch die Ostsee völlig zu untersagen“. <sup>68</sup>

Besonders häufig steht das Strandrecht im Mittelpunkt des Interesses, das gegen hansische Privilegien von lokalen Herrschaftsträgern, die sich geborgenes Gut aneigneten, immer wieder in Anspruch genommen wurde. <sup>69</sup> Anweisungen des Königs von Dänemark an seine Vögte, sich nicht schiffsbrüchiges Kaufmannsgut anzueignen, werden daher ebenso in der Chronistik in Erinnerung gerufen <sup>70</sup> wie sonstige positive Handlungen am Strand im Sinne der Kaufleute, <sup>71</sup> viel mehr freilich noch Verstöße. Dazu gehörte 1473 auch die Einbehaltung der Ladung von zwei auf der Elbe gesunkenen Schiffen durch den damals auch das Erzstift Hamburg-Bremen verwaltenden Bischof von Münster. <sup>72</sup>

Im Zusammenhang mit Verträgen zwischen Hansestädten und Herrschaftsträgern, etwa auch den friesischen Häuptlingen, mit den erwähnten kriegerischen Auseinandersetzungen und mit absichtlichen oder versehentlichen Kaperungen boten sich immer Anlässe zu Beschwerden, etwa wegen der Unterstützung von Seeräubern, wegen mangelnden Schutzes oder fehlender Hilfe, sowie auch zu Regressforderungen. <sup>73</sup> Die Privilegien der Hanse betrafen ja nicht zuletzt die Häfen; so verfügte z. B. bereits 1253 Gräfin Margarete von Flandern neben der Befreiung vom Strandrecht, dass Kaufleute und ihre Schiffe außer bei gesetzmäßigem richterlichen Zugriff nicht gewaltsam festgehalten werden dürften. <sup>74</sup>

Die Unwägbarkeiten der Schifffahrt und die Gefahren des Meeres boten aber auch sonst genügend Anlass zu Rechtsstreitigkeiten, vor allem zwischen Schiffern, Reedern und Befrachtern. Als 1499 der Schiffer Symon Jonsen das verladene Gut *umme groeter noet unde gebrekes sines schepes van unverbunden storme, winde unde unweders* nicht nach Bergen transportieren konnte, es den Kaufleuten wieder zurückbrachte, aber dennoch Frachtgeld und eine Beteiligung bei den Schadenskosten forderte, beriefen diese sich auf den geschlossenen Vertrag. Danach sollten er und seine Reeder zunächst das Schiff ausbessern und erneut die Fahrt versuchen und sollte nur für den Fall, dass es ein Wrack sei, der Lübecker Rat eine Entscheidung treffen. Daraufhin wurde eine genaue Besichtigung vereinbart; der Rat traf die Entscheidung, dass dem Schiffer tatsächlich die halbe Frachtsumme zu bezahlen sei, und zwar zu einem angemessenen Kurs in guter lübischer Währung statt in dänischem Geld, wie er es in Bergen empfangen hätte. <sup>75</sup> Viele Rechtsstreitigkeiten sind überliefert, bei denen es gerade um Schäden und Schadensersatz, <sup>76</sup> um Bergung <sup>77</sup> und Bergelohn <sup>78</sup> oder eben um Frachtzahlung <sup>79</sup> geht. Fragen wie die nach den Gründen für die Nichtausführung von Transporten <sup>80</sup>,

---

68 DOLLINGER, Hanse (wie Anm. 42), S. 530.

69 Siehe etwa Chroniken Lübeck, Bd. 4 (wie Anm. 44), S. 307.

70 Chroniken Lübeck, Bd. 3 (wie Anm. 18), S. 181.

71 Chroniken Lübeck, Bd. 1 (wie Anm. 9), S. 500.

72 Chroniken Lübeck, Bd. 5 (wie Anm. 10), S. 114.

73 Siehe etwa auch Rudolf HOLBACH, Hanse und Seeraub. Wirtschaftliche Aspekte, in: Wilfried EHBRECHT (Hg.), Störtebeker – 600 Jahre nach seinem Tod (Hansische Studien 15), Trier 2005, S. 131–151, hier S. 142f.

74 Konstantin HÖHLBAUM (Hg.), Hansisches Urkundenbuch, Bd. 1, Halle 1876, Nr. 421 S. 138.

75 BRUNS, Bergenfahrer (wie Anm. 11), Nr. 55 S. 193f.

76 Wilhelm EBEL (Hg.), Lübecker Ratsurteile, 4 Bde., Göttingen/Berlin/Frankfurt 1955–1967, Bd. 3, Nr. 536 S. 393 (Streit um Zeugen).

77 Ebd., Bd. 2, Nr. 121 S. 63f.

78 Ebd., Bd. 3, Nr. 808 S. 618.

79 Ebd., Bd. 1, Nr. 384 S. 240; Bd. 2, Nr. 458 S. 231 u. Nr. 1013 S. 557f.

80 Ebd., Bd. 2, Nr. 232 S. 127.

nach der Notwendigkeit von Handlungen auf See<sup>81</sup> wie des sog. Seewurfs, nämlich des Überbordwerfens von Ladung bei Seenot, nach der richtigen Verladung und Sicherung,<sup>82</sup> vorherige Warnungen vor der Schifffahrt in bestimmten Gegenden, z. B. in Schottland<sup>83</sup>, spielten bei der Entscheidung über die Berechtigung von Forderungen ebenso eine Rolle wie das Verhältnis von Wetterumständen und Sorgfalt bzw. Fahrlässigkeit.<sup>84</sup> Wie schwierig die Gefahr auf See vielfach zu beurteilen war, zeigen nicht zuletzt Hinweise auf unterschiedliche Einschätzungen mitfahrender Kaufleute, was in der betreffenden Lage zu tun sei.<sup>85</sup>

Grundlage der Entscheidungen war immer wieder ein See- und Schiffsrecht, das sich zunächst nur als städtisches und nicht gemeinhansisches entwickelte, im nördlichen Europa im Laufe des späten Mittelalters aber einen internationalen Standard aus verschiedenen Wurzeln wie den Rôles d'Oleron, der Vonnisse van Damme, der Ordinatie von Staveren, dem Wisby'schen Seerecht, dem Gotländischen Waterrecht oder den Hanserecessen erreichte.<sup>86</sup> Hier wurden etwa Regelungen zum Verhältnis und Verhalten von Schiffsherren und Schiffsleuten<sup>87</sup> bis hin zu Fragen der Bestrafung auf See, zur Ladung und Fracht unter Einschluss des Seewurfs<sup>88</sup>, zu Schiffbruch und Kollisionen<sup>89</sup>, zum Seeraub<sup>90</sup> oder für Entscheidungsprozesse auf See wie die Beurteilung des Windes getroffen, bei der sich ein Schiffsherr z. B. nach dem Hamburger Stadtrecht von 1497 nach der Mehrheitsentscheidung der Schiffsleute richten sollte.<sup>91</sup> In erster Linie geht es natürlich auch hier nicht um das Meer, sondern um das Verhalten von Menschen. Aber die außergewöhnliche Situation auf dem Wasser fernab von der städtischen Gemeinschaft erforderte teilweise rasche und z. T. weitreichende Entscheidungen, für die zwar Regeln aufgestellt werden konnten, die aber immer wieder der individuellen Gefahrensituation angepasst und vor allem nachträglich gerechtfertigt werden mussten.<sup>92</sup>

---

81 Etwa ebd., Bd. 2, Nr. 161 S. 88f. (Zwangsverkauf) oder Bd. 3, Nr. 541 S. 396f.

82 Ebd., Bd. 3, Nr. 273 S. 183f.; Nr. 508 S. 369; Nr. 625 S. 465f.

83 Ebd., Bd. 3, Nr. 809 S. 619f. (1549).

84 Siehe etwa ebd., Bd. 2, Nr. 683 S. 359; Bd. 3, Nr. 605 S. 451. Zu Havarie ebd., Bd. 3, Nr. 859 S. 669f. Zum Beweis ebd., Bd. 1, Nr. 859 S. 467.

85 Ebd., Bd. 2, Nr. 1075 S. 597.

86 Allg. auch etwa die Beiträge in: Carsten JAHNKE/Antjekathrin GRASSMANN (Hg.), *Seerecht im Hanseraum des 15. Jahrhunderts*. Edition und Kommentar zum Flandrischen Copiar Nr. 9 (Veröffentlichungen zur Geschichte der Hansestadt Lübeck, Reihe B 36), Lübeck 2003; Götz LANDWEHR, *Das Seerecht der Hanse (1365–1614)*. Vom Schifffordnungsrecht zum Seehandelsrecht (Berichte aus den Sitzungen der Joachim-Jungius-Gesellschaft der Wissenschaften e. V. 21,1), Göttingen 2003; Carsten JAHNKE, *Hansisches und anderes Seerecht*, in: Albrecht CORDES (Hg.), *Hansisches und hansestädtisches Recht (Hansische Studien 17)*, Trier 2008, S. 41–67.

87 Etwa: Frank EICHLER (Hg.), *Das Hamburger Ordeelbook von 1270 samt Schiffrecht nach der Handschrift von Fredericus Varendorp von 1493 (Kopenhagener Codex)*. Textausgabe und Übersetzung ins Hochdeutsche mit rechtsgeschichtlichem Kommentar, Hamburg 2005, S. 347, 353; DERS. (Hg.), *Die Langenbeck'sche Glosse zum Hamburger Stadtrecht von 1497*. Die vollständige Glossenhandschrift von Bartholdus Eggheman von 1532 sowie Lappenbergs Auszüge aus späteren Handschriften, Hamburg 2008, S. 423–427.

88 Ebd., S. 429–441. Vgl. auch etwa EICHLER, *Ordeelbook* (wie Anm. 87), S. 355, 366, 369, 393, 398f.

89 Ebd., S. 354, 363, 374, 394f.; EICHLER, *Langenbeck'sche Glosse* (wie Anm. 87), S. 417, 441–447.

90 Ebd., S. 448.

91 Ebd., S. 419.

92 Für Gewalttätigkeiten und Streit unter Schiffsbesatzungen und anschließende Strafmaßnahmen hiergegen wie Amputation und Aussetzen auf Inseln STEIN, *Hansisches UB* (wie Anm. 45), Nr. 730 S. 466–468.

## 5 Das Meer als Wirtschafts- und Verkehrsraum

Die Wahrnehmung des Meeres als Wirtschafts- und Verkehrsraum wurde bereits mehrfach angesprochen; neben der Schifffahrt wäre hier besonders der Aspekt der Fischerei zu nennen, zu dem es viele Quellen gibt. Der Fischfang erscheint jedenfalls immer wieder als Gegenstand des Interesses, gelegentlich auch in der Chronistik. Das Wegsegeln von Schuten aus Schonen 1479 wegen einer von der Königin darauf erhobenen zusätzlichen Abgabe und der Ausfall des Fangs, obwohl danach *herynges genuch in den Sund* kam, wird so z. B. ebenso vermerkt<sup>93</sup> wie zuvor 1392 in einer bekannten Passage der Lübecker Detmarchronik ein dreijähriges Daniederlegen der Schonenschen Reise wegen des Beraubens von Freund und Feind durch die Vitalienbrüder, was angeblich dazu geführt habe, dass in diesen Jahren der Hering sehr teuer war.<sup>94</sup>

Am Beispiel des Fischfangs kann auch deutlich gemacht werden, dass die Erschließung neuer Wirtschaftsräume über das Meer dann in besonderer Weise wahrgenommen wurde, wenn sie entscheidende Veränderungen im ökonomischen Gefüge mit sich brachte. Eine Denkschrift von 1514 im Zusammenhang mit hansisch-dänischen Verhandlungen, die den Verfall des Hansekontors im norwegischen Bergen zum Gegenstand hatte,<sup>95</sup> machte jedenfalls dafür sehr die Islandfahrt der Hamburger verantwortlich, die zunächst nur mit einem oder zwei Schiffen jährlich nach dieser Insel gefahren seien. Zunächst hätten sie dann England mit ihrem Fisch besucht, *unde man wuste do in Dudesschen landen van deme vissche nicht groth to seggen*. Mittlerweile ziehe man aber jährlich mit sechs, acht oder zehn Schiffen nach Island, bringe den Fisch statt nach England nach Hamburg, und die von Bremen hätten ebenfalls mit der Fahrt begonnen und segelten zurück in die Weser, die Holländer hingegen nach Amsterdam, so dass nach dem Bergener Fisch *neyn groth fragent is unde wyl darumme nictes gelden*. Die Forderung des Kontors war bei Strafe des Verlusts königlicher Privilegien eine Einstellung dieser Handelspraktiken. Deutlich wird hier zum einen ein innerhansischer Konflikt. Zum anderen ist – in diesem Falle über das Meer – jene Erweiterung und Differenzierung der Wirtschaft zu erkennen, wie wir sie auch in anderen Bereichen am Ende des Mittelalters und zu Beginn der Neuzeit kennen. Mit einem zunehmenden Angebot und größerer Konkurrenz in einer auch durch die Überwindung der Meere komplizierter gewordenen europäischen Wirtschaft war der Erhalt einer Vorrangstellung für die Hanse und einer ausreichenden Anpassungsfähigkeit jedenfalls schwierig.

## 6 Das Meer als Hintergrund besonderer Religiosität

Wie sehr das Risiko der Schifffahrt und des Meeres mit der Religiosität verknüpft wird, zeigen verschiedene Quellen, nicht nur die zitierte kaufmännische Korrespondenz, *God gheve beholden reysse, amen, van al umme*, schrieb Hildebrand Veckinchusen 1419 an seine Frau Margarete.<sup>96</sup> Die Inschrift auf einem alten Gemälde in der Lübecker Marienkirche mit der Darstellung eines an einer Felsenküste versinkenden Lübecker Dreimasters rief zur vorheri-

---

93 Chroniken Lübeck, Bd. 5 (wie Anm. 10), S. 223.

94 Chroniken Lübeck, Bd. 2 (wie Anm. 13), S. 51. Zu anderen Ursachen aber Carsten JAHNKE, Das Silber des Meeres. Fang und Vertrieb von Ostseehering zwischen Norwegen und Italien (12.-16. Jahrhundert) (Quellen und Darstellungen zur hansischen Geschichte, Neue Folge 49), Köln/Weimar/Wien 2000, S. 87–90.

95 Bruns, Bergenfahrer (wie Anm. 11), S. 211–214; Dollinger, Hanse (wie Anm. 42), S. 572–574.

96 STIEDA, Hildebrand Veckinchusen (wie Anm. 32), Nr. 212 S. 234.

gen Beichte auf und beschwor die Gefahr des jähen Todes, vor dem auch der dank Bilderstiftungen in vielen Kirchen zu findende hl. Christophorus<sup>97</sup> nicht immer schützen konnte.



Abb. 1 Schiffbruch des Bergenfahrers Hans Ben 1489, ehemals Marienkirche von Lübeck.  
Herkunft/Bildrecht: Fotoarchiv der Hansestadt Lübeck/St. Annen-Museum

97 Siehe z. B. BRUNS, Bergenfahrer (wie Anm. 11), Nr. 4 S. 294f.

*Och guden gesellen holdet nicht to licht  
Er gi to scepe gat gat io to der bicht  
Et was so kort ene tyt  
Dat wy unses lebendes wiriden quid  
En paternoster vor alle cristen seelen*

Konkret bezog sich dies auf den Schiffbruch des Hans Ben im Jahre 1489, bei dem er ums Leben kam, zusammen mit 33 Mann, *de Got al gnedich sei* (Abb. 1).<sup>98</sup>

Wie viel den Kaufleuten an einer Seelsorge auch unterwegs und in der Fremde gelegen war, zeigt die Tatsache, dass sie anfangs einen eigenen Kleriker auf den Schiffen mitführten.<sup>99</sup> Ansonsten ist auch auf hansischen Kriegsschiffen im 16. Jahrhundert ein Schiffsprediger bekannt. Mit den Kaufmannskirchen an den Zielorten wurden neue religiöse Anlaufpunkte geschaffen, die teilweise dem hl. Nikolaus geweiht waren. Die Verehrung dieses Bischofs von Myra, der ja der Legende nach u. a. Schiffbrüchige aus der Not rettete und zum Patron der Seeleute und Schiffer wurde, kann durchaus auch als Ausdruck einer Hinwendung zum Meer verstanden werden. Nikolaikirchen in vielen Hansestädten wie Rostock, Stralsund, Greifswald oder Reval/Tallinn<sup>100</sup>, Nikolaus als einer der Patrone des Lübecker Doms, Nikolausdarstellungen auf Bildern oder Nikolausbruderschaften wie die in Hamburg oder Lübeck sind Zeichen eines besonderen Stellenwertes dieses Heiligen, der allerdings in ganz Europa verehrt wurde.<sup>101</sup> Zum Seefahrerheiligen im Bereich der Hanse wurde ebenso der nach der Legende mit einem Anker im Meer versenkte heilige Clemens.<sup>102</sup> Die Errettung aus Gefahren auf See war ein besonderer Grund, um Gott zu danken bzw. eine fromme Pflicht auf sich zu nehmen. Das „Buch der Wunder“ aus St. Theobald in Thann im Elsass, einem beliebten Wallfahrtsort, berichtet so auch über einen jungen Kaufmann aus Lübeck, der auf einer Fahrt übers Meer von Seeräubern gefangen und aller Dinge beraubt worden sei, jedoch nach Anrufung des hl. Theobald losgekommen sei.<sup>103</sup>

---

98 Vgl. ebd., S. 5 und Abb. bei HAMMEL-KIESOW/PUHLE/WITTENBURG, Hanse (wie Anm. 8), S. 128.

99 Antjekathrin GRASSMANN, Kirchliches Leben in den hansischen Niederlassungen des Auslandes, in: DIES. (Hg.), *Der Kaufmann und der liebe Gott. Zu Kommerz und Kirche in Mittelalter und Früher Neuzeit* (Hansische Studien 18), Trier 2009, S. 113–130, hier S. 114.

100 Vgl. für Stralsund etwa Sabine-Maria WEITZEL, *Die Ausstattung von St. Nikolai in Stralsund. Funktion, Bedeutung und Nutzung einer hansestädtischen Pfarrkirche* (Bau und Kunst. Schleswig-holsteinische Schriften zur Kunstgeschichte 18), Kiel 2011, mit Behandlung der vielschichtigen Ausstattung, auch der Altäre etwa der Marienbruderschaft der Schiffer, der Rigafahrer, Åhusfahrer und Bergenfahrer; zu einem Stralsunder Drehflügel mit Nikolausdarstellung, u. a. der Legende der Rettung von Seeleuten, S. 190f.

101 Vgl. etwa Karl MEISEN, *Nikolauskult und Nikolausbrauch im Abendlande. Eine kultgeographische-volkskundliche Untersuchung* (Quellen und Abhandlungen zur mittelrheinischen Geschichte 41), Mainz 1981 (= Ndr. der ersten Aufl. von 1931), für den Hanseraum bes. S. 385. Allg. für die Zeit seit dem hohen Mittelalter unter Hinweis auf einen Rückgang der Nikolausverehrung und eine Funktionsveränderung von Nikolaikirchen im späten Mittelalter Karlheinz BLASCHKE/Uwe Ulrich JÄSCHKE, *Nikolaikirchen und Städtenstehung in Europa. Von der Kaufmannssiedlung zur Stadt*, Berlin 2013, bes. S. 84–88, bei den Ortsartikeln für meerbezogene Städte bes. S. 104f., 120, 125, 137f. 142, 153f., 164f., 192f., 194, 220f. Für bildliche Nikolausdarstellungen etwa Jörgen BRACKER (Hg.), *Die Hanse. Lebenswirklichkeit und Mythos. Eine Ausstellung des Museums für Hamburgische Geschichte in Verbindung mit der Vereins- und Westbank*, Bd. 2, Hamburg 1989, S. 479 (Nikolausaltar der Brauerzunft in Danzig); Gerhard GERKENS/Antjekathrin GRASSMANN (Hg.), *Der Lübecker Kaufmann. Aspekte seiner Lebens- und Arbeitswelt vom Mittelalter bis zum 19. Jahrhundert*, Lübeck 1993, S. 112, Abb. 38 (Lübecker Darstellung um 1500).

102 Vgl. auch Ulrich SIMON, „Halte dein Lübeck in segnender Hand“. Zu Kirche und Tod im kaufmännischen Lübeck, in: ebd., S. 113–118, hier S. 113.

103 DOLLINGER, Hanse (wie Anm. 42), S. 547f.; Andreas RÖPCKE, *St. Theobald und die Wallfahrt nach Thann im Spätmittelalter*, in: Klaus HERBERS/Peter RÜCKERT (Hg.), *Pilgerheilige und ihre Memoria* (Jakobus-Studien 19), Tübingen 2012, S. 129–143. Vgl. allg. auch Médard BARTH, *Zur Geschichte der Thanner St. Theobalduswall-*

Bei der Religiosität der Hansekaufleute ist zudem die Gewissensnot der mittelalterlichen Händler allgemein zu bedenken. Ein Dialog im 1942 zerstörten Totentanz in der Beichtkapelle von Marien in Lübeck, geführt zwischen Kaufmann und Tod, ließ ersteren zum Ausdruck bringen, dass die Kaufmannschaft überhaupt ihn daran gehindert habe, für die letzte Reise bereit zu sein. Er habe sich zu Lande und zur See, durch Wind, Regen und Schnee um Gut abgemüht; seine *Rekenscop*, die Lebensabrechnung, sei aber zum jetzigen Zeitpunkt eben nicht klar. Dem auf dem Leinwandfries vor der Mündung der Trave in die Ostsee mit Schiffen im Hintergrund gezeigten Kaufmann lässt der Tod allerdings die tröstliche Botschaft zukommen, dass ihm dann, wenn er rechtschaffen gehandelt habe, Gnade zuteil werde.<sup>104</sup>

## 7 Das Meer als Element der Selbstdarstellung auf Siegeln und in der Kunst

Die bildliche Darstellung des Meeres auch beim Lübecker Totentanz lenkt den Blick auf einen letzten Aspekt, der hier angesprochen werden soll, nämlich das Meer in seinem Stellenwert für die eigene ikonographische Selbstdarstellung und Repräsentation. Bei einer fehlenden festen Organisationsstruktur der Hanse existierte zwar weder ein eigenes Siegel noch gab es ein gesamthansisches Wappen; immerhin verfügten aber die Kontore über ihre eigenen heraldischen Darstellungen. Zwar ist bei den geläufigen Symbolen auf Wappen nicht unbedingt ein Meeresbezug zu erwarten. Immerhin nahm man aber beim Kontor von Bergen auf ein wichtiges, dem Meer abgewonnenes hansisches Handelsgut Bezug, nämlich auf den Stockfisch. Nimmt man angesichts eines fehlenden gesamthansischen Siegels die Siegel einzelner Hansestädte in den Blick, ist auch die stärkere Verbreitung des Typus des Schiffssiegels bei den Seestädten unverkennbar. Dies ist allerdings kein allein hansisches Phänomen, denn es existieren Schiffssiegel aus verschiedenen europäischen Regionen; so griffen englische, französische oder skandinavische Küstenstädte ebenfalls zu entsprechenden Bildprogrammen.<sup>105</sup> Dennoch sind die hansischen Schiffssiegel, die vor allem für die sog. wendischen Städte Lübeck, Wismar, Rostock und Stralsund, die preußischen Danzig und Elbing oder auch niederländische Hansemitglieder (Harderwijk, Stavoren) überliefert sind, ebenfalls bemerkenswert (Abb. 2).<sup>106</sup> Inwieweit sie Rückschlüsse auf real vorhandene Schiffstypen zulassen, wird kontrovers diskutiert.<sup>107</sup>

---

fahrt im Mittelalter, in: *Annuaire de la Société d'histoire des régions de Thann-Guebwiller* (1948–50), S. 19–82. Abdruck auch unter: [www.pilgerzeichen.de/html/lit/barth-thann.html](http://www.pilgerzeichen.de/html/lit/barth-thann.html), Zugriff: 13.10.2013.

104 Vgl. etwa Hartmut FREYTAG/Hildegard VOGELER, Über das Sendungs- und Sündenbewußtsein des lübeckischen Kaufmanns, in: GRASSMANN, Kaufmann (wie Anm. 99), S. 1–19, hier S. 8–10; vgl. auch Hartmut FREYTAG (Hg.) mit Beitrag v. Stefan BLESSIN, Der Totentanz der Marienkirche in Lübeck und der Nikolaikirche in Reval (Tallinn). Edition, Kommentar, Interpretation, Rezeption (Niederdeutsche Studien 39), Köln/Weimar/Wien 1993; Hartmut FREYTAG/Birgit SCHULTE/Hildegard VOGELER, Der Totentanz der Marienkirche in Lübeck von 1463 und seine Weiterentwicklung bis in die Gegenwart, in: Winfried FREY/Hartmut FREYTAG (Hg.), „Ihr müßt alle nach meiner Pfeife tanzen“. Totentänze vom 15. bis 20. Jahrhundert aus den Beständen der Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel und der Bibliothek Otto Schäfer Schweinfurt (Ausstellungskataloge der Herzog August Bibliothek 77), Wiesbaden 2000, S. 83–135. Für den Lübecker Totentanztext von 1489, bei dem ebenfalls von der Reise *to water unde ok to lande* ostwärts, südwärts, nach England und Flandern die Rede ist, auch Irmgard JAEGER, „Speygel des dodes“. Der spätmittelalterliche Totentanz von Lübeck (1489) (Erlanger Studien 81), Erlangen 1989, bes. S. 153.

105 Herbert EWE, *Schiffe auf Siegeln*, Bielefeld/Berlin 1972, S. 9, 11–13 und Siegel-Katalog.

106 Ebd., S. 10–18, 21, 24, 26–41, 43–48, 50f., 117, 122f., 127–129, 132, 143, 147f., 196–199, 210f.

107 Dazu Detlev ELLMERS, Mittelalterliche Koggensiegel – ein Diskussionsbeitrag, in: Konrad ELMSHÄUSER (Hg.), *Häfen – Schiffe – Wasserwege. Zur Schifffahrt des Mittelalters* (Schriften des Deutschen Schifffahrtsmuseums 58), Bremerhaven/Bremen 2002, S. 160–164; PAULSEN, Koggendiskussion (wie Anm. 5), S. 66–68.



Abb. 2  
Zweites Stadtsiegel von Lübeck 1255  
Herkunft/Bildrecht: Archiv der Hansestadt Lübeck

Das Wasser wird auf diesen Siegeln – wenn es abgebildet ist – nur angedeutet. Die Wellen sind mehr oder weniger gekräuselt, die See ist teilweise auch stärker bewegt. Weit mehr geht es – über die Darstellung eines z. T. auch mit einem Kastell versehenen Schiffs<sup>108</sup> – jedoch um die Hervorhebung jenes Verkehrs- und Transportmittels, mit dem man seine Fernhandelswaren über See führen konnte und damit wirtschaftlich erfolgreich war sowie über Mannschaft und Waffen auch militärisch aktiv werden und Führungsansprüche anmelden konnte. Das Lübecker Siegel nimmt als sog. Handlungssiegel hier insofern eine Sonderstellung ein, als auf ihm zwei Personen und eine Eidesleistung im Schiff abgebildet werden. Ob einer der beiden – mit einer Kapuze als typischem Bekleidungsstück – ein Schiffer oder Steuermann, die andere Person eine sich in der Takelage festhaltende Landratte meint, ob eine Kogge, ein skandinavischer Schiffstyp oder nur ein großes Seeschiff dargestellt wird, ob eine Coniuratio, eine Alltagsszene aus dem Handel oder die Einschiffung eines Pilgers gezeigt wird, sei hier nicht diskutiert.<sup>109</sup> Entscheidend ist in unserem Zusammenhang lediglich der hohe Stellenwert, den im Selbstverständnis gerade auch dieser Stadt die Nähe und enge Beziehung zum Meer besitzt; inwieweit hier Souveränität im Nautischen beim Schiffer und Ängstlichkeit beim Passagier und damit allgemein Beherrschung wie Risiko der Seefahrt zum Ausdruck gebracht werden sollen, muss ebenfalls dahingestellt bleiben.

Bildliche Darstellungen von Schiffen, Häfen und des Meeres sind auch sonst in der hansestädtischen Kunst des Mittelalters und der Frühen Neuzeit nicht selten, sie sind aber – dies sei erneut betont – keineswegs ein Merkmal, das nur diese auszeichnet. Zwar enthalten Altarbilder oder in Hansestädten gedruckte Holzschnitte und Kupferstiche wie die von Braun und Hogenberg in Köln 1572 Meeresbezüge;<sup>110</sup> Ähnliches findet sich aber ebenso in vielen anderen Werken. Abbildungen von Meeresbuchten, Flussmündungen, Häfen, Schiffen – wie wir sie nicht nur im Bereich der Hanse finden – geben Städteansichten ein etwas pittoreskeres Aussehen und bringen gleichzeitig die Geschäftigkeit des Handelsverkehrs und die allgemeine Bedeutung des dargestellten Ortes zum Ausdruck.<sup>111</sup>

108 Für Danzig EWE, *Schiffe* (wie Anm. 105), S. 11, 36, 128.

109 Zur kontroversen Deutung Detlev ELLMERS, *Die Entstehung der Hanse*, in: *Hansische Geschichtsblätter* 103 (1985), S. 3–40, bes. 11–28; Carsten JAHNKE, *Handelsstrukturen im Ostseeraum im 12. und beginnenden 13. Jahrhundert. Ansätze einer Neubewertung*, in: *Hansische Geschichtsblätter* 126 (2008), S. 145–185, DERS., *Zur Interpretation der ersten Lübecker Schiffssiegel*, in: *Zeitschrift des Vereins für Lübeckische Geschichte und Altertumskunde* 88 (2008), S. 9–24; PAULSEN, *Koggendiskussion* (wie Anm. 5), S. 88–96. Vgl. auch HAMMEL-KIESOW/PUHLE/WITTENBURG, *Hanse* (wie Anm. 8), S. 23f.

110 Zu letzterem Werk Georg BRAUN/Franz HOGENBERG, *Die Städte der Welt. 363 Kupferstiche revolutionieren das Weltbild. Gesamtausgabe der kolorierten Tafeln 1572–1617*. Nach dem Original des Historischen Museums Frankfurt = *Civitates Orbis Terrarum*, hg. v. Stephan FÜSSEL, Hong Kong u. a. 2008.

111 Beispiele finden sich bei BRACKER, *Hanse* (wie Anm. 101), S. 384–388.

## 8 Zusammenfassung

Fassen wir die Ergebnisse aus unserem sehr vorläufigen Überblick über die Hanse und das Meer und die Bezüge zur See in spätmittelalterlichen Quellen zusammen,<sup>112</sup> so lässt sich Folgendes festhalten: Das Meer besitzt durchaus einen hohen Stellenwert in der hansestädtischen Wahrnehmung, vor allem wenn man sich auf die Seestädte und speziell Lübeck konzentriert. Es wird allerdings oft weniger als eigener Bereich als vielmehr in seiner Bedeutung für den Menschen und für die kaufmännische Wirtschaft wahrgenommen. Das Wasser bleibt unberechenbar und birgt viele, auch böse Überraschungen. Dennoch wird es nicht als grundsätzlich feindliches Element angesehen. Vielmehr gehört seine ständige Überwindung mit zum Selbstverständnis und richtet sich das Interesse auf eine uneingeschränkte Nutzung der See als Transportfläche, die es gelegentlich auch – wie es in den Quellen heißt – durch das Legen einer Wehr zu schützen gilt. In einer bekannten Selbstdefinition der Hanse, die sie 1469 nach Verhaftung von Kaufleuten gegenüber den Engländern abgab, wird zwar – nicht zuletzt aus taktischen Gründen – das weitgehende Fehlen eines institutionellen Rahmens betont. Die Hanse wird aber als *confederacio* von vielen Städten, Orten und Gemeinschaften zu dem Zweck dargestellt, „dass die Handelsunternehmungen zu Wasser und zu Land den erwünschten und günstigen Erfolg haben und dass ein wirksamer Schutz gegen Seeräuber und Wegelagerer geleistet werde“.<sup>113</sup> Es ist also das schon erwähnte Nebeneinander eines Warentransports über Schiffe wie über Karren und zugleich das Ineinandergreifen von Fern-, Regional- und Lokalhandel,<sup>114</sup> das charakteristisch und eine der Grundlagen für den Erfolg im Handel über Jahrhunderte war. Somit ist Hansegeschichte nicht hauptsächlich und als ganze, aber doch in nennenswertem, freilich zeitlich und räumlich unterschiedlichem Maße meerbezogen und meerbedingt.

---

112 Nicht ausgewertet wurden hier andere Quellengruppen wie Testamente, in denen bisweilen ebenfalls Bezug auf die Seefahrt genommen wird: So wird 1438 die Ausstattung von Knechten mit Geld erwähnt, damit sie ebenfalls über See *zegelen* und sich damit ernähren könnten; BRUNS, *Bergenfahrer* (wie Anm. 11), Nr. 106 S. 70.

113 DOLLINGER, *Hanse* (wie Anm. 42), S. 549.

114 Dazu auch Rudolf HOLBACH, „Naardensche Laken nehme ich lieber als aalborgischen Hering“. Hansische Kaufleute und ihr Warenhandel im späten Mittelalter, in: Thomas SCHILP/Barbara WELZEL (Hg.), *Dortmund und die Hanse. Fernhandel und Kulturtransfer* (Dortmunder Mittelalter-Forschungen 15), Bielefeld 2012, S. 33–56, bes. S. 41f.

Norbert Fischer

## **Zur Historisierung des maritimen Todes: Die Nordseeküste als Gedächtnislandschaft**

### **1 Schauplätze der Katastrophe**

In der Küstenlandschaft der Nordsee verweisen zahlreiche Orte und Objekte auf maritime Katastrophen:<sup>1</sup> Denkmäler und Reliefs, Flutmarken und Wrackrelikte veranschaulichen an öffentlichen Schauplätzen die Folgen von Sturmfluten, Schiffbrüchen und Strandungen. Damit materialisieren sie eine existentielle Erfahrung der Küstenbewohner. Durch solche Schauplätze ist die Geschichte der Küste gleichsam in die Landschaft eingeschrieben.<sup>2</sup>

Diese Form der Historisierung des maritimen Todes ist ein Phänomen, dessen Anfänge sich im 19. Jahrhundert verorten lassen und das bis in die Gegenwart hineinreicht. Es ist das Ergebnis gesellschaftlicher Prozesse einerseits, regionaler Spezifika andererseits, die beide zusammen die Ausdrucksformen des kollektiven Gedächtnisses an der Nordseeküste geprägt haben. Im Ergebnis zeigen sich die Erinnerungsorte der Katastrophe als eine maritime Gedächtnislandschaft.<sup>3</sup>

Sozial- und mentalitätsgeschichtlich betrachtet ist dies der Ausdruck unterschiedlicher Umbruchsituationen. Im 19. Jahrhundert war es zum einen, gesellschaftlich-kulturell, das aufgekommene und sich immer stärker ausbreitende Seebäderwesen, das eine identitätsstiftende „Selbstvergewisserung“ innerhalb der Küsten- und Inselgesellschaften herausforderte. Dieser Umbruch ging, zum anderen, einher mit einem zunehmenden Verlust an politischer Selbstständigkeit der sich zuvor als relativ autonom verstehenden Territorien bzw. Landesgemeinden in den Nordseemarschen und auf den Inseln.

Mit der schrittweisen Ausdehnung des Seebädertourismus und staatlicher Einflussnahme seit dem 19. Jahrhundert wuchs in Teilen der Bevölkerung die Furcht vor Identitätsverlust. Die Küste und die Inseln bildeten immer weniger eigene Mikrokosmen, vielmehr unterlagen Lebensformen und Mentalitäten zunehmend bürgerlich-städtischem Einfluss. Lokale Institutionen wurden durch den weite Lebensbereiche normierenden modernen Staat ersetzt – insbesondere in der preußischen Zeit. Marktorientiertes Wirtschaften überformte und

---

1 Zu Begriff und Geschichte von Katastrophen siehe François WALTER, *Katastrophen. Eine Kulturgeschichte vom 16. bis ins 21. Jahrhundert*, Stuttgart 2010.

2 Siehe dazu Nicholas MIRZOEFF, *Das Meer und das Land. Das Leben der Bilder nach Katrina*. In: Angelika BARTL u. a. (Hg.), *Sehen – Macht – Wissen. ReSaVoir. Bilder im Spannungsfeld von Kultur, Politik und Erinnerung*, Bielefeld 2011, S. 29–44.

3 Allgemein Stefanie KNÖLL/Michael OVERDICK/Norbert FISCHER u. a. (Hg.), *Das Meer und der Tod. Seenot und Schiffbruch in Kunst, Geschichte und Kultur*, Handewitt 2012; siehe auch Norbert FISCHER/Helmut SCHOENFELD, *Regionale Grabmalkultur am Beispiel der Nordseeküste*, in: Arbeitsgemeinschaft Friedhof und Denkmal/Museum für Sepulkralkultur (Hg.), *Grabkultur in Deutschland – Geschichte der Grabmäler*, Berlin 2009, S. 347–358.

dominierte zunehmend traditionelle Wirtschaftsformen. Einige soziale Kreise profitierten von dieser Entwicklung, andere verhielten sich eher defensiv. In diesem Kontext wurden in einer Art kulturell-kompensatorischer Gegenbewegung vor Ort die Eigenheiten der Küste stärker betont. Die Gründung lokaler Heimatvereine und -museen – beispielhaft für die Epoche um 1900 sei „Söl'ring Foriining“ mit seinen Museen auf Sylt genannt – spielte bei diesem historischen Selbstvergewisserungsprozess ebenso eine wichtige Rolle wie die eingangs erwähnten Artefakte der Gedächtnislandschaft.

Beides, der reale Verlust an politischer Selbstbestimmung und die Wechselwirkungen mit städtisch-bürgerlicher Kultur und Gesellschaft, führte zu jener Historisierung, die die Erfahrung der maritimen Katastrophe als regionale Besonderheit akzentuierte. Diese Erfahrung konnte deswegen im Fokus stehen, weil sie die Nordseeküste von anderen Regionen grundsätzlich unterschied und als existentielle Erfahrung die Möglichkeit zum gesellschaftlichen Konsens vor Ort bot. Nicht zufällig bezeichnete der britische Historiker Simon Schama einmal die Küstengesellschaften als „hydrografische“ Gesellschaften, da ihre Mentalität auf der alltäglichen Auseinandersetzung mit dem Wasser beruhte.<sup>4</sup> So wurde das todbringende Meer mit seinen Sturmflut-Katastrophen, Schiffs- und Strandungstragödien historisiert und im öffentlichen Raum materialisiert.

Dieser Prozess hat sich – wie die große Zahl neuerer Erinnerungsorte und Memorials in den letzten Jahrzehnten dokumentiert – bis in die Gegenwart fortgesetzt. Gerade in der Gemengelage von wirtschaftlichem und sozialem Strukturwandel, Alt- und Neubürgern sind die Historisierungstendenzen unübersehbar. Zeugnisse der Vergangenheit werden erhalten, gepflegt und mit neuem Leben versehen: zum Beispiel maritime Technik- und Kulturdenkmäler. Jenseits ihrer früheren Funktion – und gerade weil es einen realen Bedeutungsverlust maritimer Berufe gegeben hat – bilden sie nunmehr einen kompensatorischen Pol in einer mobilen, von starker Fluktuation gekennzeichneten Gesellschaft. Gleiches gilt für die Musealisierung alter Dorfkerne oder die auch symbolisch zu begreifende Renaissance des Reetdaches – letzteres ursprünglich ein Ausdruck von Armut, steigert der historische Rückgriff aufs Reetdach heutzutage Wohnwert und gesellschaftliches Prestige. Die Historisierung setzt der gesellschaftlichen Fluktuation symbolisch etwas Dauerhaftes entgegen und kann Identität und Integration vermitteln.

## 2 Friedhöfe der Namenlosen

Eine Art Initialzündung für die Historisierung des maritimen Todes bildete die Bestattung der namenlosen Strandleichen.<sup>5</sup> Hier fand seit der Mitte des 19. Jahrhunderts ein fundamentaler Wandel statt. Zuvor war es nicht unüblich, angeschwemmte und nicht mehr identifizierbare Strandleichen provisorisch und ohne Kennzeichnung, jedenfalls ohne reguläre Bestattung auf einem Friedhof, zu vergraben. Dieser aus Sicht des städtischen Bürgertums wenig schickliche Umgang mit Strandleichen hatte unterschiedliche Gründe: Zum einen wusste man nicht, ob es sich bei den angeschwemmten Toten um christlich Getaufte han-

---

4 Simon SCHAMA, Überfluss und schöner Schein. Zur Kultur der Niederlande im Goldenen Zeitalter, München 1988, S. 59.

5 Jürgen HASSE, Friedhöfe für ertrunkene Seeleute. Ein Beispiel zur sepulkral-kulturellen Bedeutung räumlicher Grenzen auf Friedhöfen, in: Emdener Jahrbuch für historische Landeskunde Ostfrieslands 85, 2005, S. 120–135; Norbert FISCHER, Tod am Meer – Die Namenlosen-Friedhöfe an der Nordseeküste, in: Norbert FISCHER/Markwart HERZOG (Hg.), Nekropolis – Der Friedhof als Ort der Toten und der Lebenden, Stuttgart 2005, S. 147–159.

delte. Nur diese konnten auf den kirchlichen Begräbnisplätzen beigesetzt werden, sonst handelte es sich um ein so genanntes „unehrliches“ Begräbnis und verlangte eigentlich eine Beisetzung außerhalb des Friedhofes.<sup>6</sup> Zum anderen spielte das Strandrecht eine besondere Rolle: Zwar gab es bereits seit dem Mittelalter an der territorial vielfältig aufgesplitterten Nordseeküste regionale und lokale Strandungsordnungen, die das Vorgehen bei einem Schiffbruch regelten und die Anteile am Bergungsgut festlegten.<sup>7</sup> Den Schiffbrüchigen widmete man jedoch lange Zeit keine besondere Aufmerksamkeit – auch wenn einzelne Strandungsordnungen dies verlangten. Das Hauptaugenmerk der Küsten- und Inselbevölkerung lag angesichts der vor allem auf den Inseln häufig wirtschaftlichen prekären Lage vielmehr auf der Aneignung wertvollen Strandguts. Staatliche Rechtsauffassungen immer wieder ignorierend, führte die Praxis des „Strandraubs“ nicht selten zu einem wenig pietätvollen Umgang mit angeschwemmten Schiffbrüchigen.

Dies änderte sich im Verlauf des 19. Jahrhunderts. Ein auf den ersten Blick mikroskopisch klein erscheinendes Beispiel kann diesen Mentalitätswandel verdeutlichen. Im Jahr 1864 wurde in dem heute zur Stadt Cuxhaven (damals Amt Ritzebüttel) gehörenden Dorf Arensch am Ufer der Nordsee ein Gedenkstein aufgestellt, dessen Geschichte bezeichnend ist. Es handelt sich um einen Findling mit der Inschrift: *Hier ruhet ein unbekannter Seemann. 1864.* Die weitere Inschrift ist größtenteils verwittert und daher kaum noch entzifferbar, nur halbwegs lesbar sind noch die Worte *Sucht ihr ...* und *im Himmel*. In der Hofchronik der Arenscher Bauernfamilie Thalmann findet sich dazu folgende, hier auszugsweise zitierte Passage: *Am Dünenrand war ein kleiner Friedhof der Heimatlosen. Am 8.5.1864 war eine Seemannsleiche durch die Fluten angespült. Onkel Klaus und mein Großvater hatten sie gefunden. Da sich von den Angehörigen aber niemand meldete, konnten unsere Vorfahren sie dort beerdigen. Sie setzten ihm einen schönen Findling.*<sup>8</sup> In Arensch verfügte die Hofbesitzer-Familie Thalmann über einen relativ großen Besitz. Einige der Familienmitglieder zählten, wie die Quellen im



Abb. 1  
Gedenkstein für unbekanntes Seemann in Arensch (Cuxhaven) (Foto: Norbert Fischer)

Stadtarchiv Cuxhaven dokumentieren, zu den einflussreichen Persönlichkeiten in den Dör-

6 Sylvína ZANDER, Von ‚Schinderkuhlen‘ und ‚Elendenecken‘ – Das unehrliche Begräbnis vom 16. bis ins 19. Jahrhundert, in: FISCHER/HERZOG (Hg.), *Nekropolis* (wie Anm. 5), S. 109–124.  
7 NILS HANSEN, Strandrecht und Strandraub. Bemerkungen zu einem Gewohnheitsrecht an den schleswig-holsteinischen Küsten, in: *Kieler Blätter zur Volkskunde* 33, 2001, S. 51–78. – Zur Geschichte des Strandrechts in Deutschland Heinrich EBELING, *Die Entwicklung des Strandrechts und der Einrichtungen zur Rettung Schiffbrüchiger im Bereiche der deutschen Nordsee*, Leipzig-Borna 1931.  
8 *Chronik der Thalmänner zu Arensch 1803–1926*. Ungedrucktes Manuskript, in: Stadtarchiv Cuxhaven, Signatur B-5106.

fern der Küstenheide. Nachfahren der Hofbesitzer-Familie Thalmann haben nachweislich bis zum Jahr 2002 noch die maritime Begräbnis- und Gedenkstätte in Arensch gepflegt.

Mag das Cuxhaven-Arenscher Beispiel sich auf einen – gleichwohl mentalitätshistorisch aufschlussreichen – Einzelfall beziehen, so verweist die Anlage des Namenlosen-Friedhofes in Westerland auf Sylt auf die gesellschaftliche Relevanz des Themas in der Mitte des 19. Jahrhunderts.<sup>9</sup> Seine Entstehung ist bezeichnenderweise historisch eng verknüpft mit dem aufkommenden Seebäder-Tourismus auf Sylt. Gerade auf Sylt konfligierten die ehrgeizigen Seebad-Ambitionen mit der verbreiteten Wahrnehmung der nordfriesischen Insulaner als Strandräuber. Dies wurde noch 1858 von dem Altonaer Mediziner Gustav Ross in einer Reisebeschreibung vermerkt<sup>10</sup> und ging einher mit der bisweilen höchst provisorischen, den Ansprüchen bürgerlicher Pietät im 19. Jahrhundert keineswegs genügenden Bestattung unbekannter Strandleichen. Hier bedeutete der 1854 eingerichtete Namenlosen-Friedhof in Westerland auf Sylt eine Wende. Angeschwemmte unbekannte Tote wurden nunmehr hier bestattet. Die einzelnen Gräber wurden mit Holzkreuzen versehen, die das Datum des Fundes sowie den betreffenden Strandabschnitt nennen. Im Anschluss an die hier stattgefundene letzte Bestattung im Jahr 1905 wurden Strandleichen künftig auf den regulären Inselfriedhöfen beigesetzt. Auf der entsprechenden Anlage auf dem neuen Westerbüden Friedhof mit ihrem Gemeinschaftsdenkmal wurden zwischen 1907 und 1967 unbekannte Tote von den Stränden Westerland und Rantum begraben.

Der erwähnte erste Sylter Namenlosen-Friedhof von 1854 mit seinen zahlreichen schlichten Grabkreuzen ist bis heute eine Touristenattraktion geblieben. Ebenfalls auf der Insel Sylt erinnert auf dem Kirchhof von Keitum ein Findling an das einstige dort vorhandene Areal für Namenlosen-Bestattungen. Ein Gemälde aus den 1930er Jahren zeigt noch eine Ansicht mit einigen Holzkreuzen. In Nebel auf Amrum wurde Anfang des 20. Jahrhunderts ebenfalls ein Friedhof für Namenlose eingerichtet. Die erste Bestattung fand am 23. August 1906 statt – wenige Jahre nach der Einrichtung des ersten Seebades auf Amrum.<sup>11</sup> Wie in Westerland schmücken auch hier schlichte Holzkreuze mit dem Datum des Fundes die einzelnen Grabstätten. In beiden Fällen, Westerland wie Nebel, kam die Initiative aus dem gesellschaftlichen Kreis lokaler Honoratioren. Im Jahr 2012 wurde die von der evangelischen Kirchengemeinde in Nebel getragene Anlage des Namenlosen-Friedhofes neu gestaltet.

Viele weitere Beispiele ließen sich anführen. Bekannt ist der Friedhof der Namenlosen auf der ostfriesischen Insel Spiekeroog. Er entstand nach einer der großen Schiffskatastrophen des 19. Jahrhunderts: der Strandung des Auswandererschiffes „Johanne“ vor Spiekeroog im Jahr 1854. Zahlreiche der Opfer wurden hier beigesetzt, später wurde die Anlage neu gestaltet. Das heutige Erinnerungsmal stammt von 1932 und besteht aus einem aus Strandholz gefertigten und auf einem Steinsockel ruhenden Eichenkreuz, umwunden von Anker und Ankerkette. Es trägt die Inschrift *Fern von ihrer Heimath fanden sie hier ihre letzte Ruhestätte*.<sup>12</sup> Auf der ostfriesischen Insel Wangerooge befindet sich nahe dem Friedhof ein hölzernes Memorial, das an vier unbekannte Strandtote aus dem Jahr 1929 erinnert.

---

9 Harald VOIGT, Die Toten des Sylter Strandes – Poesie und Wirklichkeit. Ein Beitrag zur Geschichte des Bestattungswesens der Strandleichen, in: Nordfriesisches Jahrbuch 12, 1976, S. 131–150.

10 Gustav ROSS, Nordseebad Westerland (1858), in: Sylt in alten und neuen Reisebeschreibungen. Ausgewählt von Henning BERKEFELD, Düsseldorf 1991, S. 72–77.

11 Georg QUEDENS, Inseln der Seefahrer. Sylt, Amrum, Föhr und die Halligen, Hamburg 1996, S. 192–193.

12 Johannes MEYER-DEEPEN, Schiffstragödie vor Spiekeroog. Die Strandung des Auswandererschiffes „Johanne“ am 6. November 1854, Insel Spiekeroog 1989.



Abb. 2 Der 1854 eingerichtete Namenlosen-Friedhof in Westerland auf Sylt  
(Foto: Norbert Fischer)



Abb. 3 Gedenkanlage für unbekannte Strandleichen auf dem Friedhof in Westerland auf Sylt  
(Foto: Norbert Fischer)



Abb. 4 Gedenkplatz für unbekannte Strandtote auf der Insel Wangerooge



Abb. 5 Der Namenlosen-Friedhof auf Neuwerk  
(Foto: Norbert Fischer)

Eine Sonderrolle spielt die zu Hamburg bzw. früher dem Amt Ritzebüttel gehörende, in der Elbmündung gelegene Insel Neuwerk. Hier war bereits 1319 ein Friedhof angelegt worden, unter anderem für die nicht seltenen Strandleichen aus der Elbmündung. Er ist wohl zunächst auch für die wenigen Neuwerker genutzt worden, bevor diese sich nach 1560 auf dem Festland in Döse (heute Cuxhaven) bestatten ließen. Nachdem Neuwerk Anfang des 20. Jahrhunderts zum Seebad geworden war, erhielt die Anlage 1909 ein besonderes Denkmal. Initiative und finanzielle Mittel zur Neugestaltung der Anlage kamen von Kurgästen (später, nach dem Zweiten Weltkrieg, wurde auch noch ein zentrales Holzkreuz errichtet). Ein namentlich bekanntes Opfer eines Segelunglücks, der Bremer Schüler Herbert Vogel, wurde auf Wunsch seiner Eltern, die Stammgäste im Seebad Neuwerk waren, 1927 auf diesem Friedhof beigesetzt.<sup>13</sup>

### 3 Maritime Memorials

Was sich in den Namenlosen-Friedhöfen vor allem seit Mitte des 19. Jahrhunderts angedeutet hatte, wurde in der Folgezeit unter deutlicher Ausweitung der Formensprache fortgeschrieben. Die küstenspezifische Erfahrung der maritimen Katastrophe wurde im öffentlichen Raum gleichsam materialisiert, indem Gedenkort eingerichtet wurden. Es sind Varianten angeeigneter Vergangenheit, die die maritimen Tragödien betonen. Dies wird im öffentlichen Raum durch zahlreiche Artefakte dokumentiert: Denkmäler, Gedenksteine, Reliefs, Tafeln, Inschriften erinnern an den Tod im Meer. Zusammenfassend als maritime Memorials bezeichnet, verweisen sie auf Sturmflutkatastrophen ebenso wie auf all jene, die nie mehr vom Meer zurückkehrten – die „Auf See Gebliebenen“ – oder auf eine einzelne, lokale Schiffstragödie. Beispiele für diese maritime Gedächtnislandschaft finden sich fast überall im öffentlichen Raum der Nordseeküste, der tideabhängigen Ströme und der Inseln. Sie sind häufig an zentralen Schauplätzen situiert, zum Beispiel in der Ortsmitte, an Uferpromenaden oder in der Nähe von Häfen – eine Verortung, die die besondere gesellschaftliche Bedeutung der Katastrophenerfahrung an der Küste unterstreicht.

Besonders häufig sind Flutmarken zu finden.<sup>14</sup> Einen historisch frühen Hinweis gibt es für Neuhaus/Oste für den Anfang des 20. Jahrhundert: *Am Wohnhause bei der Schiffswerft in Neuhaus a. d. Oste befindet sich reichlich zwei Meter hoch, links bei der Eingangstür, ein Merkzeichen über die Fluthöhe. Die Inschrift lautet: Wasserhöhe am 3. und 4. Februar 1825.*<sup>15</sup> Häufig werden Kirchengebäude genutzt, um solche Flutmarken anzubringen. An der Kirche von Heppens beispielsweise verweist eine Flutmarke auf die legendäre Weihnachtsflut 1717. Auch ein neugestaltetes Kirchenfenster ist hier dem Thema Sturmflut gewidmet.<sup>16</sup> Manchmal meterhoch an zentralen Plätzen aufragend, sind Flutmarken in Dorumerneufeld (Land Wursten) ebenso zu finden wie in Neuharlingersiel (Ostfriesland), am Husumer, Tönninger und Büsumer Hafen, am alten Seenotrettungsschuppen in Fedder-

---

13 Ferdinand DANNMEYER/Erich von LEHE/Heinrich RÜTHER (Hg.), Ein Turm und seine Insel. Monographie der Nordseeinsel Neuwerk, Cuxhaven 1952, Ndr. Cuxhaven 1982, S. 129–132.

14 Zu Flutmarken an der Nordsee siehe Michael KEMPE, ‚Mind the next Flood!‘ Memories of Natural Disasters in Northern Germany from the Sixteenth Century to the Present, in: *The Medieval History Journal* 10, 1 + 2 (2007), S. 327–354; zum Vergleich mit der Ostsee siehe Hans-Otto TIEDEMANN, Sturmflutmarken an Angelns Küste, in: *Jahrbuch des Heimatvereins der Landschaft Angeln* 47, 1983, S. 176–187.

15 Wilhelm MÜLLER-WARSTADE, Ueber Sturmfluten, in: *Unterehbischer Kalender für die Kreise Hadeln, Jork, Kehdingen Neuhaus*, 3. Jg., 1912, S. 59–65, hier S. 65.

16 Online-Quelle: [http://www.heppenser-kirche.de/wp/?page\\_id=64](http://www.heppenser-kirche.de/wp/?page_id=64), Zugriff: 2.9.2013.

wardersiel (Butjadingen) sowie auf den Inseln und Halligen. In einigen Fällen werden auch einzelne Sturmfluttragödien und ihre Folgen thematisiert, etwa eine untergegangene Kirche: Auf Nordstrand wurde an der Lith-Schleuse ein Sandstein-Relief angebracht, das an den Standort der ehemaligen Lith-Kirche erinnert. Die Inschrift lautet *An dieser Stätte stand bis 1634 die Lith-Kirche* sowie am unteren Rand *Neues Leben blüht aus den Ruinen*. Sie erinnert an die Burchardi-Sturmflut 1634, bei der das Kirchspiel Lith unterging.

Auch an den gezeitenabhängigen Strömen wie der Elbe wurden Sturmflut-Memorials noch in jüngster Zeit errichtet: so in Assel (Land Kehdingen). In Stade wird an der Hansestraße/Höhe Schwingenbrücke mit einem Memorial jener drei Personen gedacht, die – wie die Inschrift lautet – *bei der grossen Sturmflut 16./17. Februar 1962 ihr Leben im Rettungseinsatz opferten*.<sup>17</sup> Bei Francop (Altes Land) zeigt ein künstlerisch gestaltetes Memorial abstrakte Wellen und erinnert damit an einen verheerenden Deichbruch bei der Sturmflutkatastrophe vom Februar 1962. Das Erinnerungsmal wurde 2002 zum 40. Gedenktag der Katastrophe errichtet. Auch auf Hamburger Gebiet gibt es zahlreiche solcher Erinnerungsorte. Besonders eindrucksvoll ist das Memorial zur Sturmflut 1962 im Stadtteil Wilhelmsburg, der mit seinen zahlreichen Toten von der Katastrophe in besonderem Maße betroffen war.



Abb. 6: Gedenkrelief für einen Schiffsuntergang vor Altenbruch/Elbmündung (Foto: Norbert Fischer)

Eine Fülle von Erinnerungsobjekten ist Schiffsuntergängen gewidmet. Am Gebäude der Schleusen-Gaststätte in Altenbruch (Elbmündung) erinnert eine Tafel an den Untergang des Lotsenbeförderungsschiffes „Altenbruch“. Das Unglück ereignete sich am 21. Februar 1945 nahe einem unter dem Namen Glameyer-Stack bekannten Uferschutzwerk, wobei 15 der 25 Besatzungsmitglieder starben, als das Schiff auf eine Mine lief. Auf der Helgoländer Badeküste erinnert – neben anderen Memorials – ein Gedenkstein an drei in den Jahren 1968 und 1969 auf hoher See ums Leben gekommene Meeresforscher. Die Ertrunkenen werden namentlich genannt, die Inschrift lautet: *Sie gaben ihr Leben für die Erforschung des Meeresgrundes*.

Die Kirche von Morsum auf Sylt beherbergt eine Gedenktafel, die dem Untergang eines Schiffes am 15. März 1744 gewidmet ist. Bei dem Unglück kamen 84 Menschen ums Leben. In Cuxhaven steht eine Gedenkwall auf dem Friedhof Brockes-

walde, die einzelne lokale Schiffsuntergänge mit ihren Opfern verzeichnet. Exemplarisch ist das „Annamarie“-Memorial auf der ostfriesischen Insel Borkum. Es erinnert an den Untergang des gleichnamigen Schiffes im Jahr 1931 – eine lokale Katastrophe, die bis heute

17 Stader Tageblatt vom 19. Februar 1962.



Abb. 6 Memorial auf der Badedüne von Helgoland (Foto: Norbert Fischer)



Abb. 8: Memorial Borkum (Foto: Norbert Fischer)

als Zäsur in der Borkumer Inselgeschichte betrachtet wird. Die Tragödie geschah in der Nacht vom 21. auf den 22. September 1931 vor der Insel Memmert und forderte den Tod von 15 männlichen Inselbewohnern. Zwei Jahre nach dem Unglück wurde auf Memmert zunächst ein weithin sichtbares hölzernes Erinnerungskreuz mit der Inschrift *Denke an den Tod! Annamarie Unglück 22.9.1931* errichtet – bekannt geworden als „Kreuz von Memmert“.<sup>18</sup> Das heutige, im Inselort Borkum am Alten Leuchtturm aufgestellte Memorial wurde zum Jahrestag des Unglücks im September 1958 eingeweiht.<sup>19</sup> Auf dem Pellwormer Namenlosen-Friedhof gibt es eine Gedenktafel für die 15 Opfer des am 22. Juni 1950 gekenterten schwedischen Wikinger-Boot-Nachbaues „Ormen Friske“. Während die Opfer später identifiziert und in ihre schwedische Heimat überführt werden konnten, blieb das Memorial bestehen.

Zu diesen Memorials zählen last not least auch jene Schiffbruchs-Relikte, die an der Küste im öffentlichen Raum neu aufgestellt wurden – wiederum an vielfrequenzierten Schauplätzen. Bei Otterndorf an der Elbmündung wurde im Strandbereich ein Wrackteil (Schiffsschraube) des britischen Frachtdampfers „Kaffraria“ museal platziert. Es entstammt der Strandung des gleichnamigen Dampfers im Jahr 1891. Das Wrack wurde rund 90 Jahre später gehoben, weil es die Schifffahrt auf der Elbe behinderte. Eine Tafel erläutert die Geschichte der Strandung.

#### 4 Gedächtnislandschaft Nordseeküste

Die „Gedächtnislandschaft Nordseeküste“ ist ein gedankliches Konstrukt. Sie repräsentiert einen spezifischen Blick auf die Küste und filtert einen bestimmten Aspekt. Dadurch aber, dass dieser Aspekt – also die Erfahrung der Katastrophe, der Tragödien, des Todes – über Jahrhunderte in immer wieder neuer Form tradiert worden ist (autobiografisches Schrifttum, Literatur und Kunst könnten hinzugezogen werden, bleiben hier aber ausgespart), gewinnt er an gesellschaftlich-kultureller Relevanz. Seine Materialisierung als maritime Gedächtnislandschaft verleiht ihm spezifische Signifikanz.

Das Konstrukt der Gedächtnislandschaft basiert auf einer Reihe von unterschiedlichen Forschungen. Zu den Pionieren der Erforschung des Zusammenhangs von Raum, Landschaft und Gedächtnis gehört der französische Soziologe und Durkheim-Schüler Maurice Halbwachs (1877–1945), der vor allem in den 1920er Jahren seine wichtigen Studien publizierte. Von Bedeutung für das Konzept der Gedächtnislandschaften war nicht zuletzt sein posthum erschienenes Werk über „Stätten der Verkündigung im Heiligen Land: eine Studie zum kollektiven Gedächtnis“. Maurice Halbwachs schrieb über die „sinnliche Gewissheit“ von Erinnerungsstätten: „Die Vergangenheit wird Teil der Gegenwart: Man kann sie berühren, glaubt sie unmittelbar zu erfahren“.<sup>20</sup> Halbwachs bleibendes Vermächtnis ist die Erkenntnis der gesellschaftlichen Gebundenheit von Gedächtnis.

Weiterentwickelt wurde dieser Ansatz durch das Konzept der „Lieux de mémoire“ des französischen Historikers Pierre Nora (1984ff.). Pierre Nora hatte dabei vor allem nationale Erinnerungsorte im Auge und wurde in Deutschland ab 1990 breit rezipiert. Sein Konzept

---

18 Peter SMIDT-JUIST, Das Kreuz von Memmert. Bearbeitet von Hans und Renate KOLDE, Juist 2005.

19 Borkumer Zeitung vom 22. September 1958.

20 Maurice HALBWACHS, Stätten der Verkündigung im Heiligen Land. Eine Studie zum kollektiven Gedächtnis, hg. v. Stephan EGGER, Konstanz 2003, S. 14.

fundiert auf der historischen Zäsur der Trennung von Geschichte und Gedächtnis: Die Historisierung von Gesellschaft und Kultur im bürgerlichen Zeitalter, die nicht zuletzt mit den Anfängen moderner Geschichtsschreibung verbunden war, bedeutete das Ende eines gesellschaftlich gelebten Gedächtnisses, indem sie Distanz zur eigenen Vergangenheit schuf.<sup>21</sup>

Der Begriff der Gedächtnislandschaft ist in den Geisteswissenschaften seit Mitte der 1990er Jahre eingeführt. Eine Pionierrolle spielte hier der britische Historiker Simon Schama mit seiner 1995 publizierten Studie „Landscape and Memory“. Simon Schama zeigt in „Landscape and Memory“ die in der Landschaft materialisierten Geschichten und Mythen. Eines seiner vielen Beispiele ist der Mount Rushmore mit seinen eingemeißelten Portraits amerikanischer Präsidenten.<sup>22</sup> Der Kunsthistoriker Martin Warnke analysierte in der gleichen Dekade die Materialisierung politischer Geschichte in der Landschaft.<sup>23</sup>

Für die Gedächtnislandschaft der Nordseeküste gilt, was Pierre Nora einmal schrieb: „Das Interesse an jenen Orten, an die sich das Gedächtnis lagert [...], rührt von diesem besonderen Augenblick unserer Geschichte her. Wir erleben einen Augenblick des Übergangs, da das Bewusstsein eines Bruchs mit der Vergangenheit einhergeht mit dem Gefühl eines Abreißen des Gedächtnisses, zugleich aber ein Augenblick, da dies Abreißen noch soviel Gedächtnis freisetzt, dass sich die Frage nach dessen Verkörperung stellt“.<sup>24</sup>

Eben diesen Moment erlebten die Küstengesellschaften im Zeitalter des Seebäderwesens. Die sich stetig erweiternden Wechselwirkungen mit städtisch-bürgerlichen Diskursen, der ja sowohl wirtschaftliches und gesellschaftlich-politisches Denken und Handeln als auch Kultur und Mentalität umfasste, bedeutete einen Bruch mit der eigenen Vergangenheit. So, wie es bisher war, konnte das Leben nicht weitergehen. Eben deshalb vergewisserte man sich noch einmal der identitätsstiftenden Substanz dieser Vergangenheit. In einem distanziert-reflektierten Rückgriff rettete man die eigene Erfahrung des bedrohlichen, todbringenden Wassers vor externen Diskursen, indem man sie im öffentlichen Raum materialisierte und damit gleichsam „zur Schau“ stellte. Akteure waren in der Regel lokale Honoratioren: Pastoren, Amtsvertreter, Kapitäne bzw. Vereinigungen lokaler Interessengruppen (Fischerei, Deichwesen). Gerade die Namenlosen-Friedhöfe zeichneten, indem sie den Strandungstod öffentlich sichtbar machten, ein anschauliches Bild jenes gefährvollen Meeres, das auch immer die eigene Bevölkerung zum Opfer hatte und trug dazu bei, unterschiedliche Diskurse in der Wahrnehmung der Küste und des Meeres zu integrieren.

---

21 Pierre NORA, *Zwischen Geschichte und Gedächtnis*, Berlin 1990.

22 Simon SCHAMA: *Landscape and Memory*, London 1995, S. 15–16 und S. 385–399.

23 Martin WARNEKE, *Politische Landschaft*, München/Wien 1992.

24 NORA (wie Anm. 21), S. 11.



Dietmar von Reeken

## **Das Meer als Heimat? Erfahrung, Wahrnehmung, Deutung und Erinnerung im regionalen Gedächtnis Nordwestdeutschlands**

### **Einleitung**

„Es gibt aber in der Welt von einst einen Raum, in dem der Historiker gewiß ist, der Angst unverhüllt zu begegnen. Dieser Raum ist das Meer.“<sup>1</sup> So resümiert Jean Delumeau in seiner Geschichte kollektiver Ängste in Europa in Mittelalter und Früher Neuzeit den Zusammenhang von Räumen und Ängsten. In deutlicher Abgrenzung zu den Erfahrungen und Deutungen der Menschen in der Antike scheint das Meer für das europäische Abendland vom 14. bis ins 17./18. Jahrhundert vornehmlich ein Ort des Schreckens gewesen zu sein. Dann allerdings vollzog sich ein Wandel – ein Wandel, der offenbar so radikal gewesen ist, dass Alain Corbins großes Buch über die Entdeckung des Küstenraumes in Europa mit „Meereslust“ betitelt werden kann.<sup>2</sup> Ob dieser Wandel im 18. Jahrhundert wirklich so radikal war und vor allem, ob er sich wirklich auf breitere Bevölkerungsschichten und nicht nur auf eine kleine, vornehmlich bürgerliche Elite bezog, erscheint allerdings durchaus fraglich – wir werden hierauf gleich noch näher eingehen. Und wie das Verhältnis der Menschen zum Meer sich dann im 19. und 20. Jahrhundert weiter entwickelte, ist eher wieder eine Tabula rasa – Fragen wie: Ist die Angst vor dem Meer verschwunden? Erscheint das Meer nun vornehmlich als Faszinosum, als Erlebnis- und Erholungsraum? Wie wirken sich die Veränderungen in der Nutzung des Meeres auf sein Bild in den Köpfen aus? Spielen Erinnerungen an frühere Erfahrungen mit dem Meer in der jeweiligen Gegenwart eine Rolle und wenn ja: wie? sind von der historischen Forschung bislang allenfalls ansatzweise gestellt, geschweige denn beantwortet.

Im Folgenden soll es um einen kleinen Teilbereich dieser Fragen gehen: Ich richte den Blick vornehmlich in jene Zeit der letzten 150–200 Jahre, und – in der Beschränkung der Möglichkeiten wie auch meiner eigenen Forschungsinteressen – auf das mir räumlich nächstgelegene Meer: die Nordsee, wohl wissend, dass die mit dem Meer verbundenen Gefühle, Erwartungen, Ängste, Erinnerungen usw. durchaus auch mit seiner Erscheinungsform, seiner Ausdehnung, seinen Nutzungsmöglichkeiten, seinen klimatischen Verhältnissen, den Interessen seiner Anwohner<sup>3</sup> usw. zu tun haben – die Nordsee also keineswegs exemplarisch für „das Meer“ steht. Die folgenden Überlegungen sind damit nur bedingt auf andere Meere übertragbar. In Bezug auf die Nordsee soll danach gefragt werden, wie Men-

---

1 Jean DELUMEAU, Angst im Abendland. Die Geschichte kollektiver Ängste im Europa des 14. bis 18. Jahrhunderts, Reinbek bei Hamburg 1989, S. 49.

2 Alain CORBIN, Meereslust. Das Abendland und die Entdeckung der Küste, Berlin 1990.

3 Vgl. etwa die These Richard Potts, wonach, anders als beim Ostseeraum, die Staaten im Nordseeraum nicht auf die Nordsee, sondern auf andere Interessensgebiete ausgerichtet seien, weshalb sich hier bis heute „keine eigene ‚Nordsee-Anrainer-Identität‘ entwickelt“ habe (Richard POTT, Die Nordsee. Eine Natur- und Kulturgeschichte, München 2003, S. 9).

schen, die an und mit diesem Meer lebten, mit ihm – tatsächlich und vor allem mental – umgegangen sind. Und da angesichts eines dürftigen Forschungsstandes in dieser Hinsicht keine „histoire totale“ der Beziehungen zwischen Meer und Meeresanrainern möglich ist, soll es vor allem um Menschen gehen, die in ihrem kulturellen Selbstverständnis in besonderer Weise auf Natur und Landschaft, aber auch auf die Geschichte orientiert waren und sind: die Mitglieder der Heimatbewegung.

Was kann ich dem geneigten Leser hier bieten? Ich greife das schon häufig strapazierte Wort von der Werkstatt des Historikers auf und präsentiere einen Blick in jene Werkstatt, allerdings in einem ganz bestimmten Stadium der Arbeit: Die Werkstatt ist noch ziemlich leer, die Werkzeuge liegen bereit, sind aber noch ungenutzt, weil noch nicht klar ist, welche benötigt werden, die Rohstoffe für die Fertigung des Produkts sind noch nicht besorgt und der Handwerker macht sich gerade daran, erste Pläne zu fertigen und darüber nachzudenken, ob er noch andere Kollegen befragen muss, um einen Erfolg versprechenden Herstellungsprozess in die Wege zu leiten. Anders ausgedrückt: Ich versuche im Hinblick auf das genannte Thema, ein mögliches Forschungsfeld auszumessen: Wo erstreckt es sich, wo liegen seine Grenzen, was kann Fruchtbare auf ihm wachsen, welche Voraussetzungen gibt es für Wachstum und Ernte? Ich gehe dabei im Wesentlichen in drei Schritten vor: Zunächst stelle ich kurz und in einer subjektiven Auswahl den Forschungsstand zum Thema dar, dann reflektiere ich noch einmal grundsätzlich über unser Thema, um einige aus meiner Sicht interessante Forschungsfragen zu identifizieren, und anschließend geht es um den Kern meiner Überlegungen, nämlich um den im Titel genannten Zusammenhang von Meer und Heimat. Am Schluss stehen einige offene Fragen und Überlegungen zum Sinn und zum Ort solcher Forschungen.

## 1 Forschungsstand

Zunächst einige Bemerkungen zum Forschungsstand, was die Nordsee als Wahrnehmungs-, Erfahrungs-, Deutungs- und Erinnerungsraum angeht: Eigentlich gibt es bislang nur ein großes Thema, das in den letzten Jahren verstärkt aus geschichtswissenschaftlicher Perspektive in den Blick genommen wurde, nämlich das Thema der Sturmfluten. Das ist nicht weiter überraschend, handelt es sich doch um exzeptionelle Großereignisse mit historischen Ausmaßen und Konsequenzen, die Wissenschaftler schon aus sich selbst heraus interessieren müssen. Mehrere Studien haben sich mit den großen Sturmfluten in Mittelalter und Früher Neuzeit, zum Teil bis ins 19. Jahrhundert, befasst, sowohl im Hinblick auf die tatsächlichen geographischen, menschlichen, ökonomischen und politischen Folgen dieser Katastrophen als auch – in unserem Zusammenhang besonders interessant – mit ihren mentalen Konsequenzen.<sup>4</sup> Dabei ergab sich gerade in den letzten Jahren eine interessante Forschungskontroverse, die auch für unsere Behandlung bedeutsam zu sein scheint: Manfred Jakobowski-Tiessen hat u. a. die zeitgenössische Erklärung und Deutung der großen Sturm-

---

4 Vgl. etwa Manfred JAKUBOWSKI-TIESSEN: Sturmflut 1717. Die Bewältigung einer Naturkatastrophe in der Frühen Neuzeit, München 1992; DERS., Gotteszorn und Meereswüten. Deutungen von Sturmfluten vom 16. bis 19. Jahrhundert, in: Dieter GROH/Michael KEMPE/Franz MAUELSHAGEN (Hg.), Naturkatastrophen. Beiträge zu ihrer Deutung, Wahrnehmung und Darstellung in Text und Bild von der Antike bis ins 20. Jahrhundert (Literatur und Anthropologie, Bd. 13), Tübingen 2003, S. 101–118, und Bernd RIEKEN, „Nordsee ist Mordsee“. Sturmfluten und ihre Bedeutung für die Mentalitätsgeschichte der Friesen (Abhandlungen und Vorträge zur Geschichte Ostfrieslands, Bd. 83), Münster u. a. 2005.

fluten von 1570, 1634, 1717 und 1825 untersucht und einen Wandel festgestellt:<sup>5</sup> Bis ins 18. Jahrhundert hinein war nach seinen Forschungsergebnissen eine Deutung dominant, wonach die jeweilige Sturmflut das direkte Handeln Gottes darstellte, der die Menschen für ihre Sünden bestrafte und zur Buße und Umkehr aufforderte; auch die Erinnerung an das „Vorbild“ Sintflut spielte dabei eine zentrale Rolle. Seit Mitte des 18. Jahrhunderts aber (und bis ins 19. Jahrhundert hinein) veränderte sich dieses Erklärungsmuster: Parallel zu dem von Corbin festgestellten Wandel vom angstbesetzten zum lustbesetzten Bild des Meeres wurden die Sturmfluten jetzt nicht mehr religiös gedeutet, sondern nunmehr als Erscheinungen der Natur, die deren Gesetzen gehorchten – naturwissenschaftliche Erkenntnisse traten im Zuge von Säkularisierungsprozessen an die Stelle von theologischen Deutungsmustern, wobei beide allerdings noch eine Zeitlang nebeneinander existierten. Der Ablösungsprozess war aber im 19. Jahrhundert weitgehend vollzogen.

Der Volkskundler Bernd Rieken hat dem in seiner 2005 erschienenen Habilitationsschrift „Nordsee ist Mordsee. Sturmfluten und ihre Bedeutung für die Mentalitätsgeschichte der Friesen“ deutlich widersprochen:<sup>6</sup> Für ihn ist Jakubowski-Tiessen ausschließlich auf der Grundlage der Analyse gelehrter, von der Aufklärung beeinflusster Schriften zu seiner These gekommen, was für ihn bedeutet, dass der festgestellte Wandel vor allem ein Elitenphänomen darstelle. Da Rieken aus historisch-volkskundlicher Perspektive versucht, auf einer deutlich breiteren Quellenbasis zu argumentieren (er zieht auch mündliche Überlieferungen heran, die sich aus seiner Sicht dann in Chroniken, Volkssagen, Autobiographien, Reiseberichten, Heimatromanen usw. niederschlugen), kommt Rieken für die breitere Bevölkerung zu einem ganz anderen Ergebnis: Für ihn ist deutlich, „dass die Angst vor den Sturmfluten als einer Strafe Gottes bis weit ins 19. Jahrhundert und teilweise darüber hinaus eine mentalitätsgeschichtliche Konstante war“,<sup>7</sup> und er erinnert in diesem Zusammenhang sogar an die offizielle Erklärung der Bundesregierung zur Flutkatastrophe von 1962, in der es u. a. heißt, „durch diese werde den Menschen deutlich gemacht, dass es unmöglich sei, die ‚Geheimnisse des Unerforschlichen (zu) erschließen‘“<sup>8</sup>, um zu zeigen, wie hartnäckig die Relikte eines vor- oder nebennaturwissenschaftlichen Verständnisses selbst noch im 20. Jahrhundert waren. Die Kontroverse verweist über das Thema hinaus auf zweierlei: Zum einen erfordert eine solche mentalitätsgeschichtliche Vorgehensweise eine breite Quellengrundlage – aber auch grundlegende quellenkritische Überlegungen, z. B., ob die von Rieken herangezogenen, natürlich auch schriftlichen Quellen tatsächlich mündliche Überlieferungen widerspiegeln. Zum anderen ist, jenseits sehr allgemeiner, anregender Thesen wie der von Corbin und auch, wenn auch empirisch viel stärker abgesichert, der von Jakubowski-Tiessen, eine stärkere Differenzierung erforderlich, um triftige Aussagen über den historischen Umgang mit dem Meer in verschiedenen Bevölkerungsgruppen und Epochen machen zu können.

---

5 Vgl. JAKUBOWSKI-TIESEN, Gotteszorn (wie Anm. 4).

6 Vgl. RIEKEN, Nordsee (wie Anm. 4); vgl. auch DERS., Angst vor dem Meer. Sturmfluten aus Sicht der volkskundlich-historischen Katastrophenforschung, in: Volkskunde in Rheinland-Pfalz 22, 2007, S. 23–48, hier S. 31–33.

7 Ebd., S. 338. In einem Aufsatz spricht Rieken von einer „dauerhafte(n) Struktur in der Mentalitätsgeschichte der Küstenbewohner“ (RIEKEN, Angst [wie Anm. 6], S. 38).

8 RIEKEN, Nordsee (wie Anm. 4), S. 338f.

Jenseits dieser Forschungskontroverse<sup>9</sup> wird auch aus einer Reihe anderer, kleinerer Forschungen deutlich, dass die Sturmfluten bis in unsere Gegenwart hinein einen zentralen Teil der regionalen Identität<sup>10</sup> der Nordseeanrainer darstellen: Martin Rheinheimer etwa hat 2002 in einem längeren Aufsatz über den „Mythos Sturmflut“ den Bogen von der Frühen Neuzeit bis zur unmittelbaren Gegenwart gespannt, dabei u. a. auch die regionale Historiographie und die Kunst einbezogen und z. B. die politische Aufladung des Themas „Kampf gegen das Meer“ im Nationalisierungsprozess des 19. Jahrhunderts herausgearbeitet,<sup>11</sup> für ihn wurde „der Erinnerungsort Sturmflut [...] ein Teil des deutschen Nationalmythos“.<sup>12</sup> Ein Beispiel hierfür ist Theodor Storms „Schimmelreiter“ – Hauke Haien wurde, trotz aller Differenzierungen Storms, in der Rezeption als heroisierter Marschenbewohner wahrgenommen, und zahlreiche Heimatromane und andere regionale Darstellungen setzten in den 1920er und 1930er Jahren diese Tradition fort (einschließlich der Verfilmung des Schimmelreiters von 1934).<sup>13</sup> Auch die Sturmflut von 1962 und die Reaktionen hierauf bis hin zu späteren Erinnerungen in unterschiedlichen Medien wurden von Rheinheimer wie auch von Rieken in ihre Analysen einbezogen.<sup>14</sup> Und schließlich zeigen jüngste Entwicklungen, wie sehr der Mythos Sturmflut in der Region noch wirksam ist bzw. genutzt wird: Der Küstensaum an der Nordsee ist mittlerweile geradezu gepflastert mit Sturmflutmarken in unterschiedlichen Formen, die die Erinnerung an die großen Fluten wachrufen und wach halten sollen. Damit gliedern sich die Sturmflutmarken ein in einen generellen Trend der „Musealisierung der Küstenlandschaft“, den Norbert Fischer 2007 in einem Aufsatz identifizierte<sup>15</sup> – und zwar eine Musealisierung weitgehend ohne Museen, indem nämlich systematisch versucht wird, mit Aufstellung von alten, „bisweilen deutlich mit historischer Patina imprägnierte(n) Anker(n) und Schiffsschrauben, Hafenkranne(n), Boote(n) und Schiffe(n), Wracks, Seezeichen – Bojen, Baken, Leuchttürme(n) und Feuerschiffe(n)“<sup>16</sup> an besonders sichtbaren Orten eine spezifische maritime Identität zu konstruieren, meist mit der Absicht, den Tourismus zu fördern. Ein besonders schönes Beispiel einer maritim imprägnierten Identitätskonstruktion (allerdings diesmal ohne Sturmflutbezug) hat Brigitta Schmidt-Lauber in teilnehmender Beobachtung untersucht: die Schaffung des Denkmals „Caroline“ im Hafen von Carolinensiel anlässlich der 275-Jahrfeier des Ortes

9 Vgl. hierzu auch Antje SANDER, Jämmerliche Wasserflut. Erfahrung, Deutung und Bewältigung der Sturmfluten von 1717 und 1825 im oldenburgischen Friesland, in: Kulturrat Oldenburg (Hg.), „Alles fließt“. Zur Kulturgeschichte des Wassers, Bramsche 2010, S. 82–95.

10 An dieser Stelle ist leider kein Raum, um ausführlicher auf diesen Begriff und seine Bedeutung für die Forschung einzugehen. Vgl. hierzu grundlegend Thomas KÜSTER, „Regionale Identität“ als Forschungsproblem. Konzepte und Methoden im Kontext der modernen Regionalgeschichte, in: Westfälische Forschungen 52 (2002), S. 1–44; zum Begriff des Regionalen außerdem: Dietmar von REEKEN/Malte THIESSEN: Regionale oder lokale Geschichtskulturen? Reichweite und Grenzen von Erinnerungsräumen, in: Janina FUGE/Rainer HERING/Harald SCHMID (Hg.), Gedächtnisräume. Geschichtsbilder und Erinnerungskulturen in Norddeutschland, Göttingen 2014 (im Druck).

11 Martin RHEINHEIMER, Mythos Sturmflut. Der Kampf gegen das Meer und die Suche nach Identität, in: Demokratische Geschichte. Jahrbuch für Schleswig-Holstein 15, 2002, S. 9–58.

12 Ebd., S. 41.

13 Vgl. Manfred JAKUBOWSKI-TIESSEN, „Trutz, Blanker Hans“. Der Kampf gegen die Nordsee, in: Bea LUNDT (Hg.), Nordlichter. Geschichtsbewußtsein und Geschichtsmymthen nördlich der Elbe, Köln u. a. 2004, S. 67–84, hier S. 82; grundlegend hierzu: Harro SEGEBERG, Der Friese als „Schimmelreiter“? Zur Heroisierung der Marschenbewohner in Literatur und Film, in: Ludwig FISCHER (Hg.), Kulturlandschaft Nordseemarschen, Bredstedt/Westerhever 1997, S. 233–251.

14 Die letzte filmische Darstellung war „Die Sturmflut“ von 2006, ein RTL-Fernsehfilm mit sehr hohen Einschaltquoten.

15 Vgl. Norbert FISCHER, Anker mit Patina: Über die „Musealisierung“ der Küstenlandschaft, in: Kulturen: Volkskunde in Niedersachsen 1, 2007, H. 2, S. 4–13.

16 Ebd., S. 4.

2005.<sup>17</sup> Ziel war hier nicht in erster Linie die Fremdverkehrswerbung, sondern eher die Stiftung lokaler Identität, die Demonstration von lokalem Selbstbewusstsein. Und ein letztes Beispiel aus der Forschung: Der bereits erwähnte Norbert Fischer hat 2007 systematisch die Inszenierungen des maritimen Todes anlässlich von Sturmfluten und Schiffbrüchen in Form von Denkmälern und Friedhöfen an der Nordseeküste im 19. und 20. Jahrhundert analysiert und eine „maritime Gedächtnislandschaft“ identifiziert.<sup>18</sup>

Ich breche hier ab mit meinem Forschungsüberblick und stelle als Zwischenfazit fest, dass es für das 19. und 20. Jahrhundert zwar einige Ansätze in der Forschung gibt – und zwar gerade in interdisziplinärer Annäherung, z. B. aus Geschichtswissenschaft, Volkskunde<sup>19</sup> und Germanistik –, dass aber eine systematische Auseinandersetzung mit dem Meer und seiner Bedeutung für die Küstenbewohner bislang fehlt. Daher möchte ich, bevor ich mich möglichen Forschungsperspektiven zum Zusammenhang von Meer und Heimat widme, zunächst das Feld noch einmal etwas grundsätzlicher ausmessen und einige Aspekte im Hinblick auf Meereserfahrung und Meeresdeutung systematisieren.

## **2 Meereserfahrung und Meeresdeutung im 19. und 20. Jahrhundert: Drei Forschungsebenen und ihr Zusammenhang**

Was macht die Nordsee als Forschungsfeld für eine kulturwissenschaftliche Untersuchung, konzentriert auf das 19. und 20. Jahrhundert, eigentlich besonders interessant? Ich möchte hier grundsätzlich drei verschiedene Erfahrungs- und Bedeutungsebenen unterscheiden, die geeignet sein können, die weitere Forschung hierzu zu systematisieren und zu strukturieren:

### *a) Das Meer als Bedrohung.*

Gerade der Küstenstreifen an der südlichen Nordsee ist eine ganz besondere Landschaft, vergleichbar mit Gebieten um aktive Vulkane oder alpine Hochlagen. Bernd Riekens erste Sätze seines Vorworts machen das deutlich: „Es gibt Landschaften, die den Rahmen des Üblichen sprengen und besondere Voraussetzungen nötig machen, möchte man in und mit ihnen leben. [...] Natürliche Einflüsse spielen dort eine größere Rolle als etwa in Mittelgebirgsregionen und gefährden das Leben der Menschen in einem höheren Ausmaß. Damit prägen sie auch das Denken und Empfinden stärker.“<sup>20</sup> Warum ist das gerade an der Nordsee der Fall?<sup>21</sup> Dies hängt mit naturräumlichen Gegebenheiten zusammen: Ein „flaches, buchtenförmiges Randmeer; ungünstige Starkwinde; Flachküste“<sup>22</sup> – alles das beinhaltet ein erhebliches Bedrohungspotenzial für Menschen, die hier leben wollen oder müssen. Die genannten Sturmfluten sind aber nur ein (wenn auch ein sehr bedeutsamer) Teil dieser

---

17 Brigitta SCHMIDT-LAUBER, Maritime Denkmals(er)findung. Ein Küstenort inszeniert seine Geschichte, in: Norbert FISCHER/Susan MÜLLER-WUSTERWITZ/Brigitta SCHMIDT-LAUBER (Hg.), Inszenierungen der Küste, Berlin 2007, S. 184–217.

18 Norbert FISCHER: Gedächtnislandschaft Nordseeküste: Inszenierungen des maritimen Todes, in: ebd., S. 150–183.

19 Vgl. zur Entwicklung der volkskundlichen Forschung etwa: Wolfgang RUDOLPH, Ein Jahrhundert maritime Volkskunde im Ostsee- und Nordseeraum. Von der Bootskunde zur Erforschung der maritimen Kultur, in: Jahrbuch für Volkskunde und Kulturgeschichte 24, 1981, S. 168–182. Als jüngere empirische Studie: Julia MEYN, „Mit dem Meer wird man geboren“. Vom Leben an der Küste Nordfrieslands (Studien zur Alltagskultur, Bd. 5), Wien u. a. 2007.

20 RIEKEN, Nordsee (wie Anm. 4), S. 11.

21 Zur Nordsee vgl. POTT, Nordsee (wie Anm. 3).

22 RIEKEN, Nordsee (wie Anm. 4), S. 26.

Bedrohung, die Angst auslösend war, ja geradezu, so manche Forscher, zu „kollektiven Traumatisierungen“<sup>23</sup> führte. Zu diesen Bedrohungen für Leib und Leben gehörten, da ja viele Küstenbewohner ihren Lebensunterhalt nicht nur am, sondern auch *auf* dem Meer verdienten, ebenso die Bedrohungen für die Schifffahrt, nicht nur die tatsächlichen durch Stürme und Fluten, sondern auch die wahrgenommenen Bedrohungen durch Seeungeheuer oder den „Fliegenden Holländer“ – Motive, die ihren Niederschlag in vielen Seesagen fanden, die von der Volkskunde bislang erst in Ansätzen untersucht wurden.<sup>24</sup> Und hierzu gehörten auch Krankheiten, für die man lange das Meer verantwortlich machte, allen voran die Malaria, das sog. „Marschenfieber“, dessen Ursache man vor der Entdeckung des Malariaerregers 1880 Ausdünstungen des Meeres zuschrieb.<sup>25</sup> Und schließlich trugen auch menschengemachte Entwicklungen zum Bedrohungsszenario bei – Wikinger, Piraten und andere Gruppen tauchten plötzlich aus dem Meer auf, plünderten, brandschatzten und mordeten (zugegeben: eine etwas zugespitzte und verkürzte Darstellung) und verschwanden wieder auf dem Meer. Insgesamt waren also mit dem Meer in den Küstenregionen existenzielle Grenzerfahrungen verbunden, die das menschliche Leben bedrohten, eine Situation der „erfahrbaren ‚Instabilität‘“<sup>26</sup> schufen. Dass diese permanente Bedrohungssituation auch mentale Konsequenzen hatte, ist plausibel zu vermuten, wenn auch in historischer Perspektive empirisch schwer nachzuweisen.

Wie reagiert man auf ein solches Bedrohungspotenzial? Zum einen gelang es in einem langen und mühsamen Prozess, einen Teil der Ängste – nämlich die eher irrationalen, keine empirische Basis besitzenden – durch neue, wissenschaftliche Erkenntnisse und technische Entwicklungen zurückzudrängen:<sup>27</sup> Wissenschaftliche Forschungen über das Meer, aber auch z. B. über die Ursachen der Malaria, sowie neue technische Erfindungen (Navigation, Dampfschifffahrt, Verkabelung etc.) führten dazu, dass die Ängste vor Seeungeheuern, vor Krankheiten und vor dem Ausgeliefertsein der Schifffahrt allmählich weniger wurden oder gar verschwanden. Die bislang so übermächtig erscheinende Natur schien nunmehr beherrschbar geworden zu sein – eine Hybris, die im Mythos der Titanic gipfelte und gleichzeitig in ihrem Untergang in Frage gestellt wurde. Im Küstenschutz, also bei den erfahrungsgeschichtlich triftigen Bedrohungen durch Sturmfluten, blieb aber den Menschen gar nichts anderes übrig als auf Technik, also vor allem den Bau und die ständige Pflege und Verbesserung der Deiche zu setzen. Dies gipfelte in der Absicht der Nationalsozialisten, die verkündeten, im Kampf gegen das Meer „aus der Verteidigung zum Angriff (überzuziehen)“<sup>28</sup>, und an der nordfriesischen Nordseeküste sogar ein großes Landgewinnungsprogramm entwickelten, das allerdings nur Stückwerk blieb.

---

23 Ebd., S. 19.

24 Zu „Seemannssagen“ vgl. Helge GERNDT, Seemannssagen auf See und an Land. Zur Sagenaufzeichnung im 19. Jahrhundert, in: Zeitschrift für Volkskunde 65, 1969, S. 207–215, zu Meeressagen vgl. Bernd RIEKEN: Mythen und Sagen der Nordseeküste, in: Norbert FISCHER u. a. (Hg.), Land am Meer – die Küsten von Nord- und Ostsee, Hamburg 2009, S. 28–33.

25 Vgl. etwa RIEKEN, Nordsee (wie Anm. 4), S. 20.

26 FISCHER, Gedächtnislandschaft (wie Anm. 18), S. 177.

27 Zum Folgenden aus volkskundlicher Perspektive sehr anregend: Johanna ROLSHOVEN, Der Blick aufs Meer. Facetten und Spiegelungen volkskundlicher Affekte, in: Zeitschrift für Volkskunde 80, 1993, S. 191–212, hier S. 201–205.

28 Otto LEEGE, Werdendes Land in der Nordsee, Oehringen 1935, S. 3, zit. nach JAKUBOWSKI-TIESSEN, Trutz (wie Anm. 13), S. 79.

Trotz der wissenschaftlich-technischen Fortschritte blieb also das grundsätzliche Bedrohungspotenzial des Meeres erhalten: Nach wie vor ist es für viele Menschen unheimlich, vom Schiff aus kein Land mehr sehen zu können oder sich vorzustellen, dass unter dem festen Schiffsboden nur noch lebensfeindliches Wasser vorhanden ist, nach wie vor – und in Zeiten des Klimawandels möglicherweise vermehrt – bedrohen Sturmfluten die Küsten und ihre Bewohner. Neben der technischen Bewältigung ist daher die mentale Bewältigung dieser Situation von besonderem Interesse – und dabei kann man sehen, dass bestimmte Metaphern in den regionalen Diskursen eine zentrale Rolle spielten und teilweise immer noch spielen. Besonders galt und gilt das für die „Kampf-“ und die „Flutmetapher“. Die Literatur ist voll von ihnen – nur einige wenige Beispiele: In einer „Heimatkunde von Ostfriesland“ aus dem Jahr 1881 heißt es im Abschnitt über die ostfriesische Bevölkerung: *Der stetige Kampf gegen die Gewalt des Meeres, die so vielfach vereitelte, aber stets wiederholte Bemühung, dasselbe zu zügeln, haben den Ostfriesen Fleiß, Geduld und Ausdauer gelehrt.*<sup>29</sup> Typisch hieran ist die Verbindung vom stetigen, häufig vergeblichen Kampf gegen das Meer mit der Behauptung, hieraus hätten bestimmte Charaktermerkmale der Menschen in der Region resultiert. Weiter heißt es in dieser Heimatkunde: *Im Kampf mit dem nassen Element, umgeben von einer den Reiz der Abwechslung entbehrenden Ebene wurde er (= der Ostfrieser, DvR) mehr zum Nachdenken als zum Phantasieren angeregt.*<sup>30</sup> Der Kampf mit dem Meer selbst wurde immer wieder als zentraler Teil des Selbstverständnisses der Küstenbewohner thematisiert – wobei die Kampfmetapher, worauf Ludwig Fischer hingewiesen hat, weniger von ihnen selbst stammte, sondern eher „von der Außenperspektive urbaner Kulturreiten“<sup>31</sup>. Und dass die Kampfmetapher auch geschlechtsspezifisch aufgeladen war, ist nicht überraschend – der Kampf ist natürlich vor allem ein Kampf der Männer, wie man besonders zugespitzt an der sogenannten „Kapitänsliteratur“ sehen kann, die eine Männerkultur des Kampfes gegen das (weibliche) Meer und gleichzeitig auch gegen die Gefahren des verweichlichenden, weil weiblich konnotierten Landlebens stilisierte.<sup>32</sup>

Im 20. Jahrhundert finden wir zudem vermehrt Beispiele für eine Verlagerung der Kampfmetapher auf aktuelle politische und gesellschaftliche Herausforderungen: So behauptete etwa der nordfriesische Pastor Muuß auf der zweiten Allfriesentagung 1927 in Leeuwarden, *früher hätten die Sturmfluten die Friesen zu vernichten gedroht, heute komme der Feind aus dem Innern und der Kampf sei entbrannt um das alte Volkstum.*<sup>33</sup> Dass die Nationalsozialisten den Kampf mit dem Meer und die Küstenbewohner als *Frontkämpfer gegen das Meer*<sup>34</sup> in gleicher Weise stilisierten, ist nicht überraschend. Ähnlich politisch-ideologisch aufgeladen war auch die Flutmetapher – noch 1955 formulierten die Friesenbewegungen in Nord-, Ost- und Westfriesland in ihrem gemeinsamen „Friesischen Manifest“ u. a.: *Gemeinsam ist uns das Volkstum, gemeinsam der Kampf gegen die Naturgewalt der Nordsee, gemeinsam vor allem das Bewusstsein unserer Freiheit von den Niederlanden bis nach*

29 J. de VRIES/Th. FOCKEN, Ostfriesland. Land und Volk in Wort und Bild, Emden 1881, S. 152.

30 Ebd., S. 153.

31 Ludwig FISCHER, Das Feste und das Flüssige. Zur Ideologie und Wahrnehmungsgeschichte des Wattenmeeres und der Halligen, in: Kunst- und Ausstellungshalle der Bundesrepublik Deutschland (Hg.), Elemente des Naturhaushalts I: Wasser, Köln 2000 (Schriftenreihe Forum, Band 9), S. 624–651, hier S. 628.

32 Vgl. ROLSHOVEN, Blick (wie Anm. 27), S. 208f.

33 Die zweite Allfriesentagung. Zusammenkunft von Freunden friesischer Geschichte und Literatur in Leeuwarden am 1. und 2. September 1927. Sonderabdruck aus „Heim und Herd“, Beilage zum Ostfriesischen Kurier Nr. 208, 209, 224, 300, 301, 306, Norden 1928, S. 16f.

34 JAKUBOWSKI-TIessen, Trutz (wie Anm. 13), S. 80.

*Dänemark [...]. Wir bekennen uns zu einer Kultur, die in den Tiefen des Volkstums wurzelt. Gemeinsam wollen wir sie pflegen. Wir bitten alle verantwortlichen Stellen, die kulturelle Arbeit unserer friesischen Institute und Verbände recht zu erkennen und sie so zu fördern, dass ihre volle Entfaltung zum sichersten Deich gegen die gleichmachende Flut der Massen wird.*<sup>35</sup> Die „Flut der Massen“ korrespondierte so mit der „Flut des Meeres“ und war ähnlich bedrohlich.

*b) Das Meer als Lebensgrundlage.*

Das Bedrohungspotenzial wäre für Menschen ja kein Problem, wenn sie nicht direkt betroffen wären, wenn sie sich also das Wüten des Sturmes und der Wassermassen aus der Ferne betrachten könnten. Und tatsächlich gibt es viele Beispiele für die wohligh-schaurige Beobachtung von Sturmfluten durch zugereiste Touristen, bis hin zur Gegenwart. Für viele Menschen aber stellte und stellt das Meer eine direkte und indirekte Lebensgrundlage dar: Fischer und Walfänger lebten von ihren teils weiten Fahrten über das offene Meer in die Fischgründe, der Handel auf der Nordsee, und nicht nur der küstennahe Handel, war und ist ein bedeutsamer Teil der nordeuropäischen Ökonomie, und in den Konflikten und Kriegen des 19. und 20. Jahrhunderts spielte auch die militärische Nutzung der Nordsee eine zentrale Rolle – Wilhelmshaven ist ja das Beispiel einer ausschließlich militärisch motivierten Siedlungsgründung an der Nordseeküste im 19. Jahrhundert.<sup>36</sup> Hinzu kommen im Zuge der Industrialisierung Ansiedlungen von Fabriken an verkehrsgünstig gelegener Stelle an den Küsten und der Ausbau der Hafenwirtschaft. Indirekt hat das Meer aber auch die ökonomische Grundlage für die wirtschaftlich erfolgreiche Marschenwirtschaft geschaffen, indem es für den fruchtbaren Boden gesorgt hat (wobei die Marschenbauern als wichtige Gruppe der Küstenbewohner bislang im regionalen Gedächtnis keine prominente Rolle spielen<sup>37</sup>). Seit dem 18. Jahrhundert tritt eine weitere wirtschaftliche Nutzung des Meeres hinzu, die mit zunehmender Dauer immer wichtiger wird: die Nutzung durch den beginnenden Fremdenverkehr. Seit Jahrhunderten also leben Menschen in dieser besonderen Landschaft, die ihnen auf der einen Seite gute Bedingungen bietet, um ihren Lebensunterhalt zu bestreiten oder gar zu Wohlstand zu kommen, auf der anderen Seite aber einer permanenten Bedrohung unterliegt – und die gleichzeitig auch durch die wirtschaftliche Nutzung als Landschaft immer stärker verändert wird, also als Naturraum erheblichen anthropogenen Einflüssen unterliegt.

*c) Das Meer als Sehnsuchts- und Imaginationenraum.*

*Lange bevor man das Meer erblickt, hört und ahnt man das Fürchterliche schon. Man vernimmt zunächst ein entferntes, dumpfes, eintöniges Rauschen. Allmählich jedoch geben alle anderen Geräusche ihm nach und werden von ihm überdeckt. Man unterscheidet bald seinen feierlichen Wechselton, die stetige, rollende Wiederkehr derselben starken und tiefen Note, die immer lauter, immer grollender wird. [...] Man spürt (oder man glaubt darin zu*

---

35 Zit. nach RIEKEN, Nordsee (wie Anm. 4), S. 394.

36 Vgl. zur maritim-militärischen Identität Wilhelmshavens Gunnar ZAMZOW: Die Marine als Generator von Gemeinschaft. Städtische Images Wilhelmshavens während des Nationalsozialismus und nach dem Zweiten Weltkrieg, in: Dietmar von REEKEN/Malte THIESSEN (Hg.), „Volksgemeinschaft“ als soziale Praxis. Neue Forschungen zur NS-Gesellschaft vor Ort (Nationalsozialistische „Volksgemeinschaft“. Studien zu Konstruktion, gesellschaftlicher Wirkungsmacht und Erinnerung, Bd. 4), Paderborn 2013, S. 191–206 und Zamzows in Arbeit befindliche Dissertation.

37 Vgl. FISCHER, Anker (wie Anm. 15), S. 4.

*spüren) die vibrierende Intonation des Lebens. Und wirklich, wenn die Woge heranflutet, wenn [...] die eine Welle sich über der nächsten bricht, dann mischt sich in das gewitternde Rollen der Wasser das Rasseln der Muscheln und tausend anderer Lebewesen, welche die Flut mit sich führt. [...] Und wie viel andere Stimmen hat sie noch! Sobald sie erregt ist, kontrastieren ihre Klagen und tiefen Seufzer mit der Stille des düsteren Ufers. Es scheint sich zu sammeln, um die Drohung derjenigen anzuhören, die es gestern noch in liebkosendem Plätschern umschmeichelte. Wird die See nicht bald noch ganz anders zu ihm sprechen? Ich möchte es nicht heraufbeschwören.*<sup>38</sup>

So beschrieb der französische Historiker Jules Michelet 1861 in seinem naturphilosophischen Buch „Das Meer“ sprachgewaltig die Faszination des Meeres. Der Zauber des Meeres begann Menschen seit dem 18. Jahrhundert in seinen Bann zu ziehen. Das hat Alain Corbin bereits, wie eingangs erwähnt, herausgearbeitet, und dieser Prozess der Ästhetisierung des Meeres und der Küstenlandschaften setzte sich auch im 19. und 20. Jahrhundert fort:<sup>39</sup> Die Romantik entdeckte das Meer und produzierte viele Meeresbilder in Malerei und Dichtung, die Großstadtkritik des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts ästhetisierte die Küstenlandschaft als Gegenbild zur hektischen, unnatürlichen, kurz: zur ungesunden Großstadt. Der Gesundheitsaspekt wurde ohnehin immer wichtiger: Galt das Meer, wie erwähnt, früher als Quelle von Krankheiten, so erschien es jetzt als Erholungsraum, wurden die „Heilkräfte des Meeres“ gepriesen – nicht zuletzt hierin wurzelt die Entstehung und erfolgreiche Ausbreitung des Seebädertourismus.<sup>40</sup> Der Sehnsuchts- und Imaginationsraum erschöpft sich aber nicht im eigenen Besuch des Meeres – gerade das mediale Zeitalter hält vielfache Möglichkeiten bereit, die Faszination des Meeres zu konsumieren: Die seit Jahren erfolgreiche Zeitschrift „mare“, mittlerweile auch im Sinne des Cross-Media-Publishings mit Ablegern im Fernsehen (mare-tv), im Internet und bei den Sozialen Netzwerken, als App usw., ist nur ein Beispiel hierfür. Ob man so weit gehen will, die ubiquitäre Faszination des Meeres quasi-anthropologisch auf die Tatsache zurückzuführen, dass der Mensch aus dem Meer stammt, ja sogar „dieselbe Konsistenz wie das Meerwasser aufweise“<sup>41</sup>, soll hier offen bleiben – für die historische Forschung wäre eine solche Deutung ohnehin wenig ergiebig.

Wie bereits oben erwähnt, handelt es sich bei der Unterscheidung der drei Ebenen um einen Systematisierungsversuch. Dass die drei Ebenen im konkreten (historischen) Fall eng zusammenhängen, ist evident – um dies an einem Beispiel zu veranschaulichen: Sturmfluten waren und sind zwar eine Bedrohung, stellen aber für diejenigen, die hier nicht wohnen, sondern nur temporär als Urlauber in der Küstenregion leben, als Grenzerfahrung ein Faszinosum dar, weshalb es durchaus folgerichtig ist, sie als Marketinginstrument zu nutzen: Die Schaffung der Erlebniswelt „Sturmflutenwelt Blanker Hans“ in Büsum 2006 ist ein

---

38 Jules MICHELET, *Das Meer*. Mit einem Vorwort von Michael Krüger. Übersetzt, herausgegeben und mit einem Nachwort von Rolf Wintermeyer, Frankfurt am Main 1987, S. 19f.

39 Vgl. hierzu den Beitrag von Nina HINRICHS in diesem Band.

40 Vgl. Wiebke KOLBE, *Strandurlaub als liminoider (Erfahrungs-)Raum der Moderne? Deutsche Seebäder im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert*, in: Hans-Jörg GILOMEN/Beatrice SCHUMACHER/Laurent TISSOT (Hg.), *Freizeit und Vergnügen vom 14. bis zum 20. Jahrhundert* (Jahrbuch der Schweizerischen Gesellschaft für Wirtschafts- und Sozialgeschichte, Bd. 20), Zürich 2005, S. 187–200, und zur Nordwestregion: Eta BENGEN/Wilfried WÖRDEMANN, *Badeleben. Zur Geschichte der Seebäder in Friesland* (Kataloge und Schriften des Schloßmuseums, Heft 6), Oldenburg 1992.

41 ROLSHOVEN, *Blick* (wie Anm. 27), S. 193, Anm. 12 unter Bezugnahme auf Carl Schmitt, wobei sich Rolshoven von dieser Deutung distanzieret.

solcher Versuch, Bedrohungs- und Imaginationsraum zu verknüpfen und für die dritte Ebene, das Meer als Lebensgrundlage, nutzbar zu machen.<sup>42</sup>

Ein weiteres notwendiges Element der Konzeptualisierung des Dreiebenenmodells für die historische Forschung ist die Integration der Querstruktur „Zeit“. Auf allen drei Ebenen verändern sich, wie bereits oben erwähnt, Wahrnehmungen und Deutungen des Meeres durch politische, wirtschaftliche, gesellschaftliche und kulturelle Prozesse in den Regionen und vor Ort. Darüber hinaus spielen frühere Erfahrungen mit dem Meer auch in späteren Zeiten eine zentrale Rolle – das Meer ist also auch ein wichtiger Erinnerungsort. Was die Nordsee angeht, so scheinen die exzeptionellen Ereignisse, also die Sturmfluten, im Gedächtnis der Region dominant zu sein. Dies galt und gilt nicht nur für die historische Forschung als Teil dieses Gedächtnisses, von der oben schon die Rede war, sondern auch besonders durch Relikte und besondere Erinnerungszeichen – Relikte der Zerstörungen etwa, die Sturmfluten erzeugt haben (Artefakte, die bei Ebbe wieder auftauchen, Schiffswracks, veränderte Küstenlinien usw.), und bewusst gesetzte Erinnerungsmarken und Gedenkzeichen, wie sie oben ebenfalls schon erwähnt wurden und die zur Konstruktion lokaler und regionaler Identitäten beitragen sollen, sowohl für die Bewohner der Region als auch für Touristen. Ob neben den Sturmfluten auch andere Erfahrungen mit dem und Deutungen über das Meer und seine Bedeutung für die Menschen erinnert werden und vor allem: wie und warum dies geschieht, ist bislang kaum erforscht worden und kann wohl angesichts des Forschungsstands zunächst nur in der Beschränkung auf Regionen und/oder Bevölkerungsgruppen erforscht werden.

### 3 Heimat und Meer

Im dritten Schritt möchte ich daher danach fragen, wie eine bestimmte, möglicherweise für Belange des Meeres besonders affine soziale Gruppe im Nordwesten Deutschlands in der Vergangenheit mit dem Meer umgegangen ist bzw. ob es sich lohnt, Forschungen hierzu zu entwickeln. Überall in Deutschland bildeten sich im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts Vereine, die sich die Bewahrung natürlicher und kultureller Eigenheiten ihrer jeweiligen kleinräumigen Region zum Ziel setzten und sich hierfür u. a. in den Bereichen Geschichte, Denkmalschutz, Brauchtum, Sprache, Kunst, Naturschutz usw. engagierten. Dabei stand das Gefühl eines drohenden Verlustes für wichtig gehaltener Werte durch Modernisierung, Urbanisierung, Industrialisierung usw. im Zentrum ihres Selbstverständnisses. Getragen wurden die Vereine vornehmlich vom städtischen Bürgertum.<sup>43</sup> Den Duktus der Heimatbewegten mag ein regionales Zitat verdeutlichen: 1913 erschien eine zweibändige „Heimat-

---

42 Vgl. <http://www.blanker-hans.de> (zuletzt aufgerufen 19.08.2013).

43 Zur Geschichte der Heimatbewegung in Deutschland vgl. aus den letzten Jahren vor allem: Karl DITT, Raum und Volkstum. Die Kulturpolitik des Provinzialverbandes Westfalen 1923–1945 (Veröffentlichungen des Provinzialinstituts für Westfälische Landes- und Volksforschung des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe, Bd. 26), Münster 1988; Winfried SPEITKAMP, Denkmalpflege und Heimatschutz in Deutschland zwischen Kulturkritik und Nationalsozialismus, in: Archiv für Kulturgeschichte 70, 1988, 149–193; Celia APPLGATE, A Nation of Provincials. The German Idea of Heimat, Oxford 1990; Edeltraud KLUETING (Hg.), Antimodernismus und Reform. Beiträge zur Geschichte der deutschen Heimatbewegung, Darmstadt 1990; Willi OBERKROME, „Deutsche Heimat“. Nationale Konzeption und regionale Praxis von Naturschutz, Landschaftsgestaltung und Kulturpolitik in Westfalen-Lippe und Thüringen (1900–1960) (Forschungen zur Regionalgeschichte, Bd. 47), Paderborn 2004; Thomas SCHAARSCHMIDT, Regionalkultur und Diktatur. Sächsische Heimatbewegung und Heimat-Propaganda im Dritten Reich und in der SBZ/DDR (Geschichte und Politik in Sachsen, Bd. 19), Köln u. a. 2004; Martina STEBER, Ethnische Gewissheiten. Die Ordnung des Regionalen im bayerischen Schwaben vom Kaiserreich bis zum NS-Regime (Bürgertum Neue Folge, Bd. 9), Göttingen 2010.

kunde des Herzogtums Oldenburg“, herausgegeben vom Landeslehrerverein. Das Vorwort schrieb der Chefredakteur der Nachrichten für Stadt und Land, der wichtigsten Regionalzeitung Oldenburgs, Wilhelm von Busch: *Immer mächtiger und vielgestaltiger rauscht das Leben an uns vorüber; Wissenschaft, Technik und Kunst ziehen den Menschen tiefer und tiefer in ihren Machtbereich. Und je redlicher wir uns mühen, in lebhafter Anteilnahme das alles zu erfassen, desto öfter beschleicht uns das drückende Gefühl, dass unsere Arme zu schwach sind, diese Fülle aufzunehmen und zu halten. Aus den entlegenen Welten kehrt dann wohl unser suchender Blick zurück, um auf dem Bekannten, auf Umgebung und Heimat auszuruhen. [...] Oberflächliche und Übelwollende brachten die neu erwachte Pflege des Heimatlichen schon wieder in Missachtung, indem sie ihr Kleinlichkeit und Beschränktheit unterlegten und sie mit gespielter Bedauern dem Mitleid empfahlen. Uns aber lasst das Wort von der Heimatkunde in seiner höchsten Bedeutung erfassen: Als tiefe Erkenntnis des Heiligsten, was der Mensch sein eigen nennt, des Landes, dessen Säfte in seinen Adern kreisen, aus dessen Boden sich sein körperliches Teil aufbaut und dessen tiefstem Grunde auch seine geistigen und seelischen Kräfte entsteigen. Möge uns ein Gefühl der Abhängigkeit von der Heimat immer erhalten bleiben, dann wird sie uns mit ihrem Segen innig umflechten und durch ein starkes Band der unerschöpflichen Nährkraft des mütterlichen Bodens teilhaftig werden lassen.*<sup>44</sup>

Auch im Nordwesten Deutschlands entstanden seit Ende des 19. Jahrhunderts zahlreiche neue Heimatvereine,<sup>45</sup> es gab aber auch schon Vorläufer in den Jahrzehnten zuvor, so dass man die Geschichte früher ansetzen kann, als dies üblicherweise in einer Fokussierung auf die reine Organisationsgeschichte geschieht. Die Heimatbewegung ist nämlich deutlich vielfältiger: So formierte sich im 19. Jahrhundert eine Heimatkunst, vor allem in der Malerei, und eine Heimatliteratur, in der ganzen Region wurde ein ganzes Netz von Heimatmu-

---

44 Wilhelm von BUSCH, Zur Einführung, in: Heimatkunde des Herzogtums Oldenburg, Bd. 1, Bremen 1913, S. 4f.  
 45 Zu Niedersachsen vgl. vor allem Werner HARTUNG, Konservative Zivilisationskritik und regionale Identität am Beispiel der niedersächsischen Heimatbewegung 1895–1919 (Quellen und Untersuchungen zur allgemeinen Geschichte Niedersachsens in der Neuzeit, Bd. 10), Hannover 1991; Andrea-Katharina HANKE, Die niedersächsische Heimatbewegung im ideologisch-politischen Kräftespiel zwischen 1920 und 1945 (Quellen und Darstellungen zur Geschichte Niedersachsens, Bd. 123), Hannover 2004 sowie meine eigenen Arbeiten: Dietmar von REEKEN, Heimatbewegung, Kulturpolitik und Nationalsozialismus. Die Geschichte der „Ostfriesischen Landschaft“ 1918–1949 (Abhandlungen und Vorträge zur Geschichte Ostfrieslands, Bd. 75), Aurich 1995; DERS., Wissenschaft, Raum und Volkstum. Historische und gegenwartsbezogene Forschung in und über „Niedersachsen“ 1910–1945. Ein Beitrag zur regionalen Wissenschaftsgeschichte, in: Niedersächsisches Jahrbuch für Landesgeschichte 68, 1996, S. 43–90; DERS., Konservative Kontinuität und beginnende Modernisierung. Die Heimatbewegung in Niedersachsen 1945–1960, in: Bernd WEISBROD (Hg.), Von der Währungsreform zum Wirtschaftswunder. Wiederaufbau in Niedersachsen (Quellen und Untersuchungen zur Geschichte Niedersachsens nach 1945, Bd. 13), Hannover 1998, S. 57–74; DERS., Ideologie und Pragmatik der ländlichen Heimatbewegung, in: Regionaler Fundamentalismus? Geschichte der Heimatbewegung in Stadt und Land Oldenburg, Oldenburg 1999, S. 72–81; DERS., „Das Land als Ganzes!“ Integration durch Heimatpolitik und Landesgeschichte in Niedersachsen nach 1945, in: Habbo KNOCH (Hg.), Das Erbe der Provinz. Heimatkultur und Geschichtspolitik nach 1945 (Veröffentlichungen des Arbeitskreises Geschichte des Landes Niedersachsen (nach 1945), Bd. 18), Göttingen 2001, S. 99–116; DERS., Kultur und Kulturpolitik in Oldenburg von der Jahrhundertwende bis 1918, in: Uwe MEINERS (Hg.), Suche nach Geborgenheit. Heimatbewegung in Stadt und Land Oldenburg, Oldenburg 2002, S. 8–33; DERS., Heimatbewusstsein, Integration und Modernisierung. Die niedersächsische Heimatbewegung zwischen Landesgründung und „Grenzen des Wachstums“, in: Niedersächsisches Jahrbuch für Landesgeschichte 79, 2007, S. 297–324; DERS., Eine „unerschöpfliche Quelle unserer Volkskraft“? Dorf, ländlicher Raum und Heimat im 20. Jahrhundert, in: Christine van den HEUVEL/ Bernd KAPPELHOFF/Thomas VOGTHERR (Hg.), Land, Dorf und Kirche. Gemeindebildungen vom Mittelalter bis zur Neuzeit in Nordwestdeutschland (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Niedersachsen und Bremen, Bd. 253), Hannover 2009, S. 169–180, und als Beispiel eines einzelnen Heimatvereins: Dietmar von REEKEN, „Für nedderdütsch Aart un plattdütsch Woort“. Geschichte des „Ollnborger Kring“ 1921–2011, Oldenburg 2012.

seen gegründet, die Ausdruck lokaler und regionaler Geschichte und Natur und damit Identität sein wollten, und in regionaler Wissenschaft und Schule spielte die Heimatkunde eine wichtige Rolle, die eine Fülle von – teils wissenschaftlich solider, teils volkstümlicher – Literatur produzierte. Insgesamt bildete sich so ein ganzes Netz von Organisationen, Ideen und Personen, die sich mit deutlich zivilisationskritischen Unter- und Obertönen um die Idee der „Heimat“ gruppierten. Und bemerkenswert ist, dass dieses Netz auch im 20. Jahrhundert relativ stabil geknüpft blieb und zumindest die Heimatbewegung im engeren Sinne, also als Vereinsbewegung, bis heute existiert, wenn auch mit erheblichen Konjunkturen und Krisen im Laufe des Jahrhunderts.

Allerdings stellt es ein erhebliches Forschungsproblem dar zu identifizieren, wer eigentlich dazugehörte bzw. wer nicht. War und ist also alles „Heimatbewegung“, wo „Heimat“ draufsteht? Oder umgekehrt: Kann man z. B. den Boom der Regionalkrimis in den letzten Jahren auch zum Thema „Heimatliteratur“ zählen? Für mich sind das noch offene Fragen, die erst noch einer stärkeren theoretischen Grundlegung bedürfen, die hier aber nicht geleistet werden kann.

Die bisherige historische Erforschung der Heimatbewegung konzentrierte sich auf wenige Felder. Wenn ich einmal von meinen eigenen Erfahrungen ausgehen darf: Ich befasse mich jetzt seit fast zwanzig Jahren mit der nordwestdeutschen Heimatbewegung – und der Schwerpunkt lag vor allem auf der Geschichte der Organisationsentwicklung und der politischen Geschichte. Und damit lag ich sozusagen im Mainstream der Forschung insgesamt. Relativ selten nur bzw. am Rande befasste sich die Forschung bislang wirklich mit dem Ideenhaushalt, den Deutungen, den Mentalitäten der Heimatbewegten – kurz: Eine Kultur- und Mentalitätsgeschichte der Heimatbewegung und ihrer zahlreichen Mitglieder steckt noch in den Anfängen, sieht man von der recht gut erforschten Entstehungszeit um 1900 ab. Und hier kommt jetzt im Sinne des Themas dieses Aufsatzes das Meer ins Spiel: Die Heimatbewegung war und ist – trotz der nationalen Vernetzung in der Organisation – in erster Linie eine landschaftsgebundene Bewegung. Angesichts der großen Bedeutung des Meeres für die nordwestdeutsche Landschaft stellt sich also die Frage nach der Bedeutung des Meeres auch für die Heimatbewegung – und hier wissen wir bislang noch nichts. Um das einmal auf Niedersachsen zu beziehen, mit dem ich mich am besten auskenne: Das Niedersachsensbild der niedersächsischen Heimatbewegung ist vor allem auf eine Idealisierung vormoderner Bäuerlichkeit bezogen: Der Niedersachse galt als naturverhaftet, bedächtig, zäh, konservativ, zurückhaltend und gesund, kurz: als „*sturmfest und erdverwachsen*“, wie das im 20. Jahrhundert an Popularität gewinnende Niedersachsenlied besang. Auch der oben zitierte Text von Busch bestätigt dies – dort ist nur von „Land“ und „Boden“ die Rede, obwohl Oldenburg, um das es ja in dieser Heimatkunde ging, auch stark durch das Meer geprägt war.

Das Meer spielt bei dieser Konstruktion regionaler Identitäten – trotz des „sturmfest“ im Niedersachsenlied – offenbar keine besondere Rolle, eher eine Landschaft wie z. B. die Lüneburger Heide.<sup>46</sup> Und das liegt wohl auch an der Tatsache, dass sich das Meer, wie oben skizziert, nur bedingt als Projektionsfolie zivilisationskritischer, idyllisierender Land-

---

46 Möglicherweise trifft für die Heimatbewegung insgesamt das zu, was Helge Gerndt schon 1969 für die beginnende volkskundliche Forschung im 19. Jahrhundert festgestellt hat: „Das Schwelgen in regionaler Heimatbezogenheit hat die See als einen ‚Volkslebens‘raum gar nicht erkennen lassen.“ (GERNDT, Seemannssagen (wie Anm. 24), S. 208), vgl. auch ROLSHOVEN, Blick (wie Anm. 27), S. 201f.

romantik eignet, wie sie in der Bewegung lange dominierte.<sup>47</sup> Zwar wäre der „Sehnsuchtsraum Meer“ einerseits ein Anknüpfungspunkt auch für die Heimatbewegung – und inwiefern diese Anknüpfung geschah, wäre zu untersuchen. Auf der anderen Seite aber konfliktiert dieser Sehnsuchtsraum mit dem Bedrohungsraum, den nur, wie erwähnt, ein „Zugereister“ ästhetisieren kann, nicht aber ein Einheimischer – es sei denn in Zeiten (vermeintlicher) technischer Beherrschung, wo nur noch die Sturmflutdenkmäler Landmarken einstiger Bedrohung darstellen; aber, wie gesagt, die potenzielle Gefahrenlage ist auch dann noch präsent und die Rückkehr der Sturmfluten in Zeiten des Klimawandels ja bereits angesagt. Und das dritte Feld, der Lebensraum Meer, ist ebenfalls nicht so leicht zu idyllisieren: Militärische und industrielle Nutzung der Küstenlandschaft, aber auch die grundlegende Umgestaltung mancher Küstenregionen im Zuge des Ausbaus des Fremdenverkehrs stellen eine permanente Herausforderung dar. Vom „Zauber des Meeres“<sup>48</sup>, von einer „Ästhetik des Erhabenen“ im Sinne Kants<sup>49</sup> kann vor dem Hintergrund einer Skyline von Hotels und in Gesellschaft hunderter anderer Badender am Strand nur noch bedingt die Rede sein. Das Meer als beherrschender Teil der Landschaft machte es den Heimatbewegten also nicht leicht, es als Teil ihrer „Heimat“ in ihr Gesellschafts-, Natur- und Menschenbild zu integrieren.

Meine Forschungsfragen richten sich also vor allem darauf ...

- welche Bilder vom Meer und von den Bewohnern der Meeresküsten in der nordwestdeutschen Heimatbewegung konstruiert wurden,
- wer dies mit welchen Interessen tat,
- welche Auswirkungen Nutzungsveränderungen des Meeres im 19. und 20. Jahrhunderts auf dieses Bild hatten,
- an welche Teile der Geschichte des Meeres und der Küstenlandschaft erinnert wurde und wird und an welche nicht.

Als potenzielle Quellen dienen hierfür vor allem die Produkte der Bewegung selbst, also ihre umfangreiche Publizistik (Zeitschriften, Bücher, die Heimatbelletristik, die Heimatmalerei, die Konzepte und Ausstellungen der Heimatmuseen), ebenso ggf. Ego-Dokumente, also Erinnerungen, Briefe, Tagebücher der Heimatbewegten usw. Methodisch ist hier, wie schon oben erwähnt, interdisziplinäres Vorgehen erforderlich, denn entscheidende Impulse der bislang noch bescheidenen Forschungen zur Meereswahrnehmung kamen vor allem aus anderen Disziplinen wie Volkskunde, Literatur- und Kunstgeschichte.

#### **4 Offene Fragen und Fazit**

Die eingangs erwähnte Werkstattmetapher bedingt, dass die Unklarheiten über den Produktionsprozess noch mindestens ebenso groß sind wie die Gewissheiten. Nach wie vor offen ist die Erstreckung des Untersuchungsraumes – und das gilt in mehrfacher Hinsicht: Zum einen ist die Frage bislang noch völlig ungeklärt, wie weit eigentlich der Einfluss des Meeres reicht. Kann man also einen Raum „Küstenlandschaft“ identifizieren, in dem die Betroffenheit durch das Meer unmittelbar war, und diesen vom „Binnenland“ abgrenzen? Morphologisch ist das möglich: Der Küstenraum endet an den höheren Geest- und Moorrändern. Aber gilt das auch

---

47 Ähnlich ebd., S. 202.

48 GERNDT, Seemannssagen (wie Anm. 24), S. 211.

49 Zur Kantschen Erhabenheitsästhetik vgl. FISCHER, Feste (wie Anm. 31), S. 625.

für die hier angestrebten kultur- und mentalitätsgeschichtlichen Forschungen? Ludwig Fischer etwa spricht von einem „bis zu 50 und mehr Kilometer breite(n) Grenzraum“<sup>50</sup> – woher diese Kilometerzahl stammt, wird nicht angegeben. Bei Manfred Jakobowski-Tiessen ist die Rede von einer „maritimen Gesellschaft“, die sich seit dem Mittelalter herausgebildet habe,<sup>51</sup> bei der aber unklar ist, wo genau sie zu verorten ist. Und schon Friedrich Ratzel sprach im 19. Jahrhundert über „das von einem Meer oft tief ins Land hineinreichende ‚geistige Seeklima‘“<sup>52</sup> aber wie „tief“ es hinreicht, bleibt offen. Und verändern sich die Perspektiven denn nicht gerade im 19. und 20. Jahrhundert durch die zunehmende Erschließung der Räume durch Verkehrsmittel und die daraus resultierende Verkürzung der Entfernungen sowie die mediale Vermittlung von Meeresbildern?

Und zum anderen: Wenn es um die Beziehungen von Natur und Kultur am Beispiel der Nordsee geht – ist es dann nicht sinnvoll, den ganzen Küstensaum der südlichen Nordsee in den Blick zu nehmen, einen Saum, der sich vom südlichen Dänemark über Nordfriesland und das niedersächsische Küstengebiet bis nach Nordholland erstreckt? Zwar ist die Heimatbewegung in dieser spezifischen Form vor allem eine deutsche Entwicklung (mit allerdings durchaus verwandten Formen, z. B. in der Friesenbewegung in den Niederlanden). Dass aber die Zivilisationskritik und die bürgerliche Verlustrhetorik keineswegs auf Deutschland beschränkt war, zeigt ein kleines Beispiel aus Frankreich, wo der Jurist und Landschaftsmaler Paul Sébillot im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts bei der Suche nach Meeresmotiven für seine Bilder begann, maritime Folklore zu sammeln und zu veröffentlichen. Die Volkskundlerin Johanna Rolshoven kommentiert dies wie folgt: „Die ästhetische Meereswahrnehmung gewinnt für den Künstler Sébillot eine gewissermaßen ‚existentielle Brisanz‘. Die Beschäftigung mit dem Meer wird zum Versuch der Wiederannäherung an die symbolischen Orte der Kindheit. Aus dem Leiden an ihrem Verlust erwächst der Impetus, das Bald-Verlorene retten zu wollen. Die in ‚La Folk-Lore des Pêcheurs‘ (einem Buch Sébillots von 1901, DvR) beschriebenen Bräuche und Glaubensvorstellungen, klagt er, seien zum Zeitpunkt der Buchedition schon weitestgehend verschwunden. Die Überfremdung durch den aufkommenden Badetourismus, wirtschaftliche Nöte und Alkoholismusprobleme bedrohen die (für die bürgerliche Anschauung) ästhetisch ‚schöne und gesunde‘ Küstenbevölkerung.“<sup>53</sup> Dieses Menetekel hätte auch von einem niedersächsischen Heimatbewegten stammen können (wobei wir allerdings, wie gesagt, noch wenig darüber wissen, ob und wie hier die Küste konzeptualisiert wurde). Es existierte also so etwas wie eine Internationale der heimatbewegten, konservativen Zivilisationskritiker – und daher wäre es spannend zu untersuchen, ob und ggf. wie die Wahrnehmung und Deutung des Meeres sich in verschiedenen Küstenregionen unterschiedlicher Nationen voneinander unterschied und worauf diese Unterschiede zurückzuführen sind.

Abschließen möchte ich mit zwei Gedanken zur Legitimation und zum Ort solcher Forschungen. Der Hamburger Germanist Ludwig Fischer, von dem ich viele Anregungen erhalten habe, schrieb 2000 in seinem Aufsatz „Das Feste und das Flüssige“ zur Begründung seiner Forschungen zur Ideologie- und Wahrnehmungsgeschichte des Wattenmeeres und der Halligen:

---

50 Ebd., S. 630.

51 JAKUBOWSKI-TIESSEN, Trutz (wie Anm. 13), S. 67.

52 Jürgen HASSE unter Bezugnahme auf Friedrich RATZEL, zit. nach: FISCHER, Feste (wie Anm. 31), S. 626.

53 ROLSHOVEN, Blick (wie Anm. 27), S. 207.

„Die Küste ist, als eine Zone des Handelns an und in der Natur und als ein Entwurf von Bildern des Naturbezugs, ein in mehrfachem Sinn exponierter Grenzbereich der Begegnung mit dem ‚Elementaren‘. Deshalb hat es eine hohe innere Folgerichtigkeit, dass in unseren Zeiten, wo die tatsächlich welthistorische Gefährdung weiter Küstenbereiche auf der wissenschaftlichen und politischen Diskussionsordnung steht, die Erkundung eines zukunfts-fähigen gesellschaftlichen ‚Umgangs mit Küste‘ beträchtliche Ressourcen zu mobilisieren erlaubt, etwa in den überall installierten Forschungsprogrammen zu einem ‚Integrated and Sustainable Coastal Zone Management‘. Unsere Beschäftigung mit den mentalen ‚Bildern von Küste‘ fragt nach den Antworten, die Wahrnehmungs- und Handlungskonzepte für Küste auf die lange dominante Angst- und Gefährdungserfahrungen und ihre modernen Wiedergeburten ebenso geben, wie auf die Sehnsüchte und Hoffnungen, die einem schwindelerregenden Verlust elementarer Naturerfahrungen komplementär sind und an den Küsten einen ihrer bevorzugten Projektionsräume haben.“<sup>54</sup>

Fischer verweist damit auf die Notwendigkeit, die in den letzten Jahren aus wirtschaftlichen wie umweltpolitischen Gründen auf- und ausgebauten meereswissenschaftlichen Forschungsschwerpunkte verstärkt durch kulturwissenschaftliche Forschungen zu ergänzen. Denn auch zukünftige Nutzungen des Meeres und der Küsten bedürfen einer Reflexion über den Umgang des Menschen mit dem Meer – und hierfür sind solche Forschungen, sowohl in historischer als auch gegenwärtiger Perspektive, dringend erforderlich.<sup>55</sup>

Der zweite Gedanke führt noch einmal zurück zu der bereits skizzierten Forschungskontroverse zwischen Jakobowski-Tiessen und Rieken. Rieken verwendet dabei nämlich auch ein auf den ersten Blick etwas überraschendes Argument, indem er – neben der Bezugnahme auf unterschiedliche Quellengrundlagen – hervorhebt, es sei „ein Unterschied, ob jemand wie Jakobowski-Tiessen fernab von der See, nämlich am Max-Planck-Institut für Geschichte in Göttingen, über Flutkatastrophen schreibt, oder ob man an der Küste bzw. auf einer Insel wohnt und dort eine Sturmflut hautnah miterlebt. Wenn ein Orkan wütet und die Wellen über den Deich schlagen, kriecht die Angst empor, während die Stimme der Vernunft, welche etwa auf die Güte moderner Deiche hinweist, an Bedeutung verliert.“<sup>56</sup> Dass der Ort des Forschers also die Art und Weise des Forschens, ja sogar die Ergebnisse des Forschens beeinflusst, ist eine interessante These – der Forscher wäre nach diesem Verständnis, wenn er in der meeresbeeinflussten Küstenregion lebt (so wie der Autor dieser Zeilen im weitesten Sinne, nämlich ca. 40 km vom Meer entfernt) Teil seines Forschungsgegenstandes bzw. durch ihn in höherem Maße beeinflusst, als wenn er im Binnenland arbeiten würde. Zumindest sollte er (zumal, wenn er auch noch aus einem Ort direkt am Meer stammt wie der Autor) diese mögliche Beeinflussung mit reflektieren – möglicherweise aber besteht diese Beeinflussung auch nur in einer besonderen Affinität zum Thema, einer besonderen „Lust“ (im Sinne Corbins), sich mit dem Meer wissenschaftlich zu befassen.

---

54 FISCHER, Feste (wie Anm. 31), S. 626.

55 Vgl. hierzu auch die Ausführungen in unserer Einleitung.

56 RIEKEN, Nordsee (wie Anm. 4), S. 276.



Nina Hinrichs

## Meeresbilder – Künstlerische Auseinandersetzungen mit der Nordsee in der Zeit des Nationalsozialismus

Im Laufe der Geschichte inspirierte die Nordsee Künstler zu unterschiedlichsten Verbildlichungen.<sup>1</sup> In dieser Studie wird ein Einblick in künstlerische Darstellungstraditionen in der Zeit des Nationalsozialismus gegeben.<sup>2</sup> Die gewählten Werke visualisieren unterschiedliche Sehweisen auf die Nordsee.

Obwohl die Nordsee als etwas real Gegebenes und physisch Erfahrbares existiert, gibt es – in Anlehnung an einen „subjektivistischen Landschaftsbegriff“<sup>3</sup> – nicht die „eine“ Sehweise auf dieses Meer. So hat der Fischer einen anderen Blick auf die Nordsee als beispielsweise der Naturschützer, der Tourist oder das spielende Kind.<sup>4</sup>

Im Nationalsozialismus gab es unterschiedliche Wahrnehmungsmuster dieses Meeres, die durch damals vorherrschende ideologische, kulturelle, politische und soziale Kontexte

- 
- 1 Dabei fungierte dieses Meer ebenfalls als Projektionsfläche von gesellschaftlichen und politischen Idealen, kulturellen Vorstellungen, geistes- und naturwissenschaftlichen Philosophien und individual-ästhetischen Sehweisen. Ausführungen zur Projektionsfläche Natur vgl. u. a. Ludwig FISCHER (Hg.), Projektionsfläche Natur. Zum Zusammenhang von Naturbildern und gesellschaftlichen Verhältnissen, Hamburg 2004. Zur Ideologie und Wahrnehmungsgeschichte des Wattenmeers und der Halligen vgl. Ludwig FISCHER, Das Feste und das Flüssige. Zur Ideologie und Wahrnehmungsgeschichte des Wattenmeers und der Halligen, in: Bernd BUSCH/Larissa FÖRSTER (Hg.), Wasser, Kunst- und Ausstellungskatalog der Bundesrepublik Deutschland (Schriftenreihe Forum 9), Bonn 2007, S. 624–652. Der Band „Inszenierungen der Küste“ beinhaltet exemplarische Fallstudien zur Nordseeküste, vgl. Norbert FISCHER/Susan MÜLLER-WUSTERWITZ/Brigitta SCHMIDT-LAUBER (Hg.), Inszenierungen der Küste (Schriftenreihe der Isa Lohmann-Siems Stiftung 1), Berlin 2007. Allgemeine Ausführungen zur kulturgeschichtlichen Betrachtungsweise von Natur vgl. Thomas KIRCHHOFF/Ludwig TREPL (Hg.), Vieldeutige Natur. Landschaft, Wildnis und Ökosystem als kulturgeschichtliche Phänomene, Bielefeld 2009.
  - 2 Kunst wird dabei im gesellschaftlich-politischen, historischen und kulturellen Kontext betrachtet. Dabei werden zwar individuelle künstlerische Ansätze herausgestellt, doch die Kunstwerke werden nicht – in Anlehnung an Imdahl – als auf sich verweisende autonome Objekte aufgefasst. Vgl. u. a. Wolfgang BRASSAT/ Helmut KOHLE (Hg.), Methoden-Reader Kunstgeschichte. Texte zur Methodik und Geschichte der Kunstwissenschaft, Köln 2003, S. 77–80.
  - 3 Vgl. u. a. KIRCHHOFF/TREPL (Hg.), Vieldeutige Natur (wie Anm. 1), S. 26, 33–37.
  - 4 Exemplarisch für die Codierung einer Landschaft sei u. a. auf Hasses Ausführungen verwiesen: Vgl. Jürgen HASSE, „Nordseeküste“ – Die touristische Konstruktion besserer Welten. Die Codierung einer Landschaft“, in: FISCHER/MÜLLER-WUSTERWITZ/SCHMIDT-LAUBER (Hg.), Inszenierungen der Küste (wie Anm. 1), S. 239–259, hier S. 239. Vgl. ebenso Jürgen HASSE, Zur mythischen Funktion deklarerter Natur-Landschaften. Das Beispiel des „Weltnaturerbes“ Wattenmeer, in: Ludwig FISCHER/Karsten REISE (Hg.), Küstenmentalität und Klimawandel. Küstenwandel als kulturelle und soziale Herausforderung, München 2011, S. 97–114. Vgl. zudem Ludwig FISCHER, Reflexionen über Landschaft und Arbeit, in: KIRCHHOFF/TREPL (Hg.), Vieldeutige Natur (wie Anm. 1), S. 101–117.

geprägt waren.<sup>5</sup> So besaß die Nordsee im Zweiten Weltkrieg für die Kriegsführung auf See Bedeutung. Weiterhin betrieben die Nationalsozialisten an der Nordseeküste Landgewinnung. Das gewonnene Land, wie der Adolf-Hitler-Koog, sollte im Rahmen rassenpolitischer Maßnahmen genutzt werden. Obwohl in der Kriegszeit viele Küstenbereiche zum Sperrgebiet erklärt waren, besuchten – solange es möglich war – Badegäste die Küste und die Inseln. Weiterhin fungierte die Nordsee als Projektionsfläche für verschiedene Vorstellungen und Ideen, die sich u. a. in naturphilosophischen Konzepten und in rassenideologischen Auslegungen zeigen.

Die unterschiedlichen Wahrnehmungsstrukturen können sich in der Kunst spiegeln. Dies wird in den folgenden Kapiteln anhand exemplarischer, sowohl „nationalsozialistisch gefälliger“<sup>6</sup> als auch als „entartet“ diffamierter Kunstwerke dargestellt.

Zu dieser Zeit war die freie künstlerische Auseinandersetzung mit der Nordsee nur beschränkt möglich. Kunstproduktion und -vermittlung unterstanden der Kontrolle des NS-Regimes. Dabei wurde Kunst als ein Propagandainstrument instrumentalisiert. Auf dieser Basis muss die nationalsozialistische Herstellung und Rezeption von Werken mit Nordseemotivik beurteilt werden.<sup>7</sup> Von den Nationalsozialisten als vorbildlich gewürdigte Werke werden exemplarisch Arbeiten von Claus Bergen, Michael Mathias Kiefer, Ernst Magnus Weidemann, Erna Lendvai-Dircksen und Alfred Bachmann analysiert.

Die von den als „entartet“ diffamierten Künstlern geschaffenen Nordseewerke zeigen sowohl in Bildsprache als auch im Inhalt größere Freiheit. In dieser Studie werden ausgewählte Arbeiten von Max Beckmann und Franz Radziwill betrachtet.

---

5 In Bezug auf die unterschiedlichen Wahrnehmungsmuster der Nordsee im historischen Kontext, vgl. u. a. Julia MEYN, „Mit dem Meer wird man geboren“ – Vom Leben an der Küste Nordfrieslands (Studien zur Alltagskulturforschung 5), Wien u. a. 2007.

6 Dabei werden – abgesehen von wenigen Ausnahmen – Exponate der „Großen Deutschen Kunstausstellungen“ herangezogen. Diese wurden in der Zeitschrift „Kunst im Dritten/Deutschen Reich“ abgebildet und waren repräsentativ für die nationalsozialistische Kunst.

7 Kunstauffassung und -politik basierten auf der nationalsozialistischen rassistischen Ideologie. Verbindungen zwischen Kulturtheorie und rassistischem Identitätskonzept werden in den Schriften von Adolf Hitler, Alfred Rosenberg und Paul Schultze-Naumburg ersichtlich. Hitlers Kulturideologie ist größtenteils in „Mein Kampf“ dargelegt. Die nationalsozialistische Kulturideologie basierte auf dem rassistischen Dualismus von „Ariern“ und Juden. Hitler nahm in seinem Rassenwahn die Differenzierung in „Kulturschöpfer“ – nämlich die „Arier“ –, in „Kulturträger“ – beispielsweise die Japaner – und „Kulturzerstörer“ – die Juden – vor. Vgl. Adolf HITLER, *Mein Kampf*, München <sup>188/189</sup>1936, S. 318f. Weitere Ausführungen zu Hitlers Kulturideologie vgl. Klaus BACKES, *Hitler und die bildenden Künste. Kulturverständnis und Kunstpolitik im Dritten Reich*, Köln 1988, S. 49–57. Vgl. Thomas MATHIEU, *Kunstauffassungen und Kulturpolitik im Nationalsozialismus. Studien zu Adolf Hitler, Joseph Goebbels, Alfred Rosenberg, Baldur von Schirach, Heinrich Himmler, Albert Speer, Wilhelm Frick, Saarbrücken 1997*, S. 18–80. Vgl. Reinhard MERKER, *Die bildenden Künste im Nationalsozialismus. Kulturideologie – Kulturpolitik – Kulturproduktion*, Köln 1983, S. 48–56. Zu Kulturtheorie, Person und Wirken Rosenbergs vgl. ebd., S. 56–66, 100–106. Vgl. MATHIEU 1997, S. 164–240. Rosenberg veröffentlichte im Jahr 1930 die Abhandlung „Der Mythos des 20. Jahrhunderts“, dessen Schwerpunkt Betrachtungen über Kulturtheorie und -kampf bilden. Vgl. Alfred ROSENBERG, *Der Mythos des 20. Jahrhunderts*, München <sup>1</sup>1932. Rosenberg setzte mit der Repräsentativzeitschrift der NSDAP, „Kunst im Dritten/Deutschen Reich“, deren Herausgeber er ab 1937 war, ikonografische Maßstäbe. „Kunst aus Blut und Boden“ (1932), „Kunst und Rasse“ (1928) und „Kampf um die Kunst“ (1932) stellen Abhandlungen Schultze-Naumburgs über Kunstbetrachtung auf Basis der Rassenlehre dar. Vgl. u. a. Paul SCHULTZE-NAUMBURG, *Kunst aus Blut und Boden*, Leipzig 1934.

## 1 Die Nordsee als Kriegsschauplatz

Im Nationalsozialismus wurde zur Vorbereitung des Krieges eine erneute Aufrüstungspolitik auch in der Kriegsmarine betrieben.<sup>8</sup> Jedoch reichten die Aufrüstungsanstrengungen in der Marine nicht aus, um einen erfolgreichen Seekrieg führen zu können.<sup>9</sup> Weiterhin hatte sich die Kriegsführung aufgrund moderner Technik verändert. Es gab keine Seeschlachten mit Linienschiffsgeschwadern, die in der Vergangenheit in Gemälden häufig heroisch verklärt dargestellt wurden.<sup>10</sup> An die Stelle traten die See-Luft-Kriegsführung und aufreibende Sicherungseinsätze an den Küsten Europas.<sup>11</sup> Zudem gab es eine Verlagerung vom Überwasserkrieg zum U-Boot-Kampf.<sup>12</sup> Im Jahr 1943 wurde in der städtischen Galerie München in Verbindung mit dem Oberkommando der Wehrmacht, dem Deutschen Seegelungswerk und dem Amt für Bildende Kunst (in der Dienststelle Rosenberg) die Ausstellung „Das Meer“ präsentiert.<sup>13</sup> Sie stand im Zeichen der Kriegspropaganda. Dabei wird das Meer als „Front gegen den Feind“ hervorgehoben:<sup>14</sup>

*Das Meer einmal in der künstlerischen Darstellung zu würdigen, nicht nur als Stimmungselement und gewaltige Natur im Guten und Bösen, sondern es zu sehen und zu zeigen in seiner Doppelfunktion als völkertrennenden und völkerverbindenden Nachbar, als wichtiger Teil unserer Fronten gegen den Feind, auf dem sich in diesem Krieg dramatische Kämpfe, hartes und schier übermenschliches Ausharren abspielt, das ist der Sinn einer Ausstellung, die soeben in der Städtischen Galerie eröffnet wurde.<sup>15</sup>*

Im Weiteren wird betont, dass erst durch den Nationalsozialismus die Sehweise des Meeres als Kriegsfront entstanden sei:

*Erst der Seegedanke unserer jüngsten Gegenwart hat das Meer als schicksalsbestimmenden Faktor in unser Bewußtsein gebracht, das verzichtvolle Leben der U-Boot-Männer läßt unsere Gedanken an diese Front der harten Entscheidungen wandern. In diesem Sinne soll die Ausstellung ein kleiner Teil der Anerkennung sein, die die Heimat der ausgedehnten Front auf den Meeren zollt.<sup>16</sup>*

Einer der auf der Ausstellung vertretenen Künstler ist Claus Bergen. Dieser hat die Darstellungstraditionen der Marinemalerei mitgeprägt.<sup>17</sup> So war bereits im Ersten Weltkrieg das Meer ein wichtiges Motiv in seinem Werk. Auch im folgenden Weltkrieg war er als Marinemaler tätig und trug zur Popularisierung der Marine und Verherrlichung von See-

---

8 Vgl. u. a. Michael SALEWSKI, Zur deutschen Marinepolitik in Krieg und Frieden, in: Lars SCHOLL, Claus Bergen 1885–1964. Marinemalerei im 20. Jahrhundert, Bremerhaven 1982, S.13–19, hier S. 16–18.

9 Vgl. ebd.

10 Vgl. ebd., S. 16.

11 Vgl. ebd., S. 17.

12 Vgl. ebd. Wenngleich sich im Gegensatz zum Ersten Weltkrieg das entscheidende Kriegsgeschehen von der Nordsee in den Atlantik verlagerte, wurde auch die Nordsee in Kunstwerken als Kriegsschauplatz visualisiert.

13 Vgl. Ausstellungskatalog „Das Meer. Bilder deutscher Maler“ in der Städtischen Galerie München vom 10. April bis 13. Juni 1943, München 1943.

14 Wally P. SCHULTZ, Das Meer im Bilde, in: Völkischer Beobachter April 1943, Nr. 102.

15 Ebd.

16 Ebd.

17 Für eine Bibliografie bis 1987 vgl. Bodo HERZOG, Claus Bergen. Leben und Werk, hg. in Zusammenarbeit mit dem Deutschen Schiffahrtsmuseum und der Gemeinde Lenggries, Gräfelfing vor München 1987, S. 54–62. Vgl. ebenso Jörg-M. HORMANN/Eberhard KLIEM, Claus Bergen. Marinemaler über vier Epochen, Hamburg 2002.

schlachten bei.<sup>18</sup> Er erhielt Einladungen, Fahrten der Kriegsmarine zu begleiten und künstlerisch darzustellen. Exemplarisch sei auf Fahrten auf dem Torpedoboot Seeadler, dem Panzerschiff Deutschland und dem Zerstörer Karl Galster verwiesen.<sup>19</sup> In Bezug auf die letztgenannte Fahrt entstand das Bild „Deutsche Zerstörer auf der Wacht in der Nordsee“ (Abb. 1), das in der Großen Deutschen Kunstausstellung 1940 ausgestellt und in der Zeitschrift „Kunst im Deutschen Reich“ besprochen wurde. In diesem Bild sind – tiefenräumlich gestaffelt – zwei Zerstörer in Fahrt durch die aufgewühlte Nordsee dargestellt.



Abb. 1 Claus Bergen, Deutsche Zerstörer auf der Wacht in der Nordsee (Karl Galster), 1940

Scholz würdigte in einem Artikel diese „wirkungsvollen Kriegsdarstellungen“, da sie „einzelne typische Kriegsepisoden für das Gedächtnis der Nachwelt festgehalten haben“.<sup>20</sup> Der vorhergehende Artikel „Große Kunst im großen Schicksal“<sup>21</sup> von Alfred Rosenberg rückte das Werk noch stärker in den Kontext nationalsozialistischer Kriegspropaganda.

*Wir wissen, daß von derartigen Kunstwerken die in ihnen geballte Kraft wieder zurückstrahlt auf das deutsche Volk, und daß die Symbolik [...] großer Kunstwerke durch die*

18 Vgl. HERZOG, Claus Bergen (wie Anm. 17), Anm. 56, S. 36. Seine Bilder waren u. a. auf den nationalsozialistischen Großen Deutschen Kunstausstellungen vertreten. Vgl. u. a. Große Deutsche Kunstausstellung 1940 im Haus der Deutschen Kunst zu München, München 1940, S. 20, Nr. 63. Vgl. Große Deutsche Kunstausstellung 1941 im Haus der Deutschen Kunst zu München, München 1941, S. 20, Nr. 59. Vgl. Große Deutsche Kunstausstellung 1942 im Haus der Deutschen Kunst zu München, München 1942, S. 20, Nr. 61. Nach dem Zweiten Weltkrieg erhielt er ein nicht lange andauerndes Malverbot, das Entnazifizierungsverfahren wurde eingeleitet, und er konnte wieder als Künstler arbeiten. Vgl. SCHOLL, Claus Bergen (wie Anm. 8), S. 85f. Nach Ende des Zweiten Weltkriegs distanzierte Bergen sich von der Darstellung der Kriegsmarine, aber das Meer blieb ein wichtiges Motiv in seinem Schaffen.

19 Vgl. u. a. HERZOG, Claus Bergen (wie Anm. 17), S. 26, vgl. SCHOLL, Claus Bergen (wie Anm. 8), S. 43.

20 Vgl. Robert SCHOLZ, Die Malerei in der Großen deutschen Kunstausstellung 1940 im Haus der Deutschen Kunst, in: Kunst im Deutschen Reich 8/9 (1940), S. 236–249, hier S. 246.

21 Vgl. Alfred ROSENBERG, Große Kunst im Großen Schicksal, in: Kunst im Deutschen Reich 8/9 (1940), S. 228–233, hier S. 228.

*Macht des Auges auch die Erziehung und Festigung des inneren Willens in der gesamten Nation bedeutet.*<sup>22</sup>

Kriegsmarinedarstellungen waren gefragt. Sie sollten die militärische Überlegenheit und den Siegeswillen Deutschlands verkörpern. Kunst stand ganz im Dienste nationalsozialistischer Ideologie und sollte den Glauben an einen siegreichen Krieg festigen und dem Ausland einen ungebrochenen „Kulturwillen“ demonstrieren.<sup>23</sup>

Neben Kriegsmarinedarstellungen wurden auch symbolisch aufgeladene Meeresbilder kreiert, die im Kriegskontext gelesen werden können. Exemplarisch sei auf Werke von Michael Mathias Kiefer verwiesen.<sup>24</sup> Im Rahmen der Kriegspropaganda griff er in seinen Malereien das Motiv des Adlers auf, beispielsweise im Bild „Die Wacht“ (Abb. 2).



Abb. 2 Michael Mathias Kiefer, Die Wacht, 1940

---

22 Vgl. ebd.

23 So schreibt Robert Scholz über die Große Deutsche Kunstausstellung 1940, zu deren Exponaten u. a. obig angeführtes Bild von Claus Bergen gehört, Folgendes: „Die Eröffnung der großen deutschen Kunstausstellung im Haus der Deutschen Kunst in München ist mit Recht als eine der stärksten Demonstrationen des kulturellen Bedürfnisses und der kulturellen Tatkraft des deutschen Volkes in dem uns aufgezwungenen Kriege gewertet worden. Die Tatsache, daß Deutschland im Schutze seiner glorreichen Waffen seine Kulturelle Arbeit auf allen Gebieten ungestört und unvermindert fortführen konnte, gehört zu dem Wunder der inneren Erneuerung und kulturellen Bewußtwerdung eines Volkes durch eine Weltanschauung, die dieses Volk wieder zur Erkenntnis seiner schöpferischen Kräfte geführt hat und die es bewirkte, daß die Kunst im neuen Deutschland nicht mehr ein Luxus für eine kleine Oberschicht, sondern eine lebendige, sittliche und geistige Kraftquelle des Volkes geworden ist.“ Vgl. SCHOLZ, Die Malerei (wie Anm. 20), S. 236.

24 Kiefers Werke erfüllten die nationalsozialistischen Anforderungen an ein Bild. Dies zeigen u. a. die Ausstellungszulassungen der Großen Deutschen Kunstausstellungen. Vgl. u. a. Große Deutsche Kunstausstellung 1940 im Haus der Deutschen Kunst zu München, 1940, S. 51, Nr. 589. Vgl. Große Deutsche Kunstausstellung 1939 im Haus der Deutschen Kunst zu München, München 1939, S. 48, Nr. 561.

Der Adler war das Hoheitszeichen der nationalsozialistischen Partei und des deutschen Staates. Im Nationalsozialismus prangte er an Bauten der Partei, der Kommunen und der Wehrmacht und wurde propagandistisch auf Plakaten und in der Kunst eingesetzt.<sup>25</sup> Mit dem Bild des Raubvogels werden Wachsamkeit, Mut, Aggression und der Anspruch auf Land- und Luftherrschaft assoziiert. Da die genannten Attribute als vorbildlich betrachtet wurden, erwies sich dieser Raubvogel als äußerst geeignet für die Kriegspropaganda.

Das Bild „Die Wacht“ steht im Kriegskontext. Die Darstellungen der fliegenden Adler sowie der Titel lassen die Assoziation von patrouillierenden Kriegsflugzeugen zu. Die Felsformation in dem Werk „Die Wacht“ kann auf die Insel Helgoland verweisen. Diese Insel war ein nationalsozialistischer Außen- und Wachposten, auf der eine Luftwaffenstaffel stationiert war.

Im Kontext der Kriegsmarinedarstellungen wird die Nordsee als ein Kriegsschauplatz verbildlicht. Aber der Kampf fand nicht nur auf dem Meer statt. Von den Nationalsozialisten wurde im Rahmen von Landgewinnungsmaßnahmen auch ein „Kampf gegen die Nordsee“ proklamiert.

## 2 Kampf gegen die Nordsee: Landgewinnung

Im Nationalsozialismus wurde die Landgewinnung mit militärisch aufgeladener Metaphorik dargestellt.<sup>26</sup>

*Kampf um die Heimat berichtet diese meerentrungene Erde [Nordseeküste], [...] Kampf um das Brot bedeutete der karge Sandrücken der Geest. Kampf ist die Lebensgeschichte der Menschen dieses Landes, die in harter Schicksalsschule zu starken, selbstverantwortlichen Geschlechtern erwachsen.*<sup>27</sup>

Die Nordsee wird als feindliches Element personifiziert, das der Mensch bezwingen müsse. Dabei hätten sich die Küstenbewohner durch die bisherigen „Kämpfe gegen die Nordsee“ zu gestählten Persönlichkeiten entwickelt. Dies wird im Rahmen der nationalsozialistischen Blut- und Boden-Ideologie interpretiert.

*Der Charakter aber, der jene Kämpfe ehrwürdig macht, steht noch heute im Gesicht der Nordmark, Zeuge dem tiefen Sinn des Wortes: Blut und Boden.*<sup>28</sup>

Die Küstenbewohner wurden von Erna Lendvai-Dircksen in Portraitfotografien – unterlegt mit ideologischen Untertiteln – visualisiert.<sup>29</sup> Auch das Projekt der Nationalsozialisten, im Wattenmeer verstärkt Landgewinnung durchzuführen, diente ihr als Bildmotiv.<sup>30</sup> Die Landgewinnungsmaßnahmen werden dabei als Kampf gegen die Nordsee ausgelegt. Dies belegt folgender Text, der die Fotografie „Arbeitsdienst bei Dagebüll“ (Abb. 3) erläutert:

---

25 Vgl. Joachim PETSCH, *Kunst im Dritten Reich*, Köln 1994, S. 52f.

26 Vgl. Ludwig FISCHER, *Küste – Von der Realität eines mentalen Konzepts*, in: Ludwig FISCHER/Karsten REISE (Hg.), *Küstenmentalität und Klimawandel. Küstenwandel als kulturelle und soziale Herausforderung*, München 2011, S. 31–54, hier S. 39f.

27 Erna LENDVAI-DIRCKSEN, *Das deutsche Volksgesicht*, Bayreuth [ca. 1936], S. 5.

28 Ebd.

29 Vgl. ebd., S. 20f.

30 Vgl. ebd., S. 38–41.

*Deutsche Jugend mit dem Spaten erobert Neuland, gegen die alte wilde Nord- und Mordsee ist ein neues junges Heer ausgezogen. Aus den Kolonnen strahlender junger Manneskraft leuchtet das Gesicht der Heimat.*<sup>31</sup>

Lendvai-Dircksen stellt in der Fotografie nicht die arbeitenden Männer in den Mittelpunkt, sondern das noch überflutete Land, das es zu entwässern gilt. Die Arbeiter stehen wie aufgereiht an einem Zug von kleinen Waggonen. Mit Bezugnahme auf den kommentierenden Text soll wohl die Assoziation des „neuen jungen Heeres“ geweckt werden. Angesichts der Größenverhältnisse – die Arbeiter in der Fotografie sind sehr klein dargestellt – werden jedoch keine Vorstellungen eines übermächtigen Heeres geweckt.

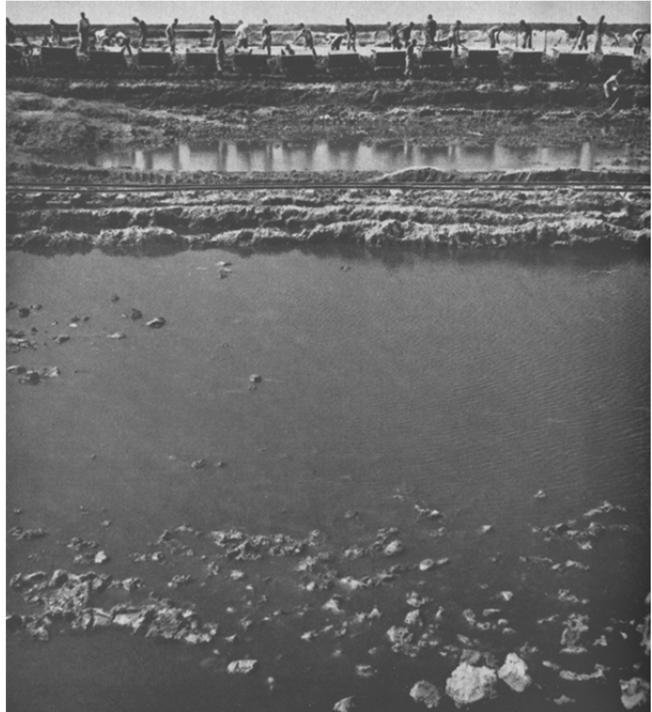


Abb. 3 Erna Lendvai-Dircksen, Arbeitsdienst bei Dagebüll, Fotografie

Auch in der Malerei stellt die Landgewinnung ein Sujet dar: In der Zeitschrift „Kunst im Deutschen Reich“ wird u. a. ein Werk von Fritz Mackensen gewürdigt, das den Arbeitsdienst in der Geest zeigt:

*Und als die deutsche Jugend aufbrach, stand er [Mackensen], der ewig Junge, begeistert in ihren Reihen. Er hat dem gewaltigen Geschehen unserer Zeit in der Darstellung der marschierenden „Arbeitsdienstkolonne“, die er jüngst in der Geest malte, ein in seiner Dynamik wie in seiner Monumentalität gleich eindrucksstarkes Denkmal gesetzt.*<sup>32</sup>

---

31 Ebd.

32 Vgl. Rolf HETSCH, Fritz Mackensen. Zum 75. Geburtstag des Künstlers, in: Kunst im Deutschen Reich 4 (1941), S. 120–122, hier S. 122.

Ein Ergebnis der beschriebenen Entwässerungsmaßnahmen war die Gewinnung des Adolf-Hitler-Kooges.<sup>33</sup> Dieser avancierte zum propagandistischen Vorzeigebjekt – es sollte ein Musterkoog bzgl. rassenpolitischer Maßnahmen darstellen. Die Neusiedler wurden anhand angeblicher rassischer Kriterien ausgewählt. Ziel war es, eine Volksgemeinschaft bestehend aus Bauern, Handwerkern und Arbeitern zu gründen.

*Im Anbruch einer neuen Zeit fertig geworden, ist der Hitler-Koog eine Neubesiedlung im Sinne rassischer Auswahl der Besten.*<sup>34</sup>

Lendvai-Dirksen fertigte neben Landschaftsfotografien ebenfalls Portraits von den Bewohnern des Adolf-Hitler-Kooges an. Dabei lag ihre Intention darin, den nationalsozialistischen Rassegedanken am Beispiel deutscher Küstenbewohner zu visualisieren. Diese Fotografien stehen im Dienste nationalsozialistischer Propaganda und Ideologie.

### 3 Nordseedarstellungen im Kontext rassischer Ideologie

Verbildlichungen der Nordsee wurden ebenfalls im Zeichen nationalsozialistischer Ideologie interpretiert. Im Kontext der Blut- und Boden-Ideologie wurden sie als „arteigene“ Darstellungen von Heimat und als rassische Bekenntnisse des Künstlers deklariert. Scholz führt diesbezüglich in der Zeitschrift „Kunst im Deutschen Reich“ Folgendes an:

*Man weiß, daß das scheinbar genaue Abbild der Natur, wenn es aus der Kraft eines künstlerisch ordnenden Sinnes nachgestaltet wurde, immer zu einem Sinnbild der eigenen Wesensart wird und daß in diesem Sinne auch das schlichteste Naturbild ein seelisches Dokument ist.*<sup>35</sup>



Abb. 4 Alf Bachmann, Sonnenaufgang an der Nordsee, um 1943

33 Detaillierte Informationen in Bezug auf die nationalsozialistischen Landgewinnungsmaßnahmen und den Adolf Hitler-Koog vgl. Frank TRENDE, Neuland! War das Zauberwort. Neue Deiche in Hitlers Namen, Heide 2011.

34 LENDVAI-DIRCKSEN, Das deutsche Volksgesicht (wie Anm. 27), S. 20.

35 SCHOLZ, Die Malerei (wie Anm. 20), S. 246.

Exemplarisch für ein von den Nationalsozialisten gewürdigtes Landschaftsbild der Nordsee sei auf das Werk „Sonnenaufgang an der Nordsee“ (Abb. 4) von Alfred Bachmann verwiesen.<sup>36</sup> In solchen Gemälden, die „einfache Darstellungen des Meeres bei Sonnenauf- und untergang“ visualisieren – wie in Bachmanns Werk –, wurde die „Schönheit der Weite der Welt“ gesehen.<sup>37</sup> Weiterhin wecken sie „das Gefühl für machtvolles Wagen und die Sehnsucht nach Abenteuer“.<sup>38</sup>

Bachmann hat im Werk „Sonnenaufgang an der Nordsee“ eine eher idyllische Darstellung gewählt. Die in Grautönen gehaltenen Wolken werden durch die Sonne in zartem Gelb und Rosa beleuchtet. Im Vordergrund erstreckt sich eine feuchte Strand- oder Wattfläche, die die Farben des Himmels reflektiert. Im Hintergrund sind ans Land brandende Wellen dargestellt.

Die Werke von Bachmann wurden im Nationalsozialismus geschätzt. Dies zeigt u. a. die mehrfache Ausstellung seiner Kunst in den Großen Deutschen Kunstausstellungen.<sup>39</sup>

Während Bachmanns obig genanntes Werk in Besprechungen in den nationalsozialistischen Kontext gerückt wurde, interpretierte der Künstler Magnus Weidemann seine eigenen Nordseemalereien unter Einbeziehung des rassistischen „Nordischen Gedankens“.<sup>40</sup> Seine Bilder waren zwar bei Weitem nicht so populär, aber auch sie wurden in der Zeit des Nationalsozialismus gewürdigt.<sup>41</sup>

In seinen theoretischen Ausführungen bezog sich Weidemann auf die Vergangenheit, in der das Nordseebecken noch nicht überflutet war.<sup>42</sup> Diese Zone war – nach Weidemann – ein Teil der sogenannten nordischen Landschaft.<sup>43</sup> Weidemann betrachtete das Meer, also auch die Nordsee, als das „eigentliche nordische Element“.<sup>44</sup>

---

36 Werner RITTICH, Das Meer und die Kunst, in: Kunst im Deutschen Reich 1 (1943), S. 8–15, hier S. 9.

37 Vgl. ebd.

38 Vgl. ebd.

39 Vgl. u.a. Ausstellungskatalog „Das Meer“ (wie Anm. 14), S. 3. Vgl. Ergänzungsteil zum Offiziellen Ausstellungskatalog der Großen Deutsche Kunstausstellung 1938 im Haus der Deutschen Kunst zu München, München 1938, S. 3, Nr. 9 (973). Vgl. Ausstellungskatalog Große Deutsche Kunstausstellung 1941 im Haus der Deutschen Kunst zu München, München 1941, S. 18, Nr. 31. Vgl. Ausstellungskatalog Große Deutsche Kunstausstellung 1942 im Haus der Deutschen Kunst zu München, München 1942, S. 18, Nr. 24, 25. Vgl. Ausstellungskatalog Große Deutsche Kunstausstellung 1943 im Haus der Deutschen Kunst zu München, München 1943, S. 18, Nr. 20.

40 Magnus WEIDEMANN, Unsere nordische Landschaft, Karlsruhe 1939. Er bewertete den im Kontext nationalsozialistischer Ideologie popularisierten „nordisch-arischen Rassegedanken“ als positiv. Vgl. ebd., S. 24, 106.

41 Dies belegt seine Teilnahme an Ausstellungen, beispielsweise waren zwei seiner Bilder in der Exposition „Das Meer“ in München im Jahr 1943 vertreten. Vgl. Ausstellungskatalog „Das Meer“ (wie Anm. 14), S. 9. Weidemann hatte sich in den zwanziger Jahren in seiner Kunst verstärkt mit den Idealen der Jugendbewegung und Freikörperkultur auseinandergesetzt.

42 Beispielsweise wurden auf der ca. 5000 v. d. Z. untergegangenen Doggerbank archäologische Funde gemacht, die auf menschliche Besiedlung schließen lassen können. Vgl. Jürgen HASSE, Zur mythischen Funktion deklarierter Natur-Landschaften (wie Anm. 4), S. 100. Weitere Ausführungen zur Besiedlungsgeschichte vgl. u. a. Karl-Ernst BEHRE, Landschaftsgeschichte Norddeutschlands, Neumünster 2008. Vgl. K. NIEDERHÖFER, Settlement history of a lost landscape – archaeological remains in East Frisian tidal flats, in: Proceedings of the 12th International Scientific Wadden Sea Symposium, 30.3.–3.4.2009 in Wilhelmshaven, in: Wadden Sea Ecosystem 26 (2010), S. 167–171. Vgl. H. J. KÜHN, Jenseits der Deiche. Archäologie im nordfriesischen Wattenmeer, in: Claus von CARNAP-BORNHEIM/Christian RADTKE/Jochen MISSFELDT, Es war einmal ein Schiff: archäologische Expeditionen zum Meer, Hamburg 2007, S. 251–284.

43 Vgl. WEIDEMANN, Unsere nordische Landschaft (wie Anm. 40), S. 10.

44 Vgl. ebd., S. 20, 22.

*Unsere ersten Gedanken sollen dem Meere gelten, denn ohne Frage ist dieses das eigentlich nordische Element für unsere deutsche Landschaft. Meere gibt es überall auf der Welt. Aber für uns und unsere Heimat ist die See nordisch. Das deutsche Meer nennen wir die Nordsee.*<sup>45</sup>

Die „nordische Urheimat“ könne in Deutschland insbesondere an den Küsten und auf den Inseln gefunden werden.<sup>46</sup> Weidemann sah die Wattenlandschaft als Relikt einstigen belebten Landes, aber ebenfalls als potentiell, neues Land der Zukunft.<sup>47</sup> „Urkräfte“ und „Urformen“ hätten nach seiner Aussage diese Landschaft geprägt.<sup>48</sup> So hat er das in Sturmfluten „versunkene Land“ (Abb. 5) verbildlicht.<sup>49</sup> Diesbezüglich führt er Folgendes an:

*Weite Sandbänke, trocken zur Ebbezeit, tragen noch Reste des alten Landes in diesen zerstreuten Findlingen, die allein übrigblieben. In der Ferne der Dünenwall, Schutzwehr gegen die offene See, und ein Leuchtturm: Südspitze von Sylt. Gleiche Urformen am Himmel und auf der Erde.*<sup>50</sup>



Abb. 5 Ernst Magnus Weidemann, Versunkenes Land

Diese Landschaft belegt er mit rassischen Ideen und bezeichnet die Nordseeegend allgemein als Teil der „nordischen Urheimat der nordischen Rasse“:

---

45 Ebd., S. 38.

46 Detaillierte Ausführungen vgl. ebd., S. 10, 22, 42ff.

47 Vgl. ebd., S. 42.

48 Vgl. ebd.

49 Vgl. ebd., S. 117.

50 Ebd., S. 125.

*Auf diesen wirklich und ausschließlich nordischen Gegebenheiten beruht eine ganz unvergleichbare, wahrhaft malerische Ausprägung unserer Landschaft nahe dem Meere, zwischen den Meeren und im Meere. Es ist eine andere Luft, in der wir leben, und ein anderes Licht. Gerade dies ist das Wesen der nordischen Urheimat unserer Rasse. Diese konnte unter diesem Himmel, an diesem Meere erwachsen und erstarken, begabt mit ihrer Naturverbundenheit, Innerlichkeit und frohen, gläubigen Sehnsucht in alle Fernen, auch aber mit aller Tüchtigkeit und schöpferischen Gestaltungsfähigkeit – und immer bereit zum Einsatz. Immer wieder wird und muß unser nordisches Blut in nordischer Landschaft zu den Urquellen seines Lebens bewußt und fühlbar zurückfinden.<sup>51</sup>*

Der „nordische Mensch“ werde durch die „nordische Heimat“ geprägt;<sup>52</sup> dorthin ziehe es ihn zeitlebens zurück. Weidemann stützt seine These durch die Behauptung, er habe viele „Volks-genossen“ aus ganz Deutschland kennengelernt, die sich innerlich an der See im Norden „zu Hause“ fühlen.<sup>53</sup> Als Begründung führt er – mit Bezugnahme auf die „Blut- und Boden-Ideologie“ – an, der „nordische Mensch“ müsse die „nordische Landschaft“ aufsuchen.<sup>54</sup> Dort könne er innerlich Kraft schöpfen und es komme zur *seelische[n] Auffrischung der besten Elemente ihrer Rassenseele*.<sup>55</sup> In diesem Kontext lobte Weidemann die „Kraft durch Freude“-Bewegung, die u. a. Fahrten an die Nordsee organisiert.<sup>56</sup>

Die nationalsozialistische Behauptung im Kontext der Rasse-Kunst-Lehre lautet, der Künstler sei durch seine Zugehörigkeit zur „nordischen Rasse“ an den nordischen Raum gebunden. In Anlehnung daran führte Weidemann Folgendes aus:

*Dem Künstler aber, der seinen nordischen Stil, soweit dieser als unbestimmter Trieb aus Bluterbe und Weltanschauung in ihm selber ruht, zur Vollendung auszubilden begehrt, kann keine Schulung günstiger sein als die in unserer ausgesprochen nordischen Landschaft mit ihrer kosmischen Allverbundenheit bei starker, rhythmischer Stilisierung und großer Formgebundenheit, und mit ihrer Offenheit und Strenge zugleich.[...] Im Übrigen haben andere Rassen wie andere Länder ihre anderen Werturteile. Für uns muß das Nordische gelten.<sup>57</sup>* Weidemann sah sich selber als Vorbild: Er erfülle diese Forderung, indem er Motive der nordischen Landschaft – eben der Nordseeküste – aufgreife.

Fern von solchen ideologischen, rassischen Konzepten sind die Werke „entartet“ diffamierter Künstler, wie Max Beckmann, zu beurteilen.

#### **4 Die Nordsee aus Sicht des diffamierten Künstlers Max Beckmann**

Der Künstler Max Beckmann wurde im Nationalsozialismus herabgewürdigt und als „entartet“ bezeichnet. Bereits 1933 wurde eine Ausstellung von Beckmanns Kunstwerken kurz

---

51 Ebd., S. 62.

52 „Diese Unendlichkeit des Meeres, so leicht ausgesprochen, aber erlebbar und sichtbar, gab der Menschenrasse des Nordens von Urbeginn her den ‚Ausgriff ins Weite‘ – und das Wissen von der All-Einheit zugleich und von der ewigen Ordnung. Auch aber die Gewöhnung an ein großes Schicksal und die Leistung heldischer Selbstbehauptung.“ Ebd., S. 38.

53 Ebd., S. 108.

54 „Weil es [das Meer] aber das nordische Urelement ist, sollte jeder Deutsche, der heimatbewußt lebt, auch danach streben, es in Wirklichkeit zu erleben, als deutsche und nordische Landschaft.“ Ebd., S. 38.

55 Vgl. ebd., S. 108.

56 Ebd., S. 38.

57 Ebd., S. 126.

vor ihrer Eröffnung verboten.<sup>58</sup> Weiterhin wurde ihm die Leitung des Meisterateliers der Frankfurter Kunstgewerbeschule entzogen.<sup>59</sup> Die Nationalsozialisten beschlagnahmten 1937 seine Werke in deutschen Museen und stellten zehn Exponate in der Ausstellung „Entartete Kunst“ aus. Im Juni desselben Jahres unternahm Beckmann eine Reise nach Wangerooge; auf dieser Basis entstand eine Serie von Nordseebildern. Die Bilder „Nordseelandschaft I“ (Abb. 6) und „Stürmische Nordsee“<sup>60</sup> wurden noch in Berlin gefertigt, das Werk „Nordseelandschaft II“<sup>61</sup> schon im Exil in Amsterdam.<sup>62</sup>

In diesen Werken sind verschiedene Stadien im Verlauf eines Unwetters dargestellt.<sup>63</sup>

In dem Werk „Nordseelandschaft I (Gewitter)“ (Abb. 6) wird die aufziehende Gewitterfront über der bedrohlich dunklen aufgewühlten Nordsee verbildlicht. Die wellenförmige Struktur der heranrollenden Gischt wird durch eine von der linken Bildseite schräg nach hinten ins Meer verlaufende Mole durchbrochen. Diese ist in schwarz-grauen Farbtönen gestaltet und steht im Zusammenspiel mit dem schwarz wirkenden Meer in Kontrast zum hellen Gischtbereich sowie zu den am Horizont hinter der Gewitterfront dargestellten weißen Wolkenformationen. Aus der in dunkelblauen Farbtönen gehaltenen Gewitterfront verlaufen schräg nach unten orangefarbene Streifen. Möglicherweise sind Regenfälle oder Sonnenstrahlen angedeutet. Die Dramatik des Unwetters – unterstützt durch Farb- und Formgebung – beherrscht das Bild.

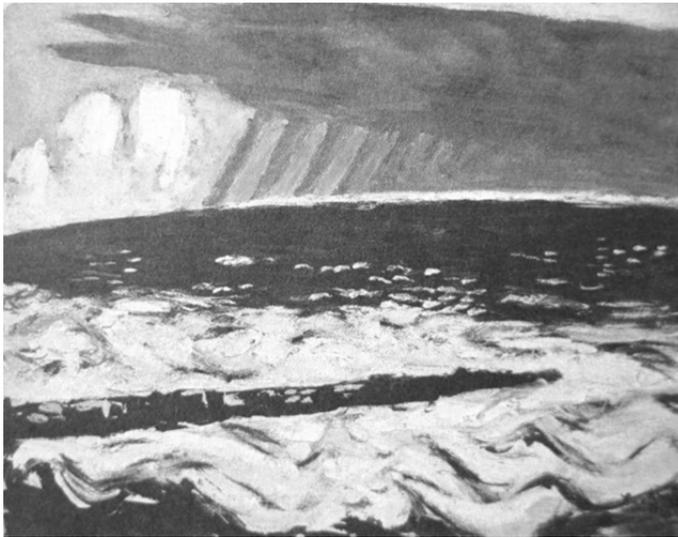


Abb. 6 Max Beckmann, Nordseelandschaft I (Gewitter), 1937

58 Vgl. Klaus GALLWITZ/Uwe M. SCHNEEDE/Stephan von WIESE (Hg.), Max Beckmann. Briefe, Bd. 2: 1925–1937, München/Zürich 1994, S. 12.

59 Vgl. ebd., vgl. Bernhard Mendes BÜRGI/Nina PETER (Hg.), Max Beckmann. Die Landschaften, Ostfildern 2011, S. 81.

60 „Stürmische Nordsee (Wangerooge)“, 1937, Öl auf Leinwand, Privatbesitz. Abbildung vgl. ebd., S. 19.

61 „Nordsee II“, 1937, Öl auf Leinwand, Privatsammlung. Abbildung vgl. ebd., S. 19.

62 Das Ehepaar Beckmann bricht kurz vor der Eröffnung der Ausstellung „Entartete Kunst“ aus Deutschland auf und geht nach Amsterdam ins Exil. Vgl. ebd., S. 157.

63 Vgl. Hans BELTING, Biografie und Landschaft, in: BÜRGI/PETER (Hg.), Max Beckmann (wie Anm. 59), S. 15–21, hier S. 18f., vgl. Nina PETER: „Heimatgefühl im Kosmos“ – Naturereignisse in den Landschaften Max Beckmanns, in: BÜRGI/PETER (Hg.), Max Beckmann (wie Anm. 59), S. 27–39, hier S. 34f.

Das Werk „Nordseelandschaft II (abziehende Wolken)“<sup>64</sup> zeigt ein abziehendes Unwetter. Im Himmel verweisen schwarze Striche auf sich auflösende Sturmwolken. Durch die Titel kann auf eine inhaltliche Verbindung zum Werk „Nordseelandschaft I“ geschlossen werden. Das Thema „Unwetter“ greift Beckmann noch in einem weiteren Bild, „Stürmische Nordsee (Wangerooge)“<sup>65</sup> auf, das ebenfalls auf den Wangerooge-Aufenthalt zurückzuführen ist.<sup>66</sup>

Obig beschriebene Werke basieren auf Unwettererfahrungen, die Beckmann auf Wangerooge machte. Der Künstler schrieb seiner Frau, dass er aufgrund schlechten Wetters früher abreiste:

*So ist das Leben mein Liebes, man entflieht der Hitze und kommt in die Kälte und Regen. Wäre gern noch 2 Tage hier geblieben, aber es ist hier bei schlechtem Wetter noch unmöglicher als wie in Holland zur Zeit der Septemberstürme. [...] Das Meer hat mir natürlich doch wieder großen Eindruck gemacht und ich bin entschieden entspannter und voll neuer Pläne und vielen Bildern.*<sup>67</sup>

Obwohl er in diesem Brief das schlechte Wetter bemängelt, ist in früheren Briefen ersichtlich, dass er Gewitterstimmungen auch genießerisch erleben konnte.<sup>68</sup> Jedoch haben ihn die Unwetterphänomene am Meer fasziniert und zu Bildern – wie den hier beschriebenen – inspiriert. Diese zeigen die Konfrontation mit der Gewalt der Natur in Form des Unwetters und aufgewühlten Meeres.<sup>69</sup> Ebenso stellen sie Visualisierungen von Weite und Unendlichkeit dar. Die Nationalsozialisten kritisierten an solchen Werken insbesondere den Stil Beckmanns, nicht die maritimen Themen.

In den genannten Bildern kann die Darstellung von Gewitter und Sturm neben der Verbildlichung von Eindrücken realer Unwettererfahrungen ebenfalls symbolisch auf Beckmanns eigene Lebenssituation sowie auf die nationalsozialistische Zeit bezogen werden.<sup>70</sup> Die

---

64 Abbildung vgl. BÜRGI/PETER (Hg.), Max Beckmann (wie Anm. 59), S. 19.

65 Ebd.

66 Dieses wird mit den obig Beschriebenen im Zusammenhang gedeutet. Lenz deutet die drei Werke als Triptychon, vgl. Christian LENZ, Katalogkommentar, in: Max Beckmann – Retrospektive, München 1984, S. 262. Belting betrachtet die Bildfolge als Zyklus. Vgl. BELTING, Biografie und Landschaft (wie Anm. 53), S. 19. In dieser Darstellung erfolgt eine Bezugnahme auf die Lesart Peters, die mit Bezug auf die Titel „Nordseelandschaft I“ und „Nordseelandschaft II“ als Pendant auffasst. Vgl. PETER (Hg.), Max Beckmann (wie Anm. 59), S. 34f.

67 Brief von Max Beckmann an Mathilde Beckmann, Wangerooge, 19. Juni 1937, in: GALLWITZ/SCHNEEDE/WIESE (Hg.), Max Beckmann. Briefe, Bd. 2 (wie Anm. 58), S. 276.

68 Vgl. Brief von Max Beckmann an Minna Beckmann-Tube, V., 04.05.1915, in: Klaus GALLWITZ/Uwe M. SCHNEEDE/Stephan von WIESE (Hg.), Max Beckmann. Briefe, Bd. 1: 1899–1925, München/Zürich 1993, S. 125. Vgl. Doris SCHMIDT (Hg.), Max Beckmann. Frühe Tagebücher 1903/04 und 1912/13. München/ Zürich 1985, S. 16.

69 Die Bildsprache dieser Werke weist Unterschiede zu den Nordseebildern der zwanziger Jahre auf, die auf Basis eines Aufenthalts in Scheveningen entstanden. Letztgenannte weisen häufig innere Rahmungen auf und im Extremfall wird das Meer als Bild im Bild gezeigt. Sie visualisieren u. a. das heitere Badeleben und den Blick aus der Zivilisation, zum Beispiel dem Hotelzimmer, auf das Meer. Daraus kann eine Distanzierung vom Menschen zur Natur gelesen werden. Vgl. u. a. BÜRGI/PETER (Hg.), Max Beckmann (wie Anm. 59), Kat. 21–25.

70 Beckmann assoziierte mit Gewittersituationen ebenfalls Kriegsstimmungen, wie in einigen Briefen aus der Zeit des Ersten Weltkriegs ersichtlich ist. Er berichtete u. a. von schwülen Gewitterstimmungen, die die Anspannung noch verstärkten und verglich das Kriegsgeschehen mit Blitzen und Donnern. Vgl. Brief von Beckmann an Minna Beckmann-Tube, V., 04.05.1915, in: Klaus GALLWITZ/Uwe M. SCHNEEDE/Stephan von WIESE (Hg.), Max Beckmann. Briefe, Bd. 1 (wie Anm. 68), S. 125f. Vgl. Brief von Max Beckmann an Minna Beckmann-Tube, V., 04.05.1915, in: ebd., S. 126–130. Vgl. Brief von Beckmann an Minna Beckmann-Tube, V., 08.06.1915, in: ebd., S. 140f. Ob er mit den Gewitterdarstellungen in den 1937 erstellten Bildern den sich abbahnenden Zweiten Weltkrieg andeutete, ist allerdings fraglich.

Produktion der Werke erfolgte in einer bedrückenden Situation für den Künstler. Möglicherweise spiegeln die Darstellungen des Unwetters seine eigenen Ängste angesichts der Diffamierung durch die Nationalsozialisten.<sup>71</sup> Ebenso kann die in allen drei Werken visualisierte Weite und Ferne möglicherweise auf die Hoffnung auf Flucht aus seiner bedrängten Lage und auf eine glückliche Zukunft verweisen. Die Tatsache, dass Beckmann die Titel „Nordseelandschaft I“ und „Nordseelandschaft II“ wählte, verweist auf deren Zusammengehörigkeit. In dieser Reihenfolge können die Bilder so gelesen werden, dass das Unwetter vorübergeht.<sup>72</sup> Übertragen auf die politische Situation erfüllte sich dieses mögliche Wunschenken nicht. Die schlimmste Zeit – der Zweite Weltkrieg – stand noch bevor. Beckmann musste noch lange Jahre in der bedrängenden Exilsituation in Amsterdam ausharren. Dort fuhr er allerdings – solange dies möglich war – regelmäßig nach Zandvoort an die Nordseeküste.

## 5 Franz Radziwills apokalyptische Visionen

Aus Kunstwerken mit dem Motivkreis der Nordsee können ebenfalls Zerstörung und Vernichtung des Zweiten Weltkriegs gelesen werden. Exemplarisch sei auf Werke des seit Anfang der zwanziger Jahre in Dangast an der Nordseeküste ansässigen Künstlers Franz Radziwill verwiesen.<sup>73</sup>

Radziwill besaß ein zwiespältiges Verhältnis zum Nationalsozialismus.<sup>74</sup> 1933 wurde der Künstler Mitglied in der NSDAP. Er wurde in seiner Kunst anfänglich geehrt, dann aber als „entartet“ eingestuft. Trotz der Entlassung aus dem Lehrstuhl an der Düsseldorfer Kunstakademie engagierte sich Radziwill für die nationalsozialistische Bewegung.<sup>75</sup> Im Jahr 1936 erfolgte eine Rehabilitation.<sup>76</sup> In den folgenden Jahren wurden jedoch Beschlagnahmungen durchgeführt und seitens der Reichskammer der Bildenden Künste wurde das Verbot von Einzelausstellungen ausgesprochen.<sup>77</sup> Von 1939 bis 1941 war Radziwill Soldat, wurde aufgrund seines Alters freigestellt, nahm aber am Volkssturm der letzten Kriegsmonate teil. Aus der englischen Kriegsgefangenschaft konnte er fliehen und wurde 1949 im Entnazifizierungsverfahren als entlastet eingestuft.

Radziwill war ein Vertreter des Magischen Realismus. Er schuf sowohl aus Sicht der Nationalsozialisten gefällige Werke als auch als „entartet“ diffamierte Bilder. Zu erstgenannten gehörten die im naturalistischen Stil gefertigten unkritischen Kriegsdarstellungen. So war er Gast der Marine und dokumentierte die Kriegsmaschinerie. Ebenfalls kreierte er u. a. apokalyptische Visionen, in die Eindrücke des Ersten und des Zweiten Weltkrieges einfließen.

---

71 Vgl. BELTING, Biografie und Landschaft (wie Anm. 53), S. 19f.

72 Vgl. PETER (Hg.), Max Beckmann (wie Anm. 59), S. 35.

73 Birgit NEUMANN-DIETZSCH/Viola WEIGEL (Hg.), Der Maler Franz Radziwill in der Zeit des Nationalsozialismus, Bielefeld/Leipzig/Berlin 2011, S. 120.

74 Forschungen zu Radziwills Wirken in der Zeit des Nationalsozialismus vgl. u. a. Birgit NEUMANN-DIETZSCH/Viola WEIGEL (Hg.), Der Maler Franz Radziwill (wie Anm. 73). Vgl. B. NOBIS, Klingender Zapfenstreich. Franz Radziwill, in: H. BERGMEIER/G. KATZENBERGER, Kulturaustreibung. Die Einflussnahme des Nationalsozialismus auf Kunst und Kultur in Niedersachsen. Eine Dokumentation zur gleichnamigen Ausstellung, Hamburg 1993. Vgl. E. DOHMEIER, Verstörende Bilder. Das Werk von Franz Radziwill im „Dritten Reich“, Oldenburg 2007. Vgl. James Alan VAN DYKE, Franz Radziwill, the art politics of the national socialist regime, and the question of resistance in Germany, Diss., Michigan 1996.

75 Vgl. u. a. NEUMANN-DIETZSCH/WEIGEL (Hg.), Der Maler Franz Radziwill (wie Anm. 73), S. 120f.

76 Vgl. ebd., S. 120.

77 Vgl. ebd., S. 121.

Radziwill überarbeitete viele seiner Werke über einen längeren Zeitraum. Häufig wurde erst nach dem Zweiten Weltkrieg eine kritische Bildebene hinzugefügt. Aus diesen Bildern können Zerstörbarkeit und Selbstvernichtung der Menschen in einer Welt des technischen Zeitalters gelesen werden. Dabei griff er motivisch ebenfalls die Nordsee und die Küstenregion auf. Im Jahr 1945 fertigte er das Werk „Friesische Landschaft“<sup>78</sup>: Eine zerstörte Landschaft mit apokalyptischen Zügen ist verbildlicht. Es reflektiert die Zerstörungen dieses Krieges. Auch in der Nachkriegszeit hat Radziwill den Schrecken des Zweiten Weltkrieges in seinen Werken aufgegriffen.

Im Jahr 1953 kreierte er das Bild „Der Kosmos kann zerstört werden, der Himmel nicht“ (Abb. 7). In diesem Werk ist eine an die Nordseeküste erinnernde Landschaft dargestellt. Zwei Fischerboote liegen auf dem Trockenen. Tiefenräumlich gestaffelt sind auf dem schwarz-grauen Meer weitere Schiffe dargestellt. Ein klein wirkender Mensch befindet sich auf einer Erhebung, wahrscheinlich einem Deich. Das Auffälligste im Bild ist ein grauer zersplitterter Himmel, der über dieser Küstenlandschaft verbildlicht ist. Hinter diesem erstreckt sich Schwärze. Im Himmel sind u. a. ein Flugzeug und ein merkwürdiges Flügelwesen sowie ein rätselhaftes, übernatürliches Objekt dargestellt. Radziwill griff solche surrealistischen Himmelsvisionen verstärkt seit den vierziger Jahren auf.



Abb. 7 Franz Radziwill, Der Kosmos kann zerstört werden, der Himmel nicht, 1953

78 Vgl. Katharina HENKEL/ Lena NIEVERS (Hg.), Franz Radziwill. Meisterwerke aus privaten Sammlungen, Köln 2011, S. 151.

Zu diesem Werk ist eine zehn Jahre später getätigte Aussage Radziwills überliefert:

*Später erfuhr ich, daß die Engländer zwischen sky und heaven unterscheiden. Auf meine kindliche Art kam ich zu einer ähnlichen begrifflichen Unterscheidung. Der Himmel Gottes war etwas anderes als der meßbare, mit Flugzeugen befahrbare Raum über unseren Köpfen. Gott war für mich größer und war nunmehr absolute Transzendenz geworden.<sup>79</sup>*

Die Bedeutung des Bildes verweist somit im Kontext von Radziwills individueller Mythologie auf das Transzendente und Übernatürliche. Gleichzeitig fließen Eindrücke der erlebten Weltkriege in Bezug auf die Zerstörbarkeit der Natur in seine Bilder ein. Insbesondere der Abwurf der Atombombe hat in Radziwill Zweifel über ein verantwortungsvolles Verhalten der Menschen mit der Technik hervorgerufen.

Dieses Bild zeigt, dass Kunst sowohl Reflexionsmedium historischer und gesellschaftspolitischer Zustände sein kann, aber ebenfalls im Kontext individueller ästhetischer Zugänge neue Sehweisen evozieren kann.

## **Fazit**

In diesem Artikel wurde ein Einblick in künstlerische Darstellungen der Nordsee in der Zeit des Nationalsozialismus gegeben. Dabei ist ersichtlich, dass der Motivkreis der Nordsee in unterschiedlichster Weise visualisiert wurde. Eine wesentliche Unterscheidung ist augenfällig beim Vergleich der nationalsozialistisch gefälligen Werke mit den als „entartet“ bezeichneten Kunstwerken.

Die von den Nationalsozialisten als vorbildlich deklarierten Werke weisen eine Anlehnung an traditionelle Darstellungskonventionen des Meeres auf. Da im Nationalsozialismus eine Abgrenzung zur avantgardistischen Kunst – insbesondere der expressionistischen Malerei – gefordert wurde, griffen die nationalsozialistischen Künstler auf naturalistische Darstellungen zurück. Inhaltlich stehen die Werke in Beziehung zur nationalsozialistischen Ideologie und Politik: Der Seekrieg stellte dabei ein bedeutendes Thema dar. Das Meer wurde propagandistisch als „Front“ gegen den Feind bezeichnet. Somit wurde die Nordsee in Marinebildern als ein Kriegsschauplatz verbildlicht. Daneben wurden nationalsozialistische Landgewinnungsmaßnahmen als „Kampf gegen die Nordsee“ ausgelegt. Diese stellten ebenfalls ein Motiv in der Kunst dar. So wurde insbesondere die Gewinnung des Adolf-Hitler-Kooges – verbunden mit rassenpolitisch motivierten Besiedlungsmaßnahmen – in Fotografien propagandistisch verbreitet.

Die rassistische Blut- und Boden-Ideologie stellte eine Basis für die Produktion und Rezeption von Kunst und somit ebenfalls für Landschaftsmalereien der Nordseeküste dar. Der Maler Weidemann deklarierte den Nordseeraum als Teil der „nordischen Urlandschaft“. Nach seinen Aussagen fühle sich der „rassisch nordische Mensch“ mit diesem Gebiet verbunden, und er erfahre dort innerliche Stärkung.

Die Verbildlichungen der Nordsee durch „entartete“ Künstler unterscheiden sich stark von obigen Darstellungen. Exemplarisch wird auf Werke Beckmanns verwiesen, die sich hauptsächlich durch den Stil abheben. Der Künstler strebte keine naturalistischen Darstellungen

---

<sup>79</sup> Zitiert nach Waldemar AUGUSTINY, Franz Radziwill (Niedersächsische Künstler der Gegenwart 3), Göttingen 1964, S. 6.

an. Durch die Reduktion von Formen erzielt er eine hohe Wirkungsästhetik. Seine Werke basieren auf realen Unwettererfahrungen, können aber ebenso im Kontext seiner individuellen bedrängten Situation gedeutet werden.

Auch Franz Radziwill brach mit einigen seiner Werke – zum Motivkreis „Nordsee“ – mit Darstellungstraditionen und evozierte neue Sehweisen. Durch surrealistische Elemente, wie rätselhafte Himmelsfiguren oder -objekte und zersplitterte Himmel, stellt er Bezüge zum Übernatürlichen her und kreiert apokalyptische Visionen. Er thematisierte ebenfalls gesellschaftspolitische Aspekte, wie die zerstörerische Wirkung des Krieges. Jedoch entstanden viele der Werke bzw. Endfassungen erst in der Nachkriegszeit.

Abschließend kann angeführt werden, dass in vielen künstlerischen Darstellungen in der Zeit des Nationalsozialismus die Nordsee als Projektionsraum für politische und ideologische Ideen sowie propagandistische Absichten fungierte. Die gesellschaftspolitische Situation in dieser Zeit kann dabei sowohl aus den gefälligen als auch den als „entartet“ bezeichneten Werken gelesen werden. Daneben liegen ebenfalls individuelle ästhetische Zugänge mit fantastischen Elementen und Bezügen zum Übernatürlichen vor.

Die angeführten Werke belegen eine Vieldeutigkeit des Nordseegebiets in der Kunst.

### **Abbildungsverzeichnis**

Abb.1 Claus Bergen, „Deutsche Zerstörer auf der Wacht in der Nordsee (Zerstörer „Karl Galster“)\", © VG Bild-Kunst, Bonn 2014.

Abb. 2 Michael Mathias Kiefer, „Die Wacht“, Kat. München „Große Deutsche Kunstausstellung“ 1940, S. 35.

Abb. 3 Erna Lendvai-Dirksen, „Arbeitsdienst in Dagebüll“, in: Lendvai-Dirksen o. D., S. 38.

Abb. 4 Alf Bachmann, Sonnenaufgang an der Nordsee, Kunst im Deutschen Reich 1 (1943), S. 12.

Abb. 5 Ernst Magnus Weidemann, Versunkenes Land, Magnus Weidemann, Unsere nordische Landschaft, Karlsruhe 1939, S. 125.

Abb. 6 Max Beckmann, Nordseelandschaft I (Gewitter), © VG Bild-Kunst, Bonn 2014.

Abb. 7 Franz Radziwill, Der Kosmos kann zerstört werden, der Himmel nicht, © VG Bild-Kunst, Bonn 2014.



Stephan Scholz

## **Rettung und Untergang. Die Ostsee in der Erinnerung an Flucht und Vertreibung**

Mit der Ostsee verbinden sich für die meisten Menschen heute wohl in erster Linie persönliche Erinnerungen an unbeschwerte Sommerurlaube, erholsame Strandspaziergänge und romantische Sonnenuntergänge. Denkt man darüber hinaus an die Ostsee als einen historischen Raum, werden kollektive Erinnerungen aufgerufen, die mit bestimmten geschichtlichen Ereignissen verknüpft sind: *Von hier aus hielten die Wikinger Europa in Atem, an ihren Küsten stieg die Hanse zur herrschenden Handelsmacht auf, im Zweiten Weltkrieg wurde sie zum Schauplatz der Flucht unzähliger Menschen vor der Roten Armee.*<sup>1</sup> Dieser Klappentext eines aktuellen Text-Bild-Bandes zur Ostsee als „Schauplatz der Geschichte“ zählt die drei historischen Kontexte auf, die allgemein wohl am häufigsten mit der Ostsee verbunden werden. Die Flucht von Deutschen in der Endphase des Zweiten Weltkrieges ist dabei die jüngste kollektive Erinnerung an eine Zeit, die vielfach noch Teil des kommunikativen Gedächtnisses ist, also noch selbst miterlebt wurde und Gegenstand mündlich vermittelter individueller Erinnerungen ist. Gleichzeitig war sie aber von Beginn an auch Teil eines kulturellen Gedächtnisses, das durch gesellschaftliche und staatliche Institutionen und Medien der Erinnerung bestimmt wurde.

In der kollektiven Erinnerung der Deutschen an das Ende des Zweiten Weltkrieges und insbesondere an die daran anknüpfende Zwangsmigration der Deutschen aus dem Osten spielt die Erinnerung an die „Flucht über die Ostsee“ von jeher eine zentrale Rolle. Diese prominente Stellung resultiert dabei nicht etwa aus einer zahlenmäßigen Dominanz derjenigen Vertriebenen, die über die Ostsee nach Westen gekommen waren, sondern aus ihrer außergewöhnlichen Dramatik als Narrativ und der damit verbundenen Spannung zwischen Rettung oder Untergang.

Im Folgenden soll nach einem kurzen Überblick über die realhistorischen Ereignisse zum Kriegsende die Entwicklung der bundesdeutschen Erinnerung an die „Flucht über die Ostsee“ mit ihren zentralen Bildern und Narrativen skizziert werden. In diesem Rahmen werden dann einige konkrete Gedenkorte vorgestellt. Die Analyse der Entstehung, Gestaltung und Nutzung dieser Gedenkorte ermöglicht Rückschlüsse auf die Konjunkturen und (Miss-)Erfolge der geschichtspolitischen Erinnerungspflege sowie auf generelle Tendenzen der bundesdeutschen Erinnerungskultur.

---

1 Jann M. WITT, *Die Ostsee – Schauplatz der Geschichte*, Darmstadt 2009, Umschlagrückseite.

## 1 Die Ostsee als Evakuierungsraum am Ende des Zweiten Weltkriegs

Im kollektiven Gedächtnis der Deutschen beginnt die Erinnerung an die Ostsee im Zusammenhang mit dem Zweiten Weltkrieg in der Regel erst mit der im Januar 1945 einsetzenden Evakuierung der deutschen Bevölkerung aus den Ostprovinzen des Deutschen Reiches – also mit dem Ende des Krieges. Ausgeblendet bleibt dabei zumeist die Vorgeschichte. Der Krieg begann hier am 1. September 1939 mit dem Angriff des vor Danzig liegenden Linienschiffes Schleswig-Holstein auf polnische Stellungen auf der Westerplatte. Nach der deutschen Besetzung Dänemarks und Norwegens kontrollierte das Deutsche Reich alle wichtigen Zugänge der Ostsee; nach dem Angriff auf die Sowjetunion und der Besetzung des Baltikums war sie *faktisch ein deutsches Binnenmeer* geworden.<sup>2</sup> Sie diente nun vornehmlich zum ungestörten Transport von Rohstoffen für das Reich und von Truppen und Nachschub für den Eroberungs- und Vernichtungskrieg im Osten. Über die Ostsee war ab Oktober 1939 auch die deutsche Minderheit aus dem Baltikum auf KdF-Schiffen „heim ins Reich“, d. h. zur Germanisierung in die besetzten polnischen Gebiete gebracht worden.<sup>3</sup>

Eine Fortsetzung dieser bevölkerungspolitischen Maßnahme unter gänzlich anderen Vorzeichen sollte die Evakuierung der deutschen Bevölkerung in den letzten Kriegsmonaten darstellen. Angesichts des Vorstoßes der Roten Armee im Osten wurden zunächst die besetzten Gebiete und schließlich auch das östliche Reichsgebiet sukzessive geräumt. Die NS-Führung betrieb dabei eine Politik der verbrannten Erde, die dem Feind alle kriegswichtigen Güter durch Rückführung oder Zerstörung entziehen und auch kein *deutsches Blut*<sup>4</sup> zurücklassen sollte. Selbst Kriegsgefangene und KZ-Häftlinge wurden – teilweise auch über die Ostsee – abtransportiert, damit sie nicht in die Hände des Gegners gerieten.<sup>5</sup> Diese Räumungspolitik wurde auch an der Westfront offiziell verfolgt, hier aber im März 1945 stillschweigend eingestellt, weil die Bevölkerung dazu nur schwer zu bewegen war.<sup>6</sup>

An der Ostfront war die Bereitschaft der Bevölkerung aufgrund der massiven antibolschewistischen Gräuelpropaganda, der verbreiteten Kenntnisse über die deutsche Kriegsführung im Osten und der daraus resultierenden Übergriffe der sowjetischen Soldaten deutlich größer. Die Evakuierung der Zivilbevölkerung wurde hier allerdings von der militärischen Führung gegenüber dem Transport von Soldaten sowie von militärischen und wirtschaftlichen Gütern nachrangig behandelt. Zivile Flüchtlinge galten dabei als hinderliche Störfaktoren. Die nötigen Evakuierungsbefehle wurden von der nationalsozialistischen Partei daher erst spät erteilt – auch, um die Bereitschaft der Soldaten zur „Verteidigung der Heimat“ und ihrer Bewohner weiter aufrechtzuerhalten. Ende Januar verbot Hitler auf Drängen der

---

2 Ebd., S. 113.

3 Bill NIVEN, Die Gustloff in London, die Sierra Cordoba in Riga: KdF-Schiffe im Dienst der nationalsozialistischen Politik, in: DERS. (Hg.), Die Wilhelm Gustloff. Geschichte und Erinnerung eines Untergangs, Halle 2011, S. 61–92, hier S. 72–85.

4 So der Oberbefehlshaber der Kriegsmarine Großadmiral Karl Dönitz am 30. April 1945, abgedruckt in: Walter LÜDDE-NEURATH, Regierung Dönitz. Die letzten Tage des Dritten Reiches, Göttingen u. a. <sup>3</sup>1964, S. 129.

5 Zum Transport von KZ-Häftlingen über die Ostsee vgl. Danuta DRYWA, Stutthof-Stammlager, in: Wolfgang BENZ/Barbara DIESTEL (Hg.), Der Ort des Terrors. Geschichte der nationalsozialistischen Konzentrationslager, Bd. 6, München 2007, S. 477–529, hier S. 514–520.

6 Michael SCHWARTZ, Ethnische „Säuberung“ als Kriegsfolge: Ursachen und Verlauf der Vertreibung der deutschen Zivilbevölkerung aus Ostdeutschland und Osteuropa 1941 bis 1950, in: Rolf-Dieter MÜLLER (Hg.), Der Zusammenbruch des Deutschen Reiches 1945, Bd. 2: Die Folgen des Zweiten Weltkrieges, München 2008, S. 509–656, hier S. 589. Vgl. zur Räumungspolitik im Osten Eva HAHN/Hans Henning HAHN, Die Vertreibung im deutschen Erinnern. Legenden, Mythos, Geschichte, Paderborn u. a. 2010, S. 260–296.

Wehrmachtsführung störende *Evakuierungen in großem Stil*.<sup>7</sup> Die Rückführung der Bevölkerung über die Ostsee wurde nur insoweit erlaubt, als dadurch *der militärische Aufmarsch nicht beeinträchtigt wird*.<sup>8</sup> Der Grundkonflikt zwischen der Evakuierung der Bevölkerung im Rahmen der Räumungspolitik einerseits und der eindeutigen Priorität militärischer Operationen andererseits blieb bis wenige Tage vor Kriegsende bestehen. Er führte zu einem unüberschaubaren Chaos gegenläufiger Bewegungen und hatte eine humanitäre Katastrophe ungeheuren Ausmaßes zur Folge.<sup>9</sup>

Der erste große Evakuierungseinsatz über die Ostsee hatte noch relativ geordnet schon von Juli bis Oktober 1944 aus dem Baltikum stattgefunden.<sup>10</sup> Nachdem die Rote Armee Ende Januar 1945 die westpreußische Küste bei Elbing erreicht hatte, verblieb der Seeweg über die Ostsee als einziger Weg aus Ostpreußen ins Reichsinnere. Bis Ende Februar wurden Zivilisten über das zugefrorene Haff auf die Frische Nehrung zum weiteren Abtransport durch Schiffe geführt, die oft aber nur bis nach Danzig gingen. Aus Danzig wurden zu dieser Zeit jedoch die meisten Menschen – täglich 15–20.000 – wegen der primär militärischen Nutzung des Schiffsraums in Trecks weiter auf den Landweg nach Westen geschickt.<sup>11</sup> Erst als sowjetische Truppen Anfang März auch Pommern eroberten, waren Evakuierungen nur noch über See über die Großhäfen Pillau, Danzig und Gotenhafen möglich, bis diese ebenfalls Ende März eingenommen waren. Bis zum Kriegsende diente nun noch die Weichselmündung als letzter Brückenkopf und Hela als Anlaufpunkt, wobei auch hier bis zur Kapitulation Militärtransporte immer Vorrang hatten.<sup>12</sup> Erst am 6. Mai wurde eine allgemeine Evakuierung von Militär und Zivilbevölkerung angeordnet. Allerdings hatte auch jetzt noch das Militär Priorität: Unter den über 120.000 Menschen, die in den letzten zwei Kriegstagen über die Ostsee nach Westen transportiert wurden, waren nur 5.400 Zivilisten, während weitere 50.000 auf Hela und in der Weichselniederung nicht mehr verschifft wurden.<sup>13</sup>

Insgesamt wurden seit Ende Januar 1945 bis zu 900.000 Zivilisten über die Ostsee ins innere Reichsgebiet transportiert. Gegenüber den Militärangehörigen waren das ca. 60 Prozent aller über See Transportierten.<sup>14</sup> Ihr Leben verloren dabei insgesamt ca. 20.000 Menschen, also etwas mehr als ein Prozent. Damit war der Weg über die Ostsee trotz der dramatischen Schiffskatastrophen, die sich im kollektiven Gedächtnis eingepägt haben, im

---

7 Zit. nach Heinrich SCHWENDEMANN, *Der deutsche Zusammenbruch im Osten 1944/45*, in: Bernd-A. RUSINEK (Hg.), *Kriegsende 1945. Verbrechen, Katastrophen, Befreiungen in nationaler und internationaler Perspektive*, Göttingen 2004, S. 125–150, hier S. 138.

8 Zit. nach Heinrich SCHWENDEMANN, „Deutsche Menschen vor der Vernichtung durch den Bolschewismus zu retten“: *Das Programm der Regierung Dönitz und der Beginn einer Legendenbildung*, in: Jörg HILLMANN/John ZIMMERMANN (Hg.), *Kriegsende 1945 in Deutschland*, München 2002, S. 9–34, hier S. 12.

9 Ebd., S. 11–14.

10 Zum Folgenden WITT, *Die Ostsee* (wie Anm. 1), S. 113–116.

11 Heinrich SCHWENDEMANN, *Endkampf und Zusammenbruch im deutschen Osten*, in: *Freiburger Universitätsblätter* 130 (1995), S. 9–27, hier S. 20.

12 SCHWENDEMANN, *Der deutsche Zusammenbruch* (wie Anm. 7), S. 139.

13 SCHWENDEMANN, *Deutsche Menschen* (wie Anm. 8), S. 23.

14 Bis heute ist die überhöhte Zahl von mindestens zwei Millionen in den Westen „Geretteten“ geläufig. Darin sind aber Soldaten und Verwundete ebenso einbezogen wie solche, die nur bis Danzig verschifft und sich dort selbst überlassen wurden. Selbst in der Zahl von 800–900.000 Zivilisten sind noch solche inbegriffen, die in Etappen verschifft und dabei doppelt gezählt wurden. Vgl. zu den Zahlenberechnungen ebd., S. 13f.

Vergleich zum Landweg ein weitaus sicherer Evakuierungsweg.<sup>15</sup> Von allen deutschen „Vertriebenen“ kamen aber insgesamt nur 7,5 Prozent auf diesem Weg in den Westen.

## 2 Die Entstehung des Mythos' der „Rettung über die Ostsee“

Wenn heute an die „Flucht über die Ostsee“ erinnert wird, sind es im Wesentlichen zwei narrative und visuelle Motivkomplexe, die immer wieder aufgerufen werden. In dem anfangs erwähnten Ostsee-Bildband werden sie benannt. Über die deutschen Flüchtlinge aus dem Osten heißt es hier: *Manche flohen in Trecks über das zugefrorene Frische Haff, wobei viele durch das brechende Eis oder russische Tiefflieger ihr Leben verloren, andere versuchten, ein Schiff zu finden, das sie nach Westen in Sicherheit brachte.*<sup>16</sup> Ihren jüngsten filmischen Ausdruck fanden diese beiden Motive durch zwei Fernsehproduktionen. Während das Motiv des Trecks auf dem zugefrorenen Frischen Haff in dem ARD-Zweiteiler „Die Flucht“ (2007) prominent in Szene gesetzt wurde, fand die Evakuierung per Schiff in dem ZDF-Zweiteiler „Die Gustloff“ (2008) seine neueste szenische Umsetzung. In beiden TV-Blockbustern bildete die Ostsee somit den zentralen Schauplatz und wurde die Evakuierung über die See zum dramatischen *pars pro toto* für den historischen Gesamtkomplex von „Flucht und Vertreibung“ überhaupt.<sup>17</sup>

Die beiden zentralen Motive – der Treck auf dem Eis und die Evakuierung per Schiff – waren dabei schon während des Krieges entstanden und von der NS-Propaganda verwendet worden. Filmbilder eines Trecks über das zugefrorene Frische Haff wurden bereits in der Wochenschau vom 16. März 1945 gezeigt. Der Off-Text bezeichnete die dargestellten Menschen dabei als in den *Schutz des Reiches* ziehende Opfer des *Ansturms der Bolschewisten*.<sup>18</sup> Die Bild-Text-Kombination sollte die Rezipienten zur Fortsetzung des Kampfes animieren. Nach dem Krieg wurden diese Wochenschauaufnahmen als Film- oder Standbilder immer wieder und bis heute zur Illustration der Flucht der deutschen Bevölkerung verwendet. Zusammen mit einigen anderen Fotos von Trecks auf dem Eis der Ostsee bilden sie eine zentrale Bildikone der Flucht und Vertreibung. Für den Fernsehfilm „Die Flucht“ wurden sie nahezu eins zu eins reinszeniert.<sup>19</sup> Die Hauptdarstellerin Maria Furtwängler sprach im Interview zu Recht von *Bilder[fn] aus unserem kollektiven Gedächtnis [...], die jeder in Schwarzweiß schon hundertfach gesehen hat.*<sup>20</sup>

Auch das zweite Bildmotiv des Schiffstransports über See war bereits vor Kriegsende am 22. März 1945 in der letzten deutschen Wochenschau inszeniert worden. In einer Sequenz zur Evakuierung aus West- und Ostpreußen sieht man die Einschiffung von Frauen und

---

15 SCHWARTZ, Ethnische „Säuberung“ als Kriegsfolge (wie Anm. 6), S. 591.

16 WITT, Die Ostsee (wie Anm. 1), S. 114.

17 Zu den Filmen vgl. Stephan SCHOLZ: Nur eine Stunde der Frauen? Geschlechterkonstruktionen in der Erinnerung an Flucht und Vertreibung, in: Edeltraud AUBELE/Gabriele PIERI (Hg.), *Femina Migrans. Frauen in Migrationsprozessen (18.–20. Jahrhundert)*, Sulzbach/Ts. 2011, S. 99–125, hier S. 108–119; Bill NIVEN, *The Good Captain and the Bad Captain. Joseph Vilsmaier's Die Gustloff and the Erosion of Complexity*, in: *German Politics and Society* 26/4 (2008), S. 82–98.

18 Zit. nach Gerhard PAUL, *Der Flüchtlingstreck. Bilder von Flucht und Vertreibung als europäische lieux de mémoire*, in: DERS. (Hg.), *Das Jahrhundert der Bilder, Bd. 1: 1900 bis 1949*, Göttingen 2009, S. 666–673, hier S. 668.

19 Maren RÖGER, *Flucht, Vertreibung und Umsiedlung. Mediale Erinnerungskulturen und Debatten in Deutschland und Polen seit 1989*, Marburg 2011, S. 257f.; PAUL, *Der Flüchtlingstreck* (wie Anm. 18), S. 668f.

20 Stefan RUZAS, *Die Flucht. Das verdrängte Trauma. Interview mit Maria Furtwängler und Nico Hoffmann*, in: *Focus*, 25.02.2007.

Kindern, die auf den Armen von Marinesoldaten fröhlich in die Kamera lachen. Der darüber gesprochene Text lautet: *Beim Abtransport der gefährdeten Bevölkerung Ost- und Westpreußens vollbrachte die deutsche Kriegsmarine vorbildliche Leistungen. Weit über eine halbe Million Flüchtlinge wurden auf Seefahrzeugen in das Reich zurückgebracht.*<sup>21</sup> Im Mittelpunkt standen bereits hier die Leistungen der Kriegsmarine nicht nur als kämpfende, sondern auch als humanitär intervenierende Truppe – eine Inszenierung, die zur klassischen Bildikonografie von Kriegen gehört und sie visuell legitimieren soll.<sup>22</sup>

An diese propagandistische Inszenierung der besonderen Leistungen der Kriegsmarine bei der Rettung von Zivilisten knüpfte die Nachkriegserinnerung unmittelbar an. Neben einem „Katastrophengedächtnis“ etablierte sich sehr schnell und eng damit verbunden auch ein „Leistungsgedächtnis“.<sup>23</sup> Ersteres machte sich insbesondere an den spektakulären Untergängen von Schiffen wie der Wilhelm Gustloff fest, bei denen zahlreiche Zivilisten starben, und fand seinen Ausdruck etwa in dem Spielfilm „Nacht fiel über Gotenhafen“ (1959/60). War das Katastrophengedächtnis auf die leidenden Opfer fokussiert, so konzentrierte sich das Leistungsgedächtnis auf die aktive Rolle der deutschen Soldaten in ihrem vermeintlich selbstlosen und opferbereiten Einsatz für die Schwachen und Hilflosen, der die Essenz jeder traditionellen Heldenerzählung bildet.<sup>24</sup> Die Heldenerinnerung trat somit an die Seite der Opfererinnerung.

Vor allem dem ehemaligen Oberbefehlshaber der Kriegsmarine Großadmiral Karl Dönitz – nach dem Selbstmord Hitlers auch dessen Nachfolger als Reichspräsident und Oberbefehlshaber der Wehrmacht – gelang es in den 1950er Jahren erfolgreich, sich selbst und die Marine insgesamt nachträglich zum Retter der Flüchtlinge aus dem Osten zu stilisieren. Den historischen Tatsachen widersprechend erklärte er immer wieder, dass der Krieg seit Winter 1944/45 nur noch mit dem Ziel geführt worden sei, *deutsche Menschen aus dem Ostraum zu retten.*<sup>25</sup> Nachdem der in Nürnberg verurteilte Kriegsverbrecher Dönitz 1956 aus der Haft entlassen war, wurde seine Sichtweise in weiten Teilen der bundesdeutschen Gesellschaft bereitwillig aufgenommen. Seine 1958 erschienenen apologetischen Erinnerungen an NS-Zeit und Krieg wurden in Auszügen vorab in der Illustrierten Quick – damals die zweitgrößte Wochenzeitschrift – abgedruckt und nachfolgend mehrfach neu aufgelegt.<sup>26</sup> Daran anknüpfend erschien in immer neuen Auflagen eine große Zahl an Erinnerungs- und populärwissenschaftlicher Literatur, in der die Evakuierung über die Ostsee zur *größten Rettungsaktion der Geschichte* erklärt und die vermeintlich humanitäre Leistung der deutschen Soldaten ins Zentrum gestellt wurde.<sup>27</sup> Darüber hinaus entstanden in den

---

21 Bundesarchiv-Filmarchiv, DW 755/1945. Online mehrfach auch auf Youtube zu sehen.

22 Vgl. Gerhard PAUL, *Kriegsbilder – Bilderkriege*, in: *Aus Politik und Zeitgeschichte* 58/31 (2009), S. 39–46, hier S. 43.

23 Bill NIVEN, Vorwort, in: DERS.: *Die Wilhelm Gustloff. Geschichte und Erinnerung eines Untergangs*, Halle 2011, S. 7–26, hier S. 17.

24 Jan Philipp REEMTSMAN: *Der Held, das Ich und das Wir*, in: *Mittelweg* 36 18/4 (2009), S. 41–64, hier S. 46–52.

25 Karl DÖNITZ, *Ich lege Rechnung*, in: *Quick* 11/19 (1958), S. 40. Heinrich Schwendemann hat wiederholt und detailliert nachgewiesen, dass es sich dabei um eine „Geschichtsklitterung sondergleichen“ handelt. SCHWENDEMAN, *Zusammenbruch* (wie Anm. 7), S. 140. Vgl. ebenso auch Dieter HARTWIG, *Großadmiral Karl Dönitz. Legende und Wirklichkeit*, Paderborn 2010, S. 125–138.

26 Ebd., S. 203.

27 Ernst FREDMANN, *Sie kamen übers Meer. Die größte Rettungsaktion der Geschichte*, Köln 1971. Vgl. als prominenteste Beispiele daneben: Cajus BEKKER, *Ostsee – Deutsches Schicksal 1944/45. Der authentische Bericht vom letzten Einsatz der Kriegsmarine und der Rettung von mehr als zwei Millionen deutscher Menschen über See*, München 1959; Fritz BRUSTAT-NAVAL, *Unternehmen Rettung. Letztes Schiff nach Westen*, Herford

nachfolgenden Jahrzehnten auch einige Gedenkorte, an denen die Erinnerung an die Evakuierungsaktion besonders gepflegt wurde.

### 3 Der Gedenkort Laboe

Ein zentraler Gedenkort für das vermeintliche *Unternehmen Rettung*<sup>28</sup> entstand schon früh im Marine-Ehrenmal in Laboe.



Abb. 1  
Marine-Ehrenmal Laboe, Anfang der 1960er Jahre (Bundesarchiv, B 145 Bild-F010787-0011 via Wikimedia Common (Foto: Ludwig Wegmann))

In der Weimarer Republik im Bau begonnen, 1936 eingeweiht und nach dem Zweiten Weltkrieg von den Alliierten als militaristisches Symbol beschlagnahmt, war das Ehrenmal 1954 dem Deutschen Marinebund, als dem größten Ehemaligenverband der Marine, zurückgegeben und von diesem zu einer Gedenkstätte für alle in den Weltkriegen ums Leben gekommenen Seeleute neu ausgestaltet worden.<sup>29</sup> Bereits bei der Wiedereinweihung 1954 wurde deutlich gemacht, dass das Ehrenmal nicht nur dem Totengedenken dienen, sondern gleichzeitig ein antikommunistischer *Signalturm* sein und auch zur Wiedervereinigung Deutschlands mahnen sollte.<sup>30</sup> Das Bild des natürlich verbindenden Meeres wurde dazu herangezogen, die Widernatürlichkeit der Teilung Deutschlands zu veranschaulichen, denn: *Millionen der dort noch lebenden Menschen unseres Stammes und unseres Blutes sind auch nach See zu durch einen eisernen Vorhang von uns abgeschnitten.*<sup>31</sup>

---

1970; Hans SCHÖN, Ostsee 45. Menschen. Schiffe. Schicksale, Stuttgart 1983; Hans SCHÖN: Flucht über die Ostsee 1944/45 im Bild. Ein Foto-Report über das größte Rettungswerk der Seegeschichte, Stuttgart 1985; Hans SCHÖN, Rettung über die Ostsee. Die Flucht aus den Ostseehäfen 1944/45, Stuttgart 2002.

28 BRUSTAT-NAVAL, Unternehmen Rettung (wie Anm. 27).

29 Zur Entstehung und Geschichte vgl. Thorsten PRANGE, Das Marine-Ehrenmal in Laboe. Geschichte eines deutschen Nationalsymbols, Wilhelmshaven 1996, S. 5–118.

30 So Vizeadmiral a. D. Heye bei der Einweihung am 30.05.1954, hier zit. nach Insa ESCHEBACH, Öffentliches Gedenken. Deutsche Erinnerungskulturen seit der Weimarer Republik, Frankfurt/M. 2005, S. 104.

31 Ebd.

Auch dem Dachverband der schleswig-holsteinischen Vertriebenenverbände erschien das Ehrenmal an der Kieler Förde als geeigneter Ort, um an die „Rettung“ der Deutschen aus den ehemaligen Ostprovinzen vor dem Kommunismus zu erinnern. Der Landesverband der vertriebenen Deutschen/Vereinigte Landsmannschaften stiftete daher eine Gedenktafel, die als *Dankspende der Heimatvertriebenen* am Pfingstmontag 1956 in einer *Ehrennische* der zentralen *Ehrenhalle* zusammen mit erläuternden Tafeln und Objekten zur *Rettung über See* angebracht wurde. Auf der Bronzetafel wurde der Kriegs- und Handelsmarine für den *opfervollen Einsatz zur Rettung von Hunderttausenden deutscher Menschen bei ihrer Vertreibung aus der Heimat* gedankt.<sup>32</sup>



Abb. 2 „Ehrennische“ mit der Gedenktafel der Vertriebenen von 1956 (Foto: Ranocha, Dankspende, Titelblatt u. S. 7.)

In den folgenden Jahren und Jahrzehnten diente das Marine-Ehrenmal immer wieder zur Ausrichtung von Gedenkveranstaltungen der Vertriebenenverbände, in denen an die Evakuierung über die Ostsee erinnert wurde. 1970 etwa veranstaltete die Landsmannschaft Ostpreußen eine Feierstunde mit ca. 8.000 Teilnehmern, in deren Vorfeld eine Kranzniederlegung auf See stattfand. Bei dieser Gelegenheit erinnerte ein Vertreter des Jugendverbandes „Gemeinschaft Junges Ostpreußen“ nicht nur an die ambivalente Perspektive der Vertriebenen auf die Ostsee als *Meer der Hoffnung* und *Meer der Tränen*. Mit Blick auf den grenzüberschreitenden Charakter der Ostsee verwies er gleichzeitig auf die vermeintlich widernatürliche Trennung von der alten Heimat, wobei die Anrufung der Toten auf dem Meeresgrund eine ihnen gegenüber bestehende moralische Verpflichtung zum Festhalten an den Heimatanspruch evozierte: *Die Wasser der See sind frei, keine menschliche Grenze kann sie aufhalten. Ihr Wellen seid jetzt die einzigen, die frei zu den Küsten unserer Heimat gehen können. Sagt den Küsten, daß wir sie nicht vergessen haben – und sagt das gleiche den zwanzigtausend, die auf dem Grunde der Ostsee ruhen.*<sup>33</sup>

Fünf Jahre später organisierte der Bund der Vertriebenen (BdV) als Auftaktveranstaltung des Vertreibungsgedenkjahres 1975 in Laboe eine weitere Gedenkveranstaltung unter dem Motto *30 Jahre danach: Ostdeutsche danken ihren Rettern.*

32 Zit. nach Alfred RANOCHA, Dankspende der Heimatvertriebenen Ostdeutschlands an die Kriegs- und Handelsmarine in der Ehrenhalle des Marinedenkmals Laboe gelegentlich der Einweihung der Ehrennische und Übergabe an den Deutschen Marinebund, Kiel 1956, unpaginiert (Titelblatt).

33 Zit. nach FREDMANN, Sie kamen übers Meer (wie Anm. 27), S. 190. Vgl. auch „Meer der Tränen – Meer der Hoffnung“, in: Das Ostpreußenblatt, 30.05.1970, S. 8.

## Ostpreußen danken ihren Rettern

Doch Bonn verweigert Unterstützung für die Vertreibungs-Gedenkstunden in Lübeck und Laboe

Hamburg — Vor 30 Jahren retteten — über die Ostsee hinweg — Tausende von opferbereiten Männern und Frauen ungehört das Ostpreußen das Leben, während sich eine Tragödie unerlösten Ausmaßes abspielte. Diese Feststellung traf der Präsident des Bundes der Vertriebenen, Dr. Herbert Czaja MdB, zu den Dank- und Gedenkveranstaltungen, die am 15. und 16. März 1974 in Lübeck und Kiel-Laboe stattfanden. Hier wollten die Vertriebenen an dieses Geschehen im Frühjahr 1945 erinnern — der Tatort gedenken — und den Rettern nochmals danken.

Wie der Bund der Vertriebenen mitteilt, hat die Bundesregierung für insonderliche Beihilfen ein Angebot, eines zunächst für die Gedenkveranstaltungen zu 30 Wanderfahrten des Bundes der Vertriebenen von Deutschen aus ihrer ostpreussischen Heimat zu gewähren. Die Ablehnung wurde nach der entsprechenden Besprechung begründet: BfV-Präsident Dr. Herbert Czaja sagte die Argumentation des Ministeriums nicht überzeugend.

Seiner Organisation habe bereits im Herbst vergangenen Jahres die Ministerium die Notwendigkeit einer besonderen Förderung dieser Veranstaltungen in Kenntnis gesetzt. Der parlamentarische Staatssekretär beim Bundesministerium für innerdeutsche Beziehungen, Karl Herold, habe damals einen Betrag von insgesamt 10 DM für BfV-Veranstaltungen in Aussicht gestellt.

Die jetzt bekanntgewordene Verweigerung eines Betrages von 10 DM sei ein unverständliches „da es“ vom Geist der Vertriebenen getragene Zusammenkünfte betrifft, an denen sich nicht zuletzt Vertrie-



Der 15. des geliebten Landeides dankte die Landsmannschaft Ostpreußen zum 30. Jahrestag der Befreiung über den 15. März 1945. Unter der Leitung von Generalmajor Jürgen Ostpreußen, die Köpfe des Dankens der Ostsee Stengen.

## Polnische Erpressung

Die polnische Führungsmiliz hat die Bemühungen des Bundespräsidenten Bundespräsidenten in Warschau dem bestritten, um ihn zu befragen, Paris möge durch die Inanspruchnahme der Beziehungen, die es zu Bonn unterhält, diese bekräftigen, um die Beziehungen zu den Bundespräsidenten zu unterstützen, die Warschau gegenüber der Bundesrepublik Deutschland — stellt aber gegenüber der „DZ“ — erklärt. Zwar hat Bundespräsidenten selbst seinen polnischen Gesprächspartner eine Absage erteilt und dies sogar nach einer Pressekonferenz, die vor seinem Rücktritt nach Frankreich in der polnischen Hauptstadt stattfand, unterzeichnet. Aber die Vorgänge zeigen, dass Warschau seine Politik der Erpressung Bonn, die bisher gewissermaßen „inaktiv“ erlag, auf die internationalen Ebene transportieren will, nachdem es nicht gelungen ist, die Bundesregierung im Rahmen der durch Frankreich eines halbjährlichen Jubiläums mit der Frage der Partnerschaftsvereinbarung von Deutschen in Polen und durch Auslösung eines gemeinsamen „Bündnis“ willigen zu machen. Es sei es aber dem Glück-Engländer bisher nicht gelungen, die Fragestellung, die Paris von einem Polen entgegengebracht, gegen Bonn auszusprechen, aber das dieser Verzicht gemacht hat heißt nicht, daß es nicht versucht wird, wenn Bundespräsidenten „Glaube“ an Entzug nach Mitte Juni über Tage lang zu einem Einverständnis in der Vollversammlung Polen aufhalten wird.

Der Bund der Vertriebenen hat bereits erwidert, daß Warschau die Bundespräsidenten- bzw. Bundespräsidentenpolitik nicht nur dem Bundespräsidenten will, um sich im Hinblick auf die Handhabung der westlichen Länder darzulegen, sondern auch auf dem Gelände der polnischen Fronten der Bundesrepublik Deutschland in Verbindung mit Hilfe in die westliche Gemeinschaft zu helfen, in dem es darauf besteht, die deutsche Mitgliedschaft gegenüber den Bundespräsidenten. Damit tritt der polnische Gesprächspartner die Absicht, sich über die eigene Mission auszu-

Abb. 3 Ausschnitt aus dem Ostpreußenblatt zur Gedenkveranstaltung 1975 (Foto: Ostpreußenblatt, 15.03.1975)

Vorangegangen war am Vortag ein ökumenischer Gottesdienst in der Lübecker Marienkirche – der „Symbolkirche für den verlorenen Osten“<sup>34</sup> – mit einer Kranzniederlegung an der dortigen *Gedenkstätte des deutschen Ostens* durch Ministerpräsident Gerhard Stoltenberg und BdV-Präsident Herbert Czaja.<sup>35</sup> Czaja hielt am Folgetag auch in Laboe die Festrede und konnte dabei unter den zahlreichen ehemaligen Marineangehörigen auch den früheren Oberbefehlshaber Karl Dönitz begrüßen. Bei der Einweihung der Vertriebenen-Danktafel 1956 war Dönitz aufgrund seiner Verurteilung bei den Nürnberger Kriegsverbrecherprozessen noch in Haft gewesen. Bei der Gedenkfeier 1970 war er in Abwesenheit bereits als *ein Mann, dem Ehrfurcht und Dank gebühren*, gerühmt worden.<sup>36</sup> 1975 schließlich verlieh ihm die Landsmannschaft Ostpreußen wenige Wochen nach der Gedenkveranstaltung in Laboe den „Preußenschild“, die höchste Auszeichnung der Landsmannschaft, weil durch seinen Einsatz angeblich *die Menschen Ostpreußens vor der Vernichtung bewahrt wurden*.<sup>37</sup>

Bei der Gedenkveranstaltung in Laboe dankte Czaja allen ehemaligen *Befehlshabern, Offizieren und Soldaten* für die Erfüllung ihrer *Pflicht zum Schutz der Gemeinschaft und des*

34 Malte THIEBEN, Eine herrliche Illusion. Der Wiederaufbau der Lübecker Marienkirche als städtischer und staatlicher Sehnsuchtsort zur Symbolkirche des deutschen Ostens, in: Georg WAGNER-KYORA (Hg.), Wiederaufbau europäischer Städte. Rekonstruktionen, die Moderne und die lokale Identitätspolitik seit 1945, Stuttgart 2014, S. 142–162.

35 Einladung und Programm: Bundesarchiv Koblenz, B234/859; „Absage an Gewalt und Bekenntnis zum Recht“, in: Das Ostpreußenblatt, 22.03.1975, S. 20.

36 So der Sprecher der Landsmannschaft Ostpreußen, Freiherr von Braun, hier zit. nach „Ein Ehrenblatt unserer Geschichte“, in: Das Ostpreußenblatt, 30. Mai 1970, S. 1.

37 So der stellvertretende Sprecher der Landsmannschaft, Gerhard Pregel, hier zit. nach „Dank für eine große humanitäre Tat“, in: Das Ostpreußenblatt, 03.05.1975, S. 1. Vgl. auch „Preußenschild für Großadmiral Dönitz“, in: Das Ostpreußenblatt 15.03.1975, S. 1.

*Volkes [...] bis zur Selbstaufopferung.*<sup>38</sup> Er wiederholte dabei ein Muster, das seit den 1950er Jahren für das Narrativ der „Rettung über die Ostsee“ zentral war. In dem Maße, in dem die deutschen Flüchtlinge darin Opfer waren, waren die deutschen Soldaten heldenhafte Märtyrer, die, wie es bei der Einweihung 1956 hieß, *in jenen Tagen und Wochen ihr Leben dahingaben, da sie das Leben ihrer deutschen Brüder und Schwestern erhalten wollten.*<sup>39</sup> Immer wieder wurden neben dem *Opfersinn* vor allem die aktive *Tat*, *Rettungstat* oder *humanitäre Tat* der deutschen Kriegsmarine beschworen, die *als heller Schein* aus dem *Dunkel von Not und Tod* herausrage und ein *Ehrenblatt deutscher Geschichte* darstelle, mit der die Soldaten *den letzten Sinn soldatischen Tuns erfüllt* hätten.<sup>40</sup> Gerade die aktive Tat ist neben der Bereitschaft zum Selbstopfer wesentlich für den traditionellen Begriff des Helden.<sup>41</sup>

Eine derartige Heroisierung der deutschen Wehrmachtssoldaten war in der Bundesrepublik allerdings nie gänzlich unumstritten. Anlässlich der Gedenkfeier in Laboe im Jahr 1970 kritisierten die Vertriebenenverbände den *Oberflächlichkeitskult* der bundesdeutschen Öffentlichkeit und Politik, die kaum Notiz von der Gedenkveranstaltung nahmen.<sup>42</sup> 1975 gab man sich insbesondere darüber empört, dass die sozialliberale Bundesregierung eine finanzielle Unterstützung der Veranstaltungen in Laboe und Lübeck abgelehnt hatte, bezeichnete dies als *Kotau gegenüber den Machthabern des Ostblocks* und thematisierte die Angelegenheit in einer Fragestunde des Bundestages.<sup>43</sup> Dem abnehmenden Verständnis der westdeutschen Gesellschaft für die Stilisierung der deutschen Marinesoldaten zu *Helden der Humanität*<sup>44</sup> begegneten die Vertriebenenverbände im Verbund mit Veteranenverbänden in den folgenden Jahren mit der Schaffung neuer Orte des Gedenkens an die „Rettung über die Ostsee“.

#### 4 Neue Gedenkortorte im Norden und Süden – Damp 2000 und Oberschleißheim

In der ersten Hälfte der 1980er Jahre entstanden im äußersten Norden und Süden der Bundesrepublik zwei neue Gedenkortorte, die den Mythos der „Rettung über See“ in besonderer Weise pflegen sollten und sich dazu jeweils eines historischen Bootes als eines zentralen und authentischen Erinnerungsobjekts bedienten.

1983 wurde in dem Ferienzentrum Damp 2000 an der Eckernförder Bucht das ehemalige zivile Transportschiff Albatros als Museumsschiff und Gedenkstätte eingeweiht.<sup>45</sup> Bereits 1971 war das nicht mehr fahrtüchtige Boot, das 1912 auf der Meyer-Werft in Papenburg gebaut worden war, auf den Strand des Ostseebades gezogen worden. Das Schiff sollte hier

---

38 Zit. nach „Fürsprecher für einen gerechten Ausgleich“, in: Das Ostpreußenblatt, 29.03.1975, S. 20.

39 RANOCHA, Dankspende der Heimatvertriebenen (wie Anm. 32), S. 6.

40 Zitate nach ebd.; „Ein Ehrenblatt unserer Geschichte“, in: Das Ostpreußenblatt, 30. Mai 1970, S. 1.

41 REEMTSMA, Der Held, das Ich und das Wir (wie Anm. 24), S. 46–52.

42 FREDMANN, Sie kamen übers Meer (wie Anm. 27), S. 181.

43 Peter ACHTMANN, Wofür Bonn kein Geld hat..., in: Das Ostpreußenblatt, 22.03.1975, S. 2. Vgl. „Ostpreußen danken ihren Rettern“, in: Das Ostpreußenblatt, 15.03.1975, S. 1. Manfred KITTEL, Vertreibung der Vertriebenen? Der historische deutsche Osten in der Erinnerungskultur der Bundesrepublik (1961–1982), München 2007, S. 122 scheint die Kritik der Verbände zu teilen.

44 SCHÖN, Flucht über die Ostsee (wie Anm. 27), S. 30.

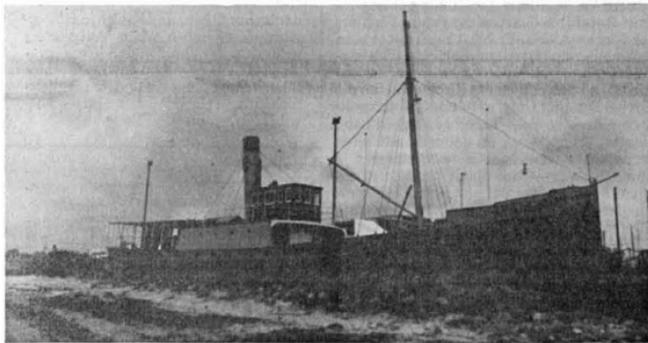
45 Das Folgende nach Kurt GERDAU, Albatros – Rettung über See. 115 Tage bis zum Frieden, Herford 1984, S. 100–106; Jann M. WITT, Erinnern und Gedenken. Das Marine-Ehrenmal in Laboe als Erinnerungsstätte an die Flucht über die Ostsee, in: Bill NIVEN (Hg.), Die Wilhelm Gustloff. Geschichte und Erinnerung eines Untergangs, Halle 2011, S. 171–204, hier S. 174–179.

ursprünglich als Wahrzeichen des neuen Ferienzentrums dienen und eine Diskothek beherbergen, blieb dann aber ungenutzt. 1980 wurden der Chefredakteur des Ostpreußenblattes, Hugo Wellems, und der Präsident des Marinebundes, Friedrich Rohlfing, auf das 36 Meter lange Schiff aufmerksam und entwickelten die Idee, aus ihm eine Erinnerungsstätte an die „Rettung übers Meer“ zu machen. Die Albatros selbst war im Zweiten Weltkrieg als Hilfskriegsschiff im Einsatz gewesen und soll in den letzten Kriegswochen aus der Danziger Bucht über 3.000 Flüchtlinge nach Schleswig-Holstein transportiert haben.<sup>46</sup> Es konnte somit als ein authentisches Erinnerungsobjekt an die Evakuierung der Zivilbevölkerung über die Ostsee inszeniert werden. Ein „Kuratorium Albatros – Rettung über See“ aus Vertretern des Marinebundes, der Vertriebenenverbände, des Schleswig-Holsteinischen Heimatbundes, des Landesverbandes des Volksbundes deutsche Kriegsgräberfürsorge sowie der Gemeinde Damp übernahm die weitere Planung, ließ das Schiff renovieren und zu einem Museumsschiff ausgestalten. An der Finanzierung beteiligten sich neben dem Land Schleswig-Holstein auch die von der CDU geführten Bundesländer Niedersachsen und Baden-Württemberg sowie private Großspender wie etwa der Verleger der Wilhelmshavener Zeitung Werner Brune.

Rettung über See:

## Dem Vergessen entrissen

In Damp 2000 wurde die Erinnerungsstätte Albatros eingeweiht



Am Strand von Damp 2000: Die Albatros wurde zu einer nationalen Gedenkstätte ausgebaut

Abb. 4 Ausriss aus dem Ostpreußenblatt zur Einweihung der Gedenkstätte in Damp 1983 (Foto: Ostpreußenblatt, 11.06.1983)

Eingeweiht wurde das Museumsschiff am 31. Mai 1983 vor ca. 600 Teilnehmern vom stellvertretenden Ministerpräsidenten von Schleswig-Holstein, Henning Schwarz (CDU), der es als *eine Gedenkstätte von nationaler Bedeutung* bezeichnete.<sup>47</sup> Nach der Vorstellung der Landsmannschaft Ostpreußen sollte es durch die Erinnerung an die „Rettung über See“

<sup>46</sup> In einem Artikel des Ostpreußenblatts ist daneben auch von einem Transport von 5.000 Marinehelferinnen aus dem brennenden Königsberg die Rede, vgl. Ansgar GRAW, Dem Vergessen entrissen, in: Das Ostpreußenblatt, 11.06.1983, S. 20.

<sup>47</sup> Zit. nach ebd. Vgl. auch Walter FRANK, Albatros. Eine Gedenkstätte in Damp 2000 von nationaler Bedeutung, in: Marine 8/7 (1983), S. 8f.

dazu beitragen, den *deutschen Osten* stärker in das Bewusstsein der Bevölkerung zu rücken und *den Anspruch des deutschen Volkes auf seine staatliche, nationale und territoriale Einheit deutlicher als bisher zu artikulieren*.<sup>48</sup> Primär sollte die Gedenkstätte, die fortan vom Deutschen Marinebund betrieben wurde, aber die Erinnerung an die humanitäre Leistung der Marine bei der *größten Seerettungsaktion der Geschichte* pflegen, durch die *über 2,25 Millionen Heimatvertriebene [...] vor den sowjetischen Truppen und damit vor dem sicheren Tod gerettet* worden seien.<sup>49</sup> Die Blickverbindung von Damp zum Marine-Ehrenmal in Laboe sollte die innere Verbindung der beiden Erinnerungsstätten versinnbildlichen.<sup>50</sup> In den Einweihungsreden und Presseberichten wurde dabei immer wieder – und sachlich falsch – die Bedeutung von Großadmiral Dönitz hervorgehoben, *dessen Name untrennbar mit dieser Aktion verbunden* sei.<sup>51</sup> Die Ausstellung selbst zeichnete ein entsprechendes Bild und hatte Züge einer „Dönitz-Gedenkstätte“.<sup>52</sup>

Bereits wenige Tage nach der Einweihung des Museumsschiffs Albatros befand sich ein zweites historisches Boot auf dem Weg von Schleswig-Holstein nach Bayern. In mehreren Nachttransporten wurde ein fast 20 Meter langes und sechs Meter breites ehemaliges Pionierlandungsboot der Wehrmacht mit einem Gewicht von 45 Tonnen auf einem Spezial-Tieflader von der Schlei nach Oberschleißheim bei München gebracht.<sup>53</sup> Das 1944 in Danzig gebaute Landungsboot hatte als Kleinkampfschiff in den letzten Kriegswochen nicht nur Soldaten, Fahrzeuge, Geschütze, Munition und Treibstoffe, sondern auch Zivilisten über die Ostsee transportiert.<sup>54</sup> Die aus der Landsmannschaft Ost- und Westpreußen in Bayern heraus entstandene Ost- und Westpreußenstiftung e. V. (OWS) machte das Boot am Rand des historischen Flugplatzes von Oberschleißheim zum Zentrum eines *Mahnmals Flucht und Vertreibung*.<sup>55</sup> War in Damp auf der Albatros selbst eine ständige Ausstellung eingerichtet worden, so wurde in Oberschleißheim eine entsprechende Ausstellung in einem Gebäude neben dem Pionierlandungsboot untergebracht. Unweit der viel besuchten Schlossanlage Schleißheim entstand ein Sammlungs-, Dokumentations- und Begegnungszentrum mit Ausstellungsräumen, Bibliothek und Gaststätte. Erhebliche Unterstützung fand der Verein dabei durch die bayerische Staatsregierung aufgrund von persönlichen Kontakten zu Ministerpräsident Franz Josef Strauß, der das Mahnmal auch am 19. Juli 1984 vor ca. 700 Teilnehmern einweihte.<sup>56</sup>

---

48 So der stellvertretende Sprecher der Landsmannschaft Ostpreußen, Harry Poley, hier zit. nach GRAW, *Dem Vergessen entrissen* (wie Anm. 46).

49 Ebd.

50 Walter FRANK, *Blick in die Geschichte: „Rettung über See“ – Erinnerungsstätte Albatros*, in: *Jahrbuch der Marine* 16 (1982/83), S. 140–142, hier S. 140.

51 GRAW, *Dem Vergessen entrissen* (wie Anm. 46).

52 HARTWIG, *Großadmiral Karl Dönitz* (wie Anm. 25), S. 135.

53 Hans Joachim KÖHLER, *Landungsboot geht auf letzte große Fahrt*, in: *Kieler Nachrichten* 24.01.1983; Hans Joachim KÖHLER, *„Tarzan III“ wird in Bayern zum Denkmal*, in: *Kieler Nachrichten*, 22.06.1983.

54 Zum Einsatz von Pionierlandungsbooten bei der Evakuierungsaktion über die Ostsee vgl. Randolf KUGLER, *Das Landungswesen in Deutschland seit 1900*, Berlin 1989, S. 494–546.

55 Vgl. Stephan SCHOLZ, *Erinnerung im Denkmal. Vertriebenen Denkmäler in Deutschland und die Denkmalanlage in Oberschleißheim*, in: Manfred HUBER (Hg.), *Flucht und Vertreibung. 3. Fachgespräch Politische Bildung an historischen Orten des Nationalsozialismus und Gedenkstättenpädagogik*, Gauting 2012, S. 17–28. Zu dem Verein vgl. auch die Selbstdarstellung: Doro RADKE, *25 Jahre Ost- und Westpreußenstiftung in Bayern e. V.*, in: DIES., *Wege und Ziele ostdeutscher Kulturarbeit. 25 Jahre Ost- und Westpreußenstiftung in Bayern. Rückschau und Ausblick*, München 1997, S. 5–36.

56 OWS, Briefwechsel des Vereinsvorsitzenden Heinz Radke mit Franz-Josef Strauß, 25.03.1983, 23.05.1984, 15.09.1984. Verbindungsmann zu Strauß war insbesondere Vorstandsmitglied Sepp Prentl, Geschäftsführer der



Abb. 5 Pionierlandungsboot in Oberschleißheim, 1980er Jahre (Foto: Ost und Westpreußenstiftung e.V., Oberschleißheim)

Das Mahnmal war *Den Opfern der Vertreibung* insgesamt gewidmet und sollte trotz des landsmannschaftlichen Hintergrunds der Ost- und Westpreußenstiftung ausdrücklich *für alle Heimatvertriebenen eine Erinnerungsstätte* sein.<sup>57</sup> Das allein schon in seiner Größe dominierende Landungsboot fokussierte die Erinnerung jedoch auf die Evakuierung über die Ostsee und symbolisierte damit ein besonders dramatisch erinnertes Kapitel innerhalb der deutschen Vertreibungserinnerung. Nach der Intention der Initiatoren sollte das authentische Objekt des Bootes den Betrachter in die Lage versetzen sich vorzustellen, welche *erschütternden Szenen sich einst auf diesen Planken abgespielt haben mögen* auch wenn man *Elend, Entsetzen, Angst und Entbehrungen der letzten Kriegsereignisse und der Massenflucht von 1945 nicht selbst miterlebt habe*.<sup>58</sup>

Im selben Maße wie die Opfer von Flucht und Vertreibung standen hier jedoch auch die deutschen Soldaten und ihre aktive Rolle bei der Evakuierung über die Ostsee im Mittelpunkt des Gedenkens. Franz Josef Strauß stellte in seiner Einweihungsrede klar: *Das Mahnmal, das wir heute einweihen, erinnert uns nicht nur an das Schicksal der Vertreibungsopfer, es erinnert ebenso an den Heldenmut, an die Tapferkeit der helfenden und rettenden Verbände der Kriegs- und Handelsmarine und des Heeres*.<sup>59</sup>

Zwei Gedenktafeln, die bei der Einweihung enthüllt wurden, zeigten dementsprechend einen Flüchtlingstreck sowie eine Menschengruppe in einem Boot mit der sich wiederholenden Hintergrund-Inschrift *Dank den Rettern*.<sup>60</sup>

---

Bayerisch-Togoischen Gesellschaft, deren Präsident Strauß war. Der OWS-Vorstandsvorsitzende Heinz Radke war Chefredakteur des „Togo-Journals“ der Gesellschaft. Vgl. „Boot geht als Schwarzbau vor Anker“, in: Donaukurier (Ingolstadt), 29.08.1985.

57 „Ein zwiespältiger Tag unserer Geschichte“, in: Deutscher Ostdienst 28/20 (1986), S. 5; Gerhard KRÄMER, Marinefährrahm als Mahnmal in Bayern, in: Marine 9/9 (1984), S. 9.

58 Doro RADKE, Ein Landungsboot der Pioniere wird Denkmal, in: Das Ostpreußenblatt, 17.12.1983, S. 20.

59 Franz Josef STRAUß, Bayerns Verbundenheit mit den Heimatvertriebenen. Ansprache bei der Einweihung des Mahnmals „Flucht und Vertreibung“ in Oberschleißheim am 19. Juli 1984, in: Deportation, Flucht und Vertreibung. Ein Rückblick nach 40 Jahren, hg. v. Bayerischen Staatsministerium für Arbeit und Sozialordnung, München <sup>2</sup>1987, S. 1–3, hier S. 2.

60 Tafeltexte hier und im Folgenden nach OWS, Leuther von GERSDORFF u. a. (Hg.), Bild-Dokumentation Gedenkstätte Oberschleißheim, Oberschleißheim 2008.



Abb. 6 Kranzniederlegung durch Ministerpräsident Strauß an der Gedenktafel „Dank den Rettern“ bei der Einweihung der Gedenkstätte in Oberschleißheim 1984 (Foto: Ost und Westpreußenstiftung e.V., Oberschleißheim)

Ergänzt wurden diese Tafeln in den Folgejahren durch neun weitere Bronzetafeln für spezielle Wehrmachtseinheiten – meist von Veteranenverbänden in Auftrag gegeben und finanziert. Erinnerung wurde dabei aber nicht so sehr an den Einsatz der Marine.<sup>61</sup> Vielmehr setzten sich hier verschiedene Einheiten des Heeres, die im Osten eingesetzt waren, selbst ein Denkmal und legitimierten ihren Kampf nachträglich als einen zum Schutz von deutschen Zivilisten. *Für die Rettung hunderttausender von Flüchtlingen opferten Soldaten der 4. Panzerdivision Leben – Gesundheit – Freiheit*, hieß es hier etwa, oder: *Die 93. Inf.Division ermöglichte in schwersten Abwehrkämpfen im April 1945 im Samland/Ostpr. den Abtransport von Verwundeten und Flüchtlingen über die See als heldenhafte Rettungsmaßnahme*. Die Fortsetzung des Krieges im Osten wurde hier also als humanitäre Schutzmaßnahme stilisiert.<sup>62</sup>

Zudem galt der Kampf der Wehrmacht im Osten nicht nur als einer zur Rettung von Flüchtlingen, sondern auch als einer zur Verteidigung der Heimat. Auf einer Tafel hieß es etwa: *Soldaten der 24. Panzerdivision [...] kämpften bis zum Untergang für ihre Heimat und für die Rettung von Flüchtlingen aus Ostpreußen*. Die zu verteidigende Heimat wurde in der Gedenkmauer durch zunächst 20 und später über 100 Glasziegel unterhalb der Tafeln symbolisiert, die *Heimaterde* aus den ehemaligen Ostprovinzen enthielten. Eine sakrale Weihe

61 Auch die ursprünglich geplante Gedenktafel für Admiral Dönitz wurde nicht realisiert, vermutlich wegen bekannter Vorbehalte von Strauß gegenüber Dönitz, dem er 1960 als Bundesverteidigungsminister den Beschluss der Bundesregierung schriftlich erläutert hatte, dass er kein Vorbild für die Bundesmarine sein könne. Vgl. OWS, Gerhard Wydra an Heinz Radke, Weihnachten 1983; Heinz Radke an die Traditionsgemeinschaften der ehemaligen deutschen Kriegsmarine, 06.03.1985; HARTWIG, Großadmiral Karl Dönitz (wie Anm. 25), S. 201.

62 Unausgeführt blieb allerdings eine Tafel mit einem Flakgeschütz im Zentrum, der ostpreußischen Küstenlinie im Hintergrund und der Inschrift: „Bis zur letzten Granate für die Rettung deutscher Menschen vor der Vernichtung“. OWS, Korrespondenz zwischen Heinz Radke und dem Bildhauer Gerhard Wydra, 16.09.1986, 23.09.1986.

erhielt der Gedenkort schließlich noch durch einen Turm mit zwei Glocken aus Ostpreußen, die bei den jährlichen Gedenkveranstaltungen zum 8. Mai – jeweils mit einem Vertreter der bayerischen Landesregierung als Hauptredner – geläutet wurden.<sup>63</sup>

Der Charakter einer Gedächtnisstätte für die Wehrmacht wurde Mitte der 1990er Jahre noch verstärkt durch den zusätzlichen Bau eines *Ehrenmals* für alle ost- und westpreußischen Gefallenen, das sich nicht nur der Form nach am Reichsehrenmal in Tannenberg von 1927 orientierte.<sup>64</sup> Das Denkmal diente als Ersatz für das *Ehrenmal der ost- und westpreußischen Wehrmachtsverbände* in Göttingen aus dem Jahr 1953, das wegen zunehmender Störungen von Gedenkveranstaltungen nicht weiter genutzt wurde.<sup>65</sup> In Oberschleißheim sollte das Gedenken an den *heldenmütige[n] Kampf der Wehrmachtssoldaten im Angesicht der nicht mehr abzuwendenden militärischen Katastrophe*<sup>66</sup> ein letztes Ausweichquartier erhalten.

## 5 Vom heroischen zum viktimologischen Gedenken

Mit der Schaffung der Gedenkstätten in Damp und Oberschleißheim versuchten Landsmannschaften und Veteranenverbände in der ersten Hälfte der 1980er Jahre mit Hinweis auf das vermeintliche Rettungswerk über die Ostsee und in der Tradition des Gedenkortes in Laboe, noch einmal Leistungsgedächtnis und Heldenerinnerung der Wehrmacht im öffentlichen Bewusstsein zu verankern. Wohl nicht zufällig geschah dies an eher peripheren Orten, die aber aufgrund ihrer touristischen Nutzung – als Ostsee-Ferienbad bzw. Ort einer bedeutenden Schlossanlage – ein hohes Besucheraufkommen versprachen. Durch die Verwendung auffälliger und authentischer Erinnerungsobjekte sollte die Aufmerksamkeit und das Interesse von Besuchern gewonnen und ein affektiver Zugang zu dem hier vermittelten historischen Narrativ hergestellt werden.<sup>67</sup>

Dies geschah vor dem Hintergrund und in deutlicher Abwehr eines zunehmenden gesellschaftlichen Bewusstseins für die deutsche Täterschaft während des Zweiten Weltkrieges. 1979 hatte die Ausstrahlung der amerikanischen Mini-Serie „Holocaust“ die öffentliche Perspektive verstärkt auf die Opfer der Shoah und nachfolgend auf die deutsche Täterschaft gelenkt. Seit den 1980er Jahren wurde die Rolle der Wehrmacht dabei besonders intensiv und kontrovers diskutiert – insbesondere aus Anlass des 40. Jahrestages des Kriegsendes 1985, aber auch im Zusammenhang mit dem Historikerstreit, der unter anderem durch das Diktum von Andreas Hillgruber ausgelöst wurde, der Historiker müsse sich *mit dem konkreten Schicksal der deutschen Bevölkerung im Osten und mit den verzweifelt und opfer-*

---

63 Doro RADKE, Glocken aus Kiwitten in Oberschleißheim, in: Das Ostpreußenblatt, 14.09.1985, S. 19.

64 Vgl. Erich VOGELANG, Mahnmal gegen Versailles, in: Das Ostpreußenblatt, 04.03.2000, S. 9; Hermann Christian THOMASUS, Preußische Tradition auf bayerischem Boden, in: Alte Kameraden 43/7–8 (1995), S. 20.

65 Vgl. dazu Stephan SCHOLZ, Zwischen Viktimisierung und Heroisierung. Geschlechterkonstruktionen im deutschen Vertreibungsdiskurs, in: K. Erik FRANZEN/Martin SCHULZE-WESSEL (Hg.), Opfernarrative. Konkurrenzen und Deutungskämpfe in Deutschland und im östlichen Europa nach dem Zweiten Weltkrieg, München 2012, S. 69–84, hier S. 79–82; Marco DRÄGER, „Land ohne Erinnerung“ oder Kampf der Erinnerungen? Das Ehrenmal des Infanterie-Regiments Nr. 82 und sein Sturz, in: Göttinger Jahrbuch 60 (2012), S. 295–325, hier S. 307–316.

66 So der Sprecher der Landsmannschaft Ostpreußen, Wilhelm v. Gottberg, in seiner Einweihungsrede, hier zit. nach Hans SAGAN, Der Kameraden gedacht. Ehrenmal für Ost- und Westpreußische Truppenverbände eingeweiht, in: Das Ostpreußenblatt, 08.07.1995, S. 20.

67 Zum touristischen Aspekt von Vertriebenen Denkmälern vgl. Stephan SCHOLZ, „Ernst-erhaben in der Mittags-sonne“ – Vertreibungsdenken in der Landschaft, in: Andrew DEMSHUK/Tobias WEGER (Hg.), Cultural Landscapes. Transatlantische Perspektiven auf Wirkungen und Auswirkungen deutscher Kultur und Geschichte im östlichen Europa, München 2014 (im Erscheinen).

*reichen Anstrengungen des deutschen Ostheeres und der deutschen Marine im Ostseebereich identifizieren, die Bevölkerung des deutschen Ostens vor den Racheorgien der Roten Armee, den Massenvergewaltigungen, den willkürlichen Morden und den wahllosen Deportationen zu bewahren.*<sup>68</sup>

Hinzu kamen jahrelange Debatten über die moralische Bewertung und juristische Behandlung von Wehrmachtsdeserteuren und der öffentlichen Deklaration von Soldaten als Mördern. 1995 schließlich begann die Wehrmachtsausstellung, das öffentliche Bild der deutschen Wehrmachtssoldaten nachhaltig zu verändern.

Der in Laboe, Damp und Oberschleißheim praktizierte Heldenkult um die Wehrmacht, der an der „Rettung“ deutscher Flüchtlinge über die Ostsee festgemacht wurde, sollte der Intention nach dieser Entwicklung entgegenwirken. In Oberschleißheim hieß es etwa 1995: *Der ethische Wert der Gesinnung, der die Soldaten ihren Opfergang bis zu Ende gehen ließ, bleibt zeitlos und vorbildlich. [...] In einer Zeit, da der deutsche Soldat der Vergangenheit und leider auch der Gegenwart schlimmen Diffamierungen ausgesetzt ist, wollen wir nicht vergessen, wem wir 1945 das Überleben verdanken. Zehntausende Wehrmachtssoldaten aller Waffengattungen ließen ihr Leben, damit wir überleben konnten. [...] Unsere Soldatentoten waren immer Opfer und nicht Täter.*<sup>69</sup>

Diese Sichtweise sprach zwar auch von den deutschen Wehrmachtssoldaten als Opfern, meinte damit aber immer noch das sacrificium als aktives Selbstopfer für andere, das einen heroischen Charakter besitzt. Das stand in immer stärkerem Widerspruch zum Opferdiskurs einer zunehmend „postheroischen Gesellschaft“<sup>70</sup>, in der das passiv duldende Opfer (victim) dominierend wurde.<sup>71</sup> Die Verschiebung der Gedenkkultur auf die leidenden Opfer war in Deutschland eine Folge des Zweiten Weltkrieges, setzte sich aber erst infolge des politisch-kulturellen Wertewandels der siebziger und achtziger Jahre durch und kann seit den 1990er Jahren als paradigmatisch gelten.<sup>72</sup> Die Gedenkorte in Laboe, Damp und Oberschleißheim versuchten einerseits an diesen viktimologischen Opferdiskurs anzuknüpfen, indem sie das Leid der deutschen Flüchtlinge hervorhoben und implizit dem der NS-Opfer gegenüberstellten. So war die Anlage in Oberschleißheim bewusst nur wenige Kilometer von Dachau errichtet worden.<sup>73</sup> Andererseits knüpften sie daran aber eine fortgesetzte Heroisierung der deutschen Wehrmacht, die von den CDU/CSU-geführten Landesregierungen zwar noch lange politisch und finanziell unterstützt wurde, seit Mitte der 1990er Jahre jedoch endgültig ins gesellschaftliche Abseits geriet.

---

68 Andreas HILLGRUBER, *Zweierlei Untergang. Die Zerschlagung des Deutschen Reiches und das Ende des europäischen Judentums*, Berlin 1986, S. 24f.

69 So Wilhelm v. Gottberg, Sprecher der Landsmannschaft Ostpreußen bei der Einweihung des Ehrenmals 1995, zit. nach SAGAN, *Der Kameraden gedacht* (wie Anm. 66).

70 Herfried MÜNKLER, *Militärisches Totengedenken in der postheroischen Gesellschaft*, in: Jörg ECHTERNKAMP/Manfred HETTLING (Hg.), *Bedingt erinnerungsbereit. Soldatengedenken in der Bundesrepublik*, Göttingen 2008, S. 22–31.

71 Jan Philipp REEMTSMA, *Der kulturgeschichtliche Hintergrund des veränderten Blicks auf das Opfer*, in: DERS./Winfried HASSEMER, *Verbrechenopfer. Gesetz und Gerechtigkeit*, München 2002, S. 30–46.

72 Martin SABROW, *Held und Opfer. Zum Subjektwandel deutscher Vergangenheitsverständigung im 20. Jahrhundert*, in: Ulrike JUREIT/Christian SCHNEIDER/Margrit FRÖLICH (Hg.), *Das Unbehagen an der Erinnerung. Wandlungsprozesse im Gedenken an den Holocaust*, Frankfurt/M. 2012, S. 37–54, hier S. 46.

73 „In unmittelbarer Nachbarschaft zu der Erinnerungsstätte Dachau erscheint es uns sinnvoll, dass auch ein Denkmal für die ostdeutschen Opfer der Gewalt des letzten Weltkrieges an diesen tragischen und unseligen Abschnitt europäischer Geschichte erinnert“, begründete die Ost- und Westpreußenstiftung die Standortwahl gegenüber dem bayerischen Ministerpräsidenten. OWS, Heinz Radke an Franz Josef Strauß, 23.05.1984.

So wurde 1999 die Erinnerungsstätte in Damp wegen mangelnden Besucherinteresses schließlich wieder aufgelöst. Die Ausstellung ging zunächst nach Laboe und wurde dort in das Marine-Ehrenmal integriert.<sup>74</sup> Im Zuge der Neugestaltung des Marine-Ehrenmals wurde sie im Juni 2010 endgültig entfernt.<sup>75</sup> Die Danktafel von 1956 ist hier dagegen nach wie vor Bestandteil eines Nebenraums der *Historischen Halle*, der der *Rettung über See* gewidmet ist. Neben Texttafeln sind hier ein Modell der Wilhelm Gustloff sowie ein aus dem Schiffswrack heraus geschweißtes Bullauge die einzigen Ausstellungsobjekte, die nun stärker das Katastrophengedächtnis und die Erinnerung an die Opfer der Evakuierung in den Vordergrund stellen.<sup>76</sup>



Abb. 7 Zustand des veränderten Denkmalbereichs in Oberschleißheim 2012 (Foto: Stephan Scholz)

Auch der Ost- und Westpreußenstiftung in Oberschleißheim wurden nach mehrmaliger Aufforderung, die Gedenkanlage konzeptionell neu auszurichten, 1999 die Mittel der Bayerischen Staatsregierung weitgehend entzogen. Der hoch verschuldete Verein verkaufte 2003 das Grundstück an den Landkreis München, der den Kreisjugendring München-Land darauf eine Jugendbegegnungsstätte bauen ließ, die 2010 eingeweiht wurde. Der Denkmalbereich wurde derweil in Absprache mit der Ost- und Westpreußenstiftung, die mit ihren Büro- und Ausstellungsräumen weiterhin auf dem Areal verblieb, umgestaltet. Das heroisierende Ehrenmal von 1995 etwa und die Erinnerungstafeln an die Wehrmachtsverbände wurden vollständig abgebrochen, das Pionierlandungsboot hingegen verblieb an seinem Platz. Während die Ost- und Westpreußenstiftung den nunmehr geschichtspolitisch „entschärften“ Denkmalbereich weiterhin für ihre Gedenkveranstaltungen nutzt, bemüht sich der Kreisju-

74 „Aus für das Museumsschiff Albatros“, in: *Marineforum* 74/10 (1999) S. 38. Das Schiff wird von der Gemeinde Damp heute als Naturkundemuseumsschiff über die Ostsee betrieben. Vgl. <http://www.ostsee-resort-damp.de/de/albatros> (Zugriff: 22.04.2013).

75 Zur Umgestaltung vgl. WITT, *Erinnern und Gedenken* (wie Anm. 45), S. 189–192; kritisch dazu Detlef GARBE u. a., *Stellungnahme zum Konzept des Deutschen Marinebundes zur Neugestaltung der Historischen Halle des Marine-Ehrenmals in Laboe, Kiel und Hamburg*, 07.06.2010, URL: <http://www.histosem.uni-kiel.de/Lehrstuehle/pohl/Stellungnahme.pdf> (Zugriff: 30.04.2013).

76 Witt, *Erinnern und Gedenken* (wie Anm. 45), S. 192–195.

gendring um eine pädagogische Nutzung des Mahnmalbereichs jenseits von Heldenverehrung und einseitiger Opferfixierung, die sich bislang jedoch als schwierig erweist.<sup>77</sup>

Wie auch andere Erinnerungsmedien der vergangenen Jahre – z. B. Bücher oder Fernsehproduktionen – zeigen, hat sich die gesellschaftliche Erinnerung an die Evakuierung über die Ostsee verändert. Eine heroisierende Sicht auf die vermeintlich humanitären Leistungen der deutschen Wehrmacht ist heute nicht mehr ohne Weiteres möglich. Im Mittelpunkt steht dagegen eindeutig das Katastrophengedächtnis, das an die Leiden der zivilen Opfer erinnert. Das Leistungsgedächtnis hat sich dagegen nicht aufgelöst, aber von der Wehrmacht auf zivile Akteure, insbesondere die Handelsmarine, verschoben. Dies zeigt insbesondere der ZDF-Blockbuster „Die Gustloff“ von 2008, wo zwei Brüder die strikte Aufspaltung in eine „gute“ Handelsmarine und eine „böse“ Kriegsmarine stereotyp personifizieren.<sup>78</sup> Die Deutschen aus dem Osten erscheinen dagegen heute vielfach als doppelte Opfer sowohl der Roten Armee als auch der NS- und der Wehrmachtsführung. Ihre Evakuierung über die Ostsee als eine historisch sinnvolle und notwendige Rettungsaktion wird dabei an sich nach wie vor kaum in Frage gestellt. Dass die Evakuierung von Millionen von Zivilisten selbst eine humanitäre Katastrophe größten Ausmaßes auslöste, gerät nach wie vor selten in den Blick.<sup>79</sup> In der kollektiven Erinnerung gilt die Ostsee daher nach wie vor gleichermaßen als ein Ort der Rettung und des Untergangs.

---

77 Bernhard SCHOBIG, Die Entwicklungen am Denkmalsareal in Oberschleißheim, in: Manfred HUBER (Hg.), Flucht und Vertreibung. 3. Fachgespräch Politische Bildung an historischen Orten des Nationalsozialismus und Gedenkstättenpädagogik, Gauting 2012, S. 43–52.

78 NIVEN, The Good Captain and the Bad Captain (wie Anm. 17).

79 Vgl. dagegen aber HAHN/HAHN, Die Vertreibung im deutschen Erinnern (wie Anm. 6), S. 260–296.



## Verzeichnis der Autorinnen und Autoren

Norbert FISCHER, Dr. phil. habil., apl. Professor am Institut für Volkskunde/Kulturanthropologie der Universität Hamburg sowie Privatdozent für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte am Historischen Seminar der Universität Hamburg. Forschungs- und Arbeitsschwerpunkte sind Küstengesellschaften und maritime Kultur, Landschaftsgeschichte und -theorie, räumlicher Wandel in verstädterten Regionen (Hamburger Umland) sowie Geschichte von Tod, Trauer und Gedächtniskultur.

Tim GEELHAAR, M. A., wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Goethe-Universität Frankfurt am Main. Forschungsschwerpunkte sind einerseits Kirchen- und Stiftungsgeschichte, politische Geschichte und Ideengeschichte mit Schwerpunkt Spätantike und Frühes Mittelalter, andererseits Sozialgeschichte des späten Mittelalters mit Schwerpunkt auf Küstengesellschaften.

Nina HINRICHS, Dr. phil., wissenschaftliche Mitarbeiterin am Lehrstuhl „Malerei und Didaktik“ der Universität Paderborn, Forschungsschwerpunkte: Kunstgeschichte der Moderne, Zeitgenössische Kunst, Kunstpädagogik, UNESCO-Welterbe.

Rudolf HOLBACH, Dr. phil., Professor für Geschichte des Mittelalters an der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg. Forschungsschwerpunkte sind die Wirtschafts- und Sozialgeschichte des späten Mittelalters und der beginnenden Neuzeit, speziell die Geschichte von gewerblicher Produktion und Handel, die Hansegeschichte, die Geschichte geistlicher Herrschaftsträger und Institutionen und das Mittelalter in der Geschichtskultur.

Sarah NEUMANN, Dr. phil., Lehrkraft für besondere Aufgaben (Schwerpunkt: Geschichte des Mittelalters) an der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg. Forschungsschwerpunkte sind die mittelalterliche Rechtsgeschichte, speziell die Geschichte der Gottesurteile, des gerichtlichen Zweikampfs und des Verrats sowie die Medizin- und Naturgeschichte des Mittelalters.

Dietmar von REEKEN, Dr. phil., Professor für Didaktik der Geschichte mit den Schwerpunkten Geschichtsunterricht und Geschichtskultur an der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg. Forschungsschwerpunkte sind die Theorie und Pragmatik historischen Lernens, lokale und regionale Geschichtskulturen sowie die neueste Geschichte Nordwestdeutschlands.

Stephan SCHOLZ, Dr. phil., Historiker an der Carl von Ossietzky-Universität Oldenburg mit den Forschungsschwerpunkten: Erinnerungskultur nach 1945, deutsch-polnische Beziehungs- und Wahrnehmungsgeschichte im 19. und 20. Jahrhundert.

Raimund J. SCHULZ, Dr. phil., Professor für Allgemeine Geschichte unter besonderer Berücksichtigung der Alten Geschichte an der Universität Bielefeld. Seine Forschungsschwerpunkte bilden das Verhältnis des Menschen zum Meer in der Antike, Krieg, Herrschaftsbildungen sowie transregionale Mobilität unter globalhistorischer Perspektive, ferner die Didaktik der Geschichte.

Michael SOMMER, Dr. phil., Professor für Alte Geschichte an der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg. Hauptarbeitsgebiet ist die Politik-, Institutionen-, Wirtschafts- und Sozialgeschichte der römischen Kaiserzeit; weitere Forschungsschwerpunkte sind die Geschichte der Phönizier, Fernhandel im antiken Mittelmeerraum sowie Mechanismen von Herrschaft und Integration in antiken Gesellschaften.

## Oldenburger Schriften zur Geschichtswissenschaft

Herausgeber:

Gunilla Budde, Thomas Etzemüller, Dagmar Freist, Malte Thießen, Hans Henning Hahn, Rudolf Holbach, Dietmar von Reeken

*Bisher sind in der Schriftenreihe folgende Titel erschienen:*

Ernst Hinrichs, Klaus Saul, Heinrich Schmidt (Hrsg.): Zwischen ständischer Gesellschaft und »Volksgemeinschaft«. Beiträge zur norddeutschen Regionalgeschichte seit 1750. Vorträge eines Kolloquiums zu Ehren von Wolfgang Günther am 14. und 15. Februar 1991. 1993, 242 S., ISBN 3-8142-0450-6, € 12,80

Hans Henning Hahn (Hrsg.): Historische Stereotypenforschung. Methodische Überlegungen und empirische Befunde. 1995, 209 S., ISBN 3-8142-0506-5, € 10,20

Michael Imhof: „Einen besseren als Stöcker finden wir nicht“. Diskursanalytische Studien zur christlich-sozialen Agitation im deutschen Kaiserreich. 1996, 282 S., ISBN 3-8142-0560-X, € 7,20

Martin Schnackenberg: „Ich wollte keine Heldentaten mehr vollbringen“. Wehrmachtsdeserteure im II. Weltkrieg, Motive und Folgen untersucht anhand von Selbstzeugnissen. 1997, 183 S., ISBN 3-8142-0602-9, € 7,70

Olaf Hartung: Pädagogische Überlegungen zu einer Geschichtsdidaktik des Reisens. 1999, 282 S., ISBN 3-8142-0634-7, € 12,80

Dick E. H. de Boer, Gudrun Gleba, Rudolf Holbach (Hrsg.): „... in guete freuntlichen nachbarlichen verwantnus und hantierung ...“. Wanderung von Personen, Verbreitung von Ideen, Austausch von Waren in den niederländischen und deutschen Küstenregionen vom 13. –18. Jahrhundert. 2001, 441 S., ISBN 3-8142-0753-X, € 20,50

Gerhard Wiechmann: „Man kann sagen, daß der Krieg ein lebensgefährlicher Sport ist“. Oldenburgische Lehrer und Seminaristen erleben den Weltkrieg 1914–1918. Eine Dokumentation erstellt auf Grundlage der Sammlung des Direktors des Oldenburgischen Lehrerseminars, Dr. Emil Künoldt (1850–1920). 2002, 239 S., ISBN 3-8142-0815-3, € 10,00

Regine C. Hrosch: Die historische Quelle Bild als Problem der Geschichtswissenschaft und der Vermittlung von Geschichte. Abbildungen zur Reformation in Geschichtsbüchern vom 16. bis ins 21. Jahrhundert. 2008, 574 S., ISBN 3-8142-2125-0, € 29,80

Christine G. Krüger, Martin Lindner (Hrsg.): Nationalismus und Antikenrezeption. 2009, 177 S., ISBN 3-8142-2145-8, € 14,80

Berit Pleitner (Hrsg.): Polen. Eine Reise. Erinnerungs- und Begegnungsorte. 2011, 325 S., ISBN 3-8142-2184-7, € 26,80

Britta Almut Wehen: „Heute gucken wir einen Film“. Eine Studie zum Einsatz von historischen Spielfilmen im Geschichtsunterricht. 2012, 116 S., ISBN 3-8142-2254-7, € 14,80

Claas Neumann: Medien, Praktiken und Akteure der öffentlichen Erinnerungskultur. Oldenburg. Gedenken an Flucht und Vertreibung im Zuge der 1950er Jahre. 2013, 194 S., ISBN 3-8142-2277-6, € 19,80

Bernd Mütter: Die Entstehung der Geschichtsdidaktik als Wissenschaftsdisziplin in der Epoche der Wetkriege. Ein Beitrag zur „Kultur der Niederlage in Deutschland“. 2013, 385 S., ISBN 3-8142-2273-8, € 26,80